



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

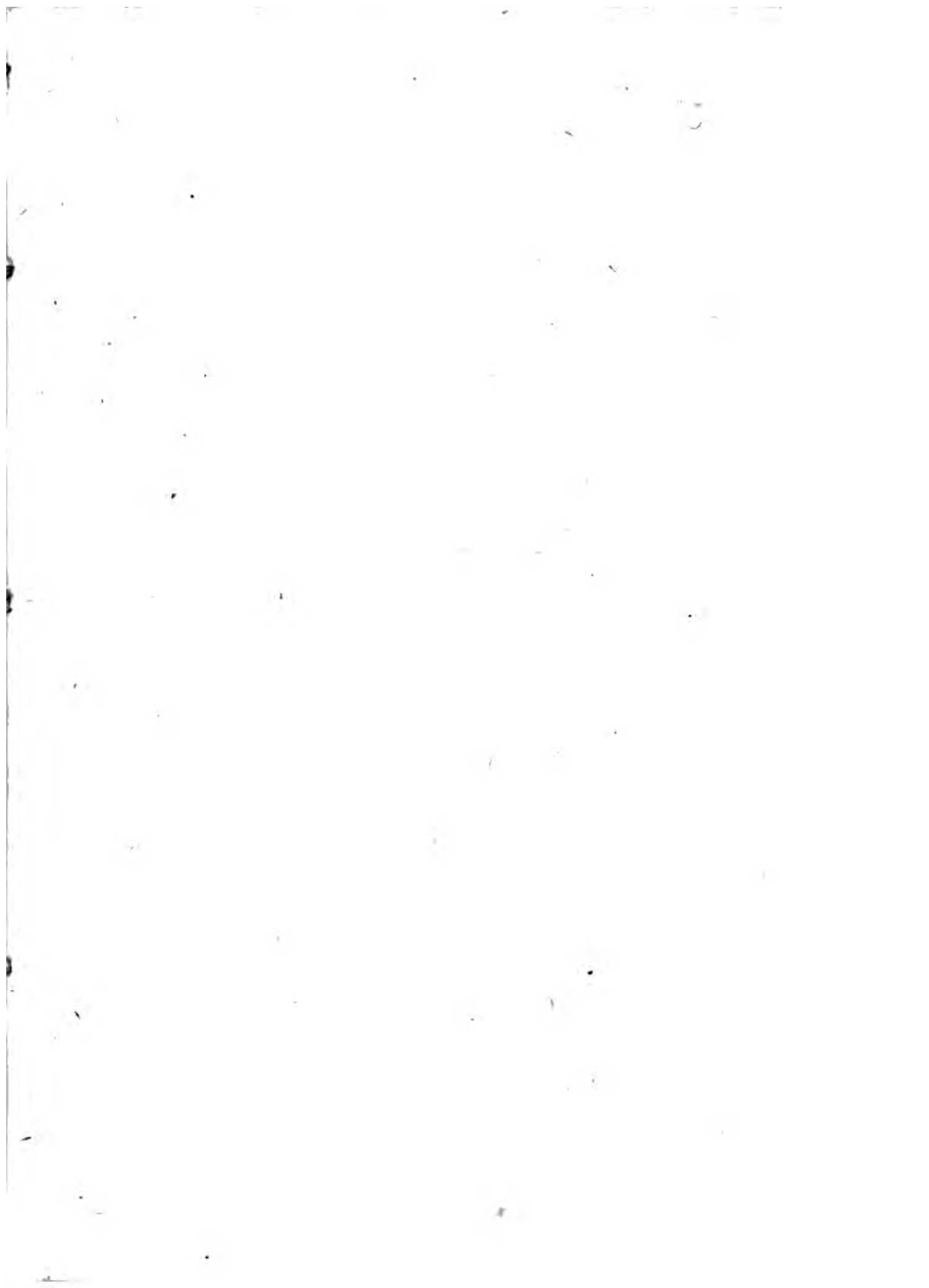


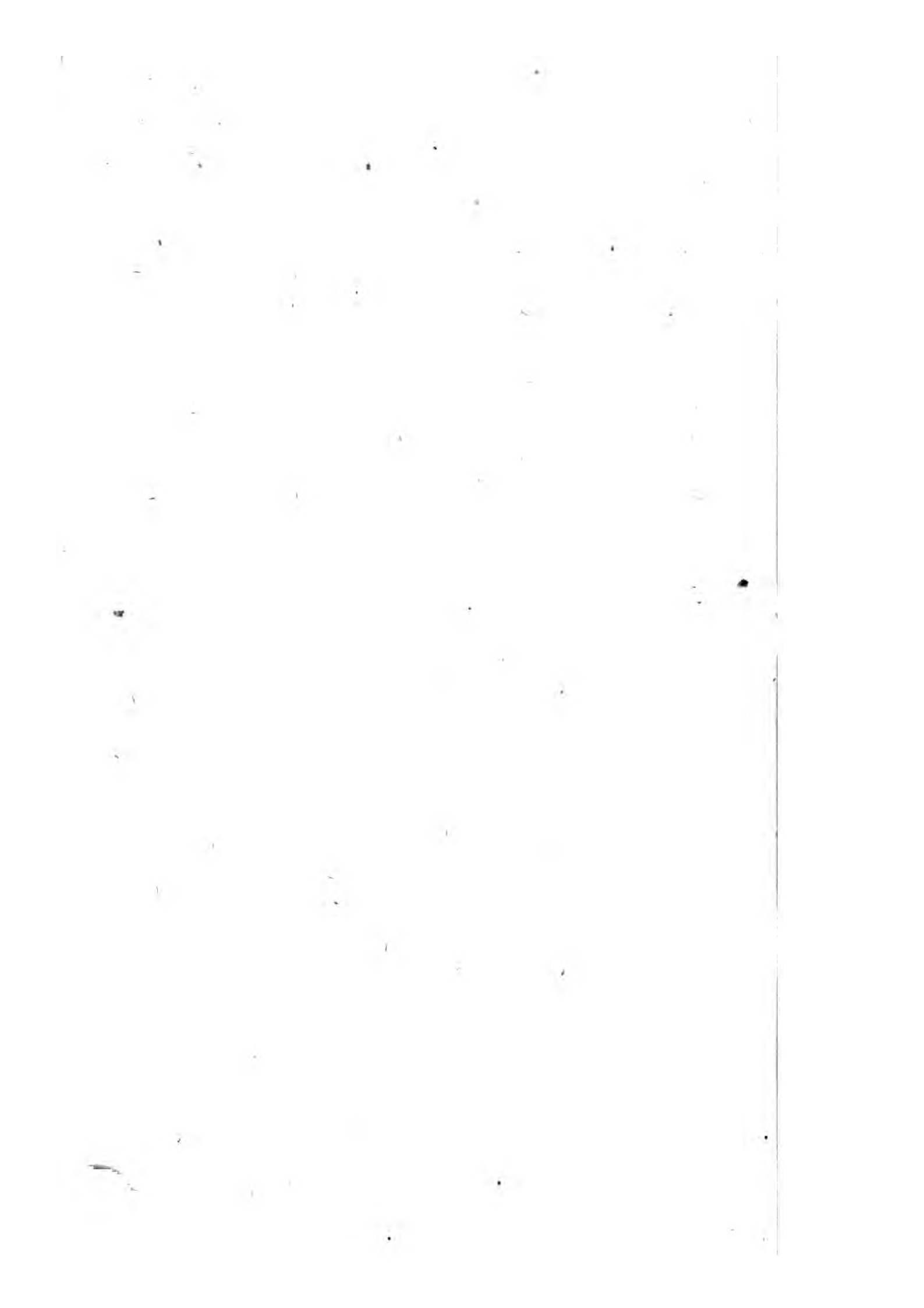


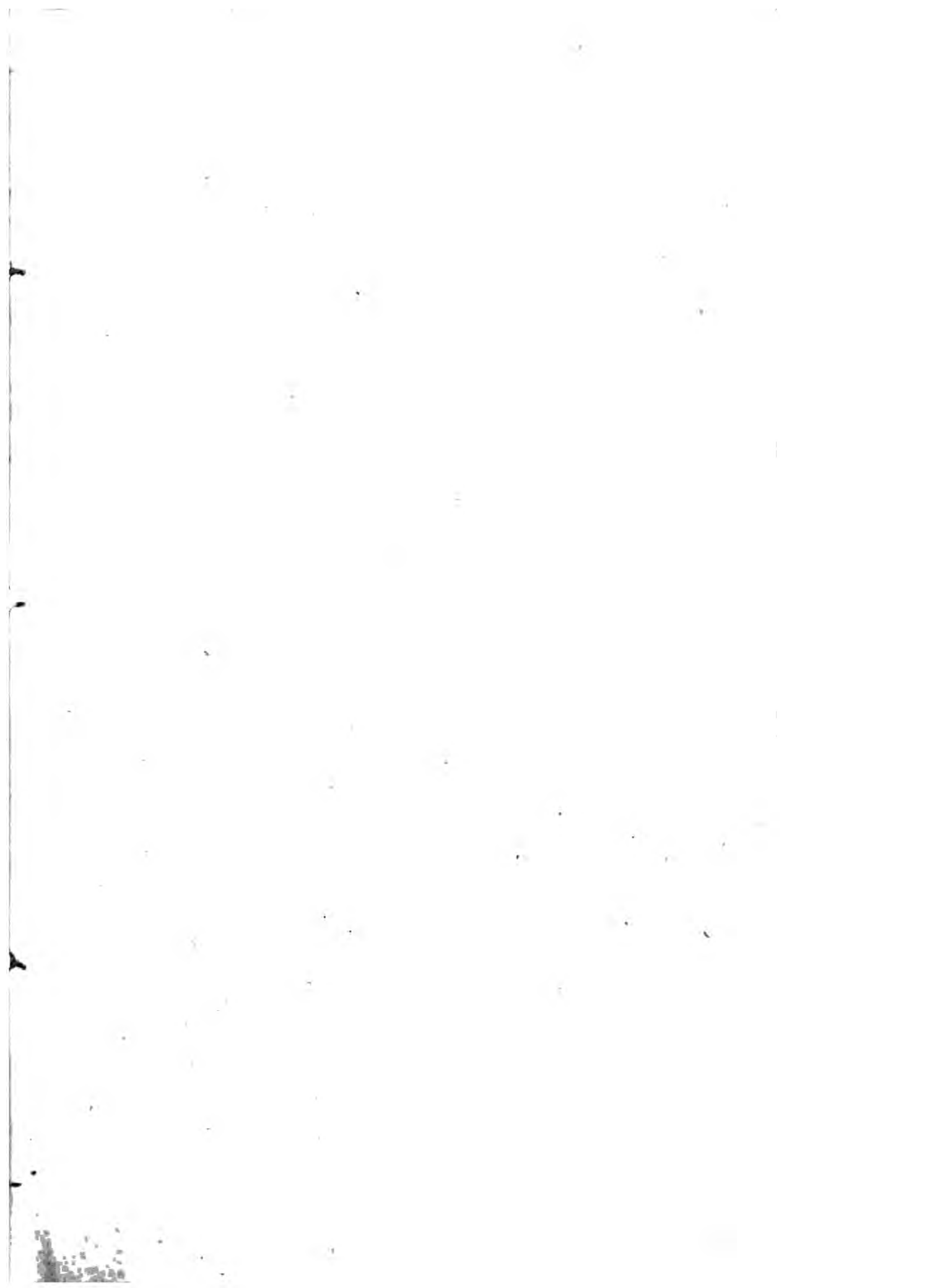
PRESENTED TO THE LIBRARY  
BY  
PROFESSOR H. G. FIEDLER

Fiedler ALDS. III A.59











*W. Goussier del.*

*L. J. B. sculp.*

# Die Familie von Halden.

---

Von  
August Lafontaine.



Erster Band.

---

Dritte verbesserte Auflage.

---

Berlin,  
in der Boffischen Buchhandlung.  
1803.

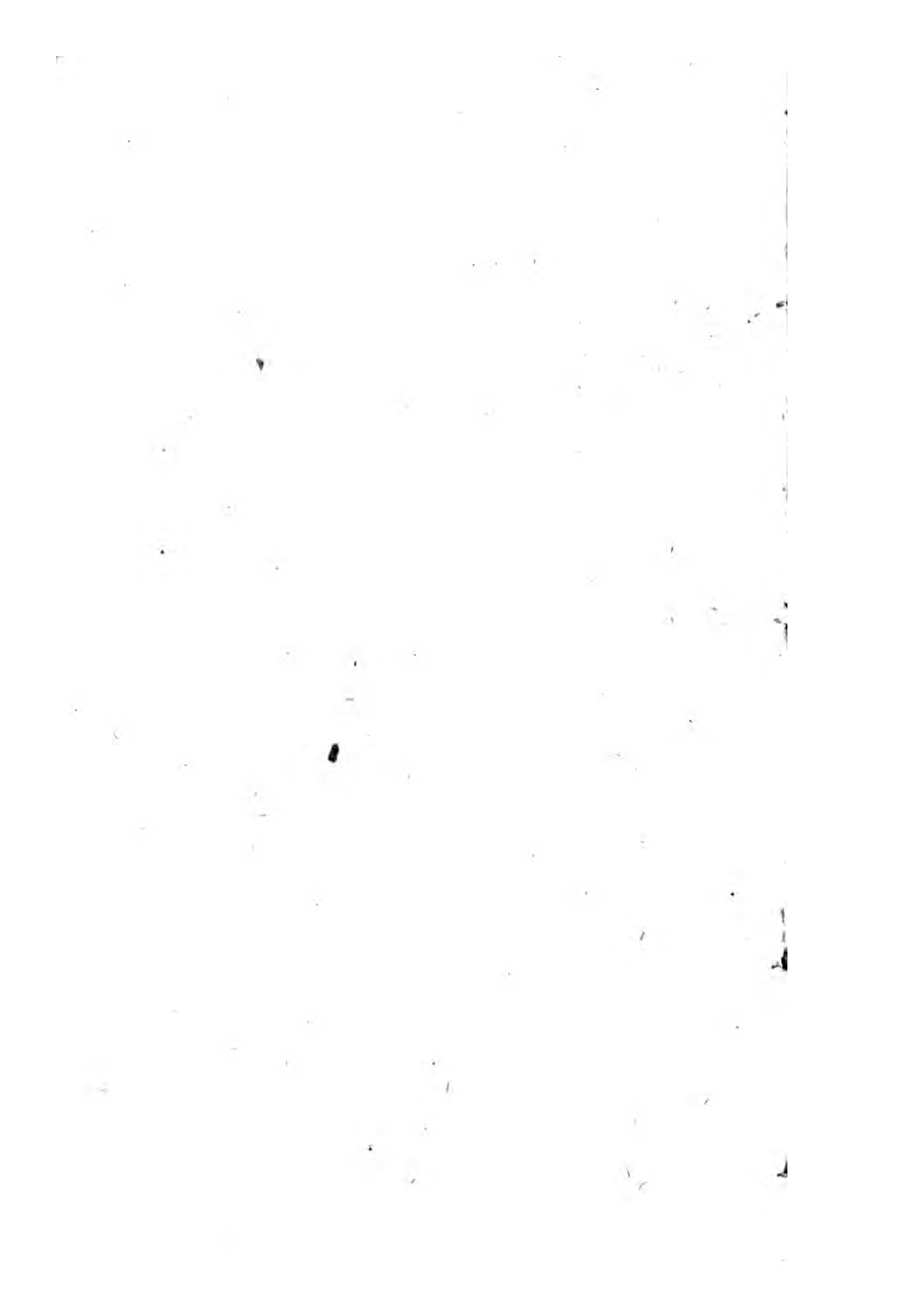




# Die Familie von Halden.

---

Erster Theil.



---

Der Major von Halden, der erst in der Nacht von einer Reise wieder auf sein Gut Solingen zurückgekommen war, ritt in der prächtigsten Husaren-Uniform über die Zugbrücke von Moorberg. Er hielt seinen Fuchs an, warf einen Blick auf das neu angestrichene Thor, durch welches er eben einreiten wollte, that einen kräftigen Schwur, zog die schwarzen Augenbraunen zusammen, und sprengte auf den Hof seines Bruders, des Kammerherrn von Halden, der in einem weißen, gestickten Kleide auf der Freitreppe (Perron) stand und in einem weichtlichen Tone zu ihm sagte: guten Morgen, lieber Bruder. Es freuet mich, daß du noch zur Taufe kommst. „Hennig!“ rief der Major seinem Reitknechte zu; „nimm mir den Fuchs in Acht! er ist warm! — Gratullire,

Bruder, zu dem Jungen. Alles wohl auf?" Mit diesen Worten drückte er den Kammerherrn an sich, und bedeckte ihn mit Flecken, die ihm der kothige Weg verursacht hatte. — Aber, lieber Bruder, wie du mich zurichstest! sagte der Kammerherr. Du denkst doch an nichts! — „Ja, zum Henker!“ erwiderte der Major eifrig; „an den Lumpen, der da auf deinen Schultern hängt, dacht' ich freilich nicht. An deinen Erstgebornen, an deine Vaterfreude, und daß du mein Bruder bist: daran dacht' ich; und da wollt' ich dich an mein volles Herz drücken. Auf Ehre, ich hatte vergessen, daß der Weg schlecht ist. Nun, laß gut seyn, Bruder Toffel. Was macht der Junge?“ Jetzt faßte er den Kammerherrn wieder in die Arme; und dieser zog ihn eilig in das Haus.

Der Major glich einem Bilde, das auf ein gefalztes Papier gemahlt ist: von der einen Seite ein Todtenkopf, ein gräßliches Gesicht; und von der andern ein hübsches Mädchen, oder ein Blumenstrauß. Er war, zum Beispiel — Doch du, freundlicher Leser, magst dir selbst ein Gemählde von ihm entwerfen, wenn du weiter liest; ich habe davon den Vortheil;

daß ich mit ihm thun und lassen kann, was ich will: und, ehrlich gestanden, das Gleichniß mit dem doppelten Gemälde auf gefalztem Papiere paßt nicht auf den Major allein, sondern auf die meisten Menschen.

„Aber, Bruder,“ sagte der Major auf der Treppe, „was in aller Welt hast du mit dem Schloßthor angefangen? Ich verstehe zwar nichts von allen Euren schönen Herrlichkeiten, von Superporten, Antiken, und dergleichen . . .“

„Nun, eben weil du davon nichts verstehst, Bruder, so . . . Du mußt doch immer disputiren!“

„Nein; aber so viel begreife ich doch wohl, daß an eine Zugbrücke, die so alt ist wie Gustav Adolph, kein Thor gehört mit den neuen Antiken, den Griechischen Jungfern, und Engeln mit Ziegenfüßen, die um einen Altar tanzen. An ein Komödienthaus mag das taugen, aber nicht an eine Zugbrücke. Das ist gerade, als wollt' ich eine Schwadron Husaren mit Sonnenschirmen aufmarschiren lassen. Die angenagelten Habichte und Uhue gefallen mir nun eben auch nicht: denn das sieht aus, als hätte

der Herr da sein Wapen, sein Zeichen oder sein Porträt anmahlen lassen; aber die Jungfern gehören doch eben so wenig dahin."

"Nun? fragte der Kammerherr lächelnd; was gehört denn dahin, lieber Bruder? Antworte einmal."

"Was weiß ich, was dahin gehört! Nur das nicht, was du da hast mahlen lassen. Wenn denn durchaus gemahlt seyn müßte, so ließe ich die Geschichte des barmherzigen Samariters auf das Thor mahlen, und darüber setzen: hier wohnt er; der Samariter nehmlich. Aber nein! das sähe wieder aus, als wollte man mit seinem Oehl und Weine groß thun; und wo ein Samariter wohnt, das weiß der Arme auch ohne Gemähde. — Wer steht denn noch Gevatter?"

Der Kammerherr nannte ihm die Puthen, und führte ihn in die Wochenstube. Hier machte der Major der Wöchnerin eine kleine Verbeugung, und murmelte etwas, das man eben so gut für: „der Henker hol!“ als für: „ist Ihnen denn wohl?“ halten konnte. Nun aber tief er an die Wiege, nahm den Jungen auf seine Arme, und drückte ihn mit guther-

folgen Blicken an seine Brust. „Es ist doch erlaubt?“ fragte er seine Schwägerin mit einer Art von Scheu. Sie nickte mit einer freundlichen Miene, und sagte: ich hoffe, Herr Bruder, Sie werden das Kind so gut als Ihren Sohn betrachten, wie wir selbst.

„Wirklich, Frau Schwester? darf ich das?“ fragte er mit frohen Blicken, und trat mit dem Kinde an das Bett. „Nun, so sey mir doppelt, tausendmal willkommen hier in dieser Frühjahrs-Welt, wo dem ehrlichen Manne bald Stürme um die Nase pfeifen, bald wieder die Sonne lacht. Werde ein guter Mensch, Junge; und dann sey nicht bange vor den Stürmen! Sie wehen dir nichts als ein wenig Bermuth in den Honig; und am Ende hast du Schutz im Sarge, wie du ihn schon im Mutterleibe hattest.“

Frau von Halden schüttelte mit einem angenehmen Lächeln den Kopf, und lispelte: wenn Sie Sich nur die Ausdrücke abgewöhnen wollten, lieber Herr Bruder! — Der Major legte geschwind den Knaben in die Wiege, und fragte etwas scheu: „hab' ich wieder etwas gesagt, das sich nicht schickt?“ Sie schlug



ihm freundlich auf die Hand, und flüsterte ihm zu: wer spricht denn wohl so gerade heraus vom Mutterleibe? — Der Major sann ein wenig nach. „Soll mich . . . Auf Ehre, da weiß ich nun nicht, wie man anders sagen könnte! Wahrhaftig, Frau Schwester, ich will es Ihnen gern recht machen: denn Sie müssen Sich nicht ärgern; aber da weiß ich nun meinem Vathe keinen Rath, wie ich das anders hätte geben sollen.“

In der Mutter Schooße, wäre schon feiner gewesen, erwiederte Frau von Halden.

„Ja, gehorsamer Diener! Ist ein Kind erst da, so giebt es auch schon Noth. Das wollt' ich nicht sagen. Aber es mag gut seyn. Ich will mir den Ausdruck schon merken, ob er gleich ein wenig uneben ist. Also in der Mutter Schooße! Nun, Gott ehre mir die neuen Erfindungen!“

Sie sind ein loser Mann, sagte die Frau von Halden, und reichte ihm die Hand. Er küßte sie ihr; dann ging er zu seinem Bruder, und sagte: „du solltest Gott bitten, daß deine Frau jeden Monath in die Wochen käme; denn heute ist sie ein Engel des Lichts.“

„Das sag' ich dir ja, Bruder! Du verkennst meine Frau. Sieh Acht, du sollst sie wohl noch lieben lernen.“

„Herzens Toffel! . . . Bruder, wollte ich sagen . . . mit tausend Freuden! Wer thäte das nicht gern!“ —

Nun wurde zu einem zweiten Punkte, dem Nahmen des Kindes, geschritten. An diese Verhandlung ging die gnädige Frau mit einiger Aengstlichkeit; denn der Major hatte schon oft behauptet, daß der Pathe dem Kinde einen Nahmen geben müsse; und in Absicht der Nahmen war er gar nicht delikar. Er nannte seinen Bruder noch häufig Toffel, weil er ihn in der Kindheit so genannt hatte; und so oft auch die Frau von Halden diesen Nahmen für abscheulich erklärte, so blieb dennoch der Major bei seiner Behauptung: ein Nahme ist ein Nahme! „Und Toffel,“ setzte er jedesmal hinzu, „klingt besser, als Karl, Eduard und Franz,“ (die Lieblingsnahmen der gnädigen Frau). Beide wurden bei einem Streit über diesen Gegenstand jedes Mal heftig. Frau von Halden hatte ihre Vorliebe für gewisse Nahmen aus Romanen, und der Major die seinige

für andre aus den Begebenheiten, die er erlebt hatte. Er liebte die Nahmen Fritz, Peter, Christoph, und Hennig. Fritz hieß sein König; Peter hatte sein Vater geheissen; Christoph hieß sein Bruder; und Hennig — Doch dieser Nahme erfordert die Erzählung einer Begebenheit, welche der Leser bald hören wird.

Frau von Halden würde sogleich mit ihren Nahmen hervorgekommen seyn, wenn sie nicht geglaubt hätte, des Majors in diesem Punkte schonen zu müssen. Der Mann war sehr reich, und, obgleich noch in seinen besten Jahren und sehr rüstig, dennoch halb und halb entschlossen, unverheirathet zu bleiben, weil er kein Mädchen finden konnte, das ihm seine rauhe Außenseite zu gute gehalten hätte. Ihn schon bei der Taufe gegen seinen Neffen einzunehmen, das ging nicht, wie die kluge Schwägerin wohl einsah. Den Nahmen Franz konnte er nun einmal nicht leiden, weil er aus dem siebenjährigen Kriege her eine natürliche Antipathie gegen alles Oestreichische hatte. Eduard war ihm ungewöhnlich, weil er keine Romane las und von England nicht viel mehr wußte, als daß der König Georg helße, und

unter einem Parlamente stehe. Karl schlen ihm recht gut; aber er schüttelte doch den Kopf, weil ihm dabei immer das Wort Kerl einfiel, dessen er sich nur im Zorne bediente.

Frau von Halden eröffnete die Verhandlung über die Namen ihres Kindes schon den Vormittag, und einige Damen aus der Nachbarschaft mußten ihr Beistand leisten. Man saß in einem halben Kreise um das Wochenbett her. Welchen Namen, fing die gnädige Frau an, haben Sie denn meinem Sohne zugebracht, Herr Bruder? Der Major merkte, daß es jetzt auf einen Streit los gehen würde, und strich mit der Hand den Schnauzbart in die Höhe. „Wenn ich den Jungen recht väterlich lieben soll,“ sagte er trocken, „so muß er Hennig heißen.“

Hennig? riefen die Damen alle auf einmal; Hennig! welch ein häßlicher Name!

„Häßlich? warum denn häßlich?“

Weil gerade die gemeinsten Leute so heißen, sagte Frau von Halden; die allergeimesten Leute!

Der Major strich sich unwillig über das Gesicht. Er hatte sich vorgenommen, heute seiner

Schwägerin in Allem Recht zu geben; aber das war denn doch allzu arg. „Die armen Menschen!“ brummte er; „sollen sie denn nicht einmal die Kleinigkeit mit uns gemein haben? sollen sie denn ganz verlernen, daß sie unsre Nächsten sind?“ Er knüpfte die Schnürre an seiner Uniform auf und zu, und suchte zu lächeln, so schwer ihm das auch wurde.

Aber, lieber Major, fing sein Bruder an, sag doch endlich einmal, wie hast du die seltsame Vorliebe für diesen wunderlichen Namen bekommen? Ich lasse Peter und Christoph gelten; hat aber jemals einer von deinen Verwandten Hennig geheißen?

Der Major zog die Augenbraunen zusammen und wieder aus einander. „Ja,“ sagte er endlich, nach einigem Besinnen; „ich will Ihnen Allen erzählen, wie das gekommen ist. Es betrifft freilich wieder nur einen gemeinen Menschen; aber wenn dieser Mensch nicht gewesen wäre, so säße ich hier nicht, und könnte mich nicht darüber freuen, daß mein Bruder Vater ist. — Laß doch meinem alten Hennig eine Flasche Wein geben, während ich hier von ihm erzähle, und sag ihm, er soll sich damit in das Vorzimmer setzen.

Der Kammerherr gab Befehle, und der Major fing an. „Wir standen Anno sechs und funfzig, als ich eben erst Stabsrittmeister geworden war, in Böhmen. Ich hatte den Vorposten in einem Walde voller Schlüfte, und darf wohl sagen, daß der König mich zu diesem Posten ausgesucht hatte. Damals war ich ein Brausekind, meine Damen: ob ich schlief, oder nicht, das galt mir gleich. Nun, es kam darauf an, die Kaiserlichen Vorposten immerwährend in Alarm zu halten. Ich saß ihnen also Tag für Tag auf dem Halse, und es liegt da manches ehrliche Mutterkind begraben. Heber Gott! . . . Die Panduren hatten mir den Tod geschworen. In einer Nacht . . .“ Er ging an die Thür, und rief hinaus: „wann war es, Hennig, als wir die Panduren auf uns hatten?“ — Den sechzehnten Oktober! antwortete eine Bassstimme in dem Vorsaale. — „Den sechzehnten Oktober also umgingen uns die Feinde. Ich schlief die Nacht einmal aus, weil ich in acht Tagen nicht aus den Stiefeln gekommen war. Ehe wir es uns versehen, fällt hinter uns Schuß auf Schuß, und als wir aufspringen, ist der ganze Busch

mit Kroaten und Panduren besetzt. Ich war zu Pferde; aber ein Schuß, und da lag mein Fuchs. Meine Husaren machten sich auf und davon. Nun sprangen ein Paar Kroaten hervor, um mir den Gnadenstoß zu geben. Ich geschwind an eine Eiche, um mir den Rücken zu decken. Nun hör' ich den Hennig, der da draußen sitzt, rufen: unser Rittmeister, Leute! Wer ein braver Kerl ist, rettet ihn! Damit wendete er sein Pferd, und flog auf mich zu. Die Kroaten sprangen wieder in den Busch; und ich — es ist da keine Schande seine Beine zu gebrauchen — ich trotzte neben Hennigs Pferde her. Der treue Mensch bot mir wohl hundertmal sein Pferd an; aber wer hätte es da nehmen mögen! Paff! ging es; und ich hatte einen Schuß hier im . . . im . . . wie nennt man den Theil, auf dem man sitzt, Frau Schwester? Na, im Schooße. Kamerad, sagte ich zu Hennig; rett! ich habe mein Theil. Aber Hennig ritt nicht. Wir kamen eben aus dem Busche. Er stieg ab; doch nun konnte ich nicht auf das Pferd, so gern ich auch wollte. Ich humpelte neben her, und Hennig schleppte mich mehr, als ich ging.

Wir waren eine Strecke vorwärts auf dem Wege nach einem Dorfe zu; da kamen zwei Kroaten aus dem Busche, und riefen uns nach: wart! du sollst nicht weit kommen! Ich sah mich um; und, straf mich Gott! der Kerl . . . nun, er war Feind — der Kroat lud sein Gewehr wieder. Reit, sagte ich, Hennig; der Kroat ladet die Büchse. So soll ihn das heilige Wetter! sagte Hennig, und ließ mich los. Geschwind sprengte er zurück, und jagte die Kroaten in den Busch. Dann rief er mir zu: vorwärts, Herr Rittmeister! Ich will Ihren Rücken decken. Ich hinkte dem Dorfe zu, und Hennig blieb immer hundert Schritte hinter mir. Dann kam er nach; aber den Augenblick waren auch die Kroaten wieder aus dem Busche, und hinter uns her. Sie können denken, daß ich mir den Weg nicht mit Pfaffen vertrieb. Ich sah gar keine Hülfe mehr, und machte meine Rechnung mit dem lieben Gott. Die Kroaten riefen meinem Hennig zu: reit, braver Preuße! Nur deinen Rittmeister müssen wir haben; dem ist der Tod geschworen. Auch ich sagte: reit, Hennig! Ja, er ritt; aber immer den Kroaten entgegen. Die Kugeln piffen dem



ehrlischen Menschen um die Ohren. Auf einmal ging es: pass! und ich hörte, daß es traf. Mein alter Hennig hatte eine Kugel in die Wade bekommen. War's ins Schwarze, Kamerad? riefen die Kroaten. Hieher schleßt! antwortete er, und zeigte ihnen den Ort, . . . ja den Ort, den man nicht zeigen darf, . . . und lachte laut. Kerl, Ihr schießt ja wie Hundsfötter! — Frau Schwester, ich führe den Hennig nur redend ein — trifft alte Steine, aber mich nicht! Und damit sprengte er wieder auf sie zu. Nachher sagte er mir: ich biß die Zähne auf einander; sie sollten nicht merken, daß ich blessirt war, weil ihnen das sonst Muth gemacht hätte. Und so blieb der Alte bei mir bis in das Dorf hinein.”

„Die Kroaten kamen nach, aber nun ihrer schon vier. Was war zu thun? Hennig konnte wegen seiner Wunde nicht vom Pferde herunter, und ich nicht hinauf. Reit, Hennig! sagte ich, und hielt ihm Börse und Uhr hin. Du bist eine treue Seele; ich will Quartier für dich im Himmel machen. — Herr Rittmeister, ich reite nicht. Wenn ich nur von der Währe hinunter könnte!”

„Das

„Das Dorf war ganz leer; keine Seele darin, die uns hätte helfen können. Ueber den Zaun weg sahen wir die Kroaten schon heran schleichen. Auf einmal kam vom andern Ende des Dorfes ein junges, hübsch gekleidetes Mädchen, und rang die Hände. Da kommen die Unmenschen! rief sie, und zeigte auf die andre Seite des Dorfes. Mein Hennig ritt an sie heran. Mädchen, sagte er, willst du dort oben den Himmel verdienen, und noch vorher hier unten einen wackern Bräutigam, so hilf da den jungen hübschen Officier verstecken. Das Mädchen sah mir in's Gesicht. Ich war damals — das weißt du, Bruder — ein hübscher Mann; erst das letzte Jahr hat mich alt gemacht. Liebes Mädchen, fing ich zitternd an, Gott wird es Ihnen lohnen, wenn Sie mein Leben retten. O ja, von Herzen gern! nur hier herein! sagte das Mädchen. Ich hinkte in ein Haus; und es war hohe Zeit. Sie schlug eine Tapete zurück, machte eine Thür auf, die bloß Wand schien, und ließ mich in ein dunkles Zimmerchen oder Winkelchen treten. Mein Hennig sah vom Pferde hinunter durch das Fenster. Gott Lob! rief er, als ich in St.

herholt war. Ich sank nun auf ein Bund Stroh nieder, das in dem Winkelchen lag, und verband meine Wunde. Kaum war ich damit fertig, so fiel ein Schuß; und bald nachher hörte ich meinen Hennig rufen: Pardon, Kamerad! Die Kroaten fragten: wo ist dein Pferd und dein Officer? — Ihr fragt noch lange? Wäre ich ein ehrlicher Kerl, wenn ich meinem Rittmeister nicht durchgeholfen hätte? Aber gezeichnet habt ihr ihn auf Lebenszeit, und mich dazu.”

„Nun entstand ein Gezänk; auch hörte ich Pferde kommen. Die Feinde droheten meinem Hennig: sie wollten ihn auf der Stelle niederschießen, wenn er nicht sagte, wo ich wäre. Hinausgeritten ist er nicht, rief einer; wir haben das ganze Dorf besetzt. Sucht ihn! — Erlebt er den Abend, rief dieselbe Stimme, so haltet mich für einen Schurken!”

Nicht lange, so kam man in das Haus, worin ich versteckt war, und fand das Mädchen. Wo hat Sie den Preußen hingesteckt? fragte eine raube Stimme. Ich vergaß meinen Schmerz aus Furcht vor der Antwort des Mädchens, und konnte kaum Athem holen.

Den Husaren-Officier? sagte das Mädchen; o, der ist weggeritten, da links, durch die Gärten."

„Ich hoffte schon, es sollte alles vorbey seyn; aber auf einmal kam einer, der hatte Hennigs Pferd todt gefunden. (Hennig war nehmlich, so bald er mich versteckt sah, an einen Graben geritten. Da hatte er sich, trotz allen Schmerzen, vom Pferde geworfen, es vor den Kopf geschossen, und in den Graben gestürzt, um sagen zu können, ich sey schon weg.) Jetzt fing man an, meinen alten Hennig zu examiniren. Wollt ihr nicht glauben, daß er fort ist, sagte der, so sucht ihn selbst. Nun hörte ich eine fürchterliche Stimme, die ich sehr wohl kannte. Sie gehörte einem Granitzer-Officier, der mir schon lange den Tod zudachte, weil ich ihm einmal zehn Wagen mit Beute weggekapert hatte. Noch drei Minuten! rief die Stimme; sieh, hier ist die Uhr! Und sagst du dann nicht, wo dein Officier ist, so schließ' ich dir den Kopf ein. — Drei Minuten, gab Hennig zur Antwort, oder drei Augenblicke, oder drei Jahre: das ist alles Eins. Wollen Sie mich todt-schießen —

nun, ich stehe in Gottes und Ihrer Hand. Wo mein Rittmeister ist, weiß ich nicht."

„In dem Augenblicke schleppten sie das Mädchen zu dem Officier. Ich hörte sie schreien; und mein Hennig erzählte mir nachher: ich wurde todtenbleich, als ich das Mädchen sah; indeß machte ich ihr mit einem festen Kopfnicken Muth. Herr Lieutenant, sagten die Kroaten, das Mädchen weiß, wo er ist. Der Granizer setzte ihr die Pistole auf die Brust, und befahl ihr, zu gestehen. Sehen Sie, meine Damen, ich wollte hinaus, als sie meinem Hennig mit dem Todtschleßen droheten. In Gottes Nahmen, dacht' ich, und richtete mich schon vom Strohe auf. Aber nun ging der Verband los. Ich sank nieder, und kam erst nach einer Stunde, als schon alles vorbei war, wieder zu mir." — „Hennig!" rief jetzt der Major zur Thür hinaus; „komm her, und erzähle weiter."

Hennig stellte sich mitten in das Zimmer, und erzählte. „Nun, sie hielten dem Mädchen Säbel und Pistole vor die Brust, und das arme Kind schrie erbärmlich. Ich lag an der Erde, und Gott weiß, wie mir zu Muth war.

Daß die Feinde das Mädchen nicht todtschießen würden, mußte ich nun wohl; aber ich fürchtete, sie würde plappern. Doch das Mädchen konnte schweigen wie das Grab. Sie war bleich wie die steinernen Puppen, die hier im Garten stehen, aber auch eben so stumm. Nun ging es wieder über mich her. Der Officier spannte den Hahn; und ich betete ein andächtiges Amen: denn zum Vaterunser läßt einem so ein Ding keine Zeit; ich wäre nicht durch die erste Bitte gekommen. Auf einmal sprengten unsere Leute in's Dorf. Hund! rief der Officier. Aber in dem Augenblicke hatte ich einen Kroaten bei den Beinen, und riß ihn um, und auf mich. So konnte der Officier nicht nach mir schießen, und ich kam glücklich davon. Er und alle Andern machten nun, daß sie weg kamen. Den Kroaten hielt ich fest, und er rief: Pardon! Das brave Mädchen stand noch immer zitternd da. Ich kroch zu ihr hin, und — küßte ihr die Füße, mit Respekt zu sagen, weil das hundsich ist; aber es galt ja meinem Rittmeister. Wir holten nun meinen Herrn aus seinem Winkel hervor. Ach, Herr Oberstwachmeister, wenn wir Beide doch

einmal das Mädchen wiedersehen sollten! Der haben Sie das Leben zu verdanken. Ich mußte in das Lazareth; und die durfte Sie pflegen und warten, bis das Dorf abbrannte! . . . Wo mag sie seyn! Wer weiß, wo sie sich jetzt in der Irre umher treibt! Nun, wir werden sie ja wiederfinden, und wenn es auch erst im Himmel wäre."

Der Major zog sein Schnupftuch hervor, und trocknete sich die Augen. „Nein, nicht in der Irre, Hennig. Ich glaub' es nicht. Eine solche That bleibt nicht unbelohnt."

„Meine letzte Rinde Brot wollt' ich mit ihr theilen, Herr Oberstwachtmelster; betteln wollt' ich für sie, stehlen, wenn es seyn müßte."

„Wolltest du das, ehrlicher Hennig? Nur nicht stehlen; sonst alles! Sie verdient es. Hennig, sie hat mich gepflegt; du hättest nicht mehr für mich thun können, so lieb du mich auch hast. Gott gebe ihr gute Tage, wo sie auch ist! Ich denke noch immer, wir müssen sie einmal wieder finden, hier noch, Hennig, nicht erst im Himmel, wie du sagtest. Es ist ja erst neun Jahre her."

Frau von Halden hatte schon lange Kopf und Augen bald hier, bald dahin gedrehet, aus Verdruß darüber, daß ihr Schwager den Retter seines Lebens in das Zimmer kommen ließ; und jetzt, da er gar ein Gespräch mit dem Alten anfang, das so bald nicht enden zu wollen schien, verging ihr die Geduld gänzlich. Indeß sie wollte heute den Major schlechterdings nicht böse machen; daher verlangte sie ihre Börse, nahm einen Speciesthaler heraus, rief Hennig an das Bett, und sagte sehr freundlich: wirklich, guter Hennig, die Familie ist Ihm für Seine Treue Dank schuldig. Mit diesen Worten drückte sie ihm das Geldstück in die Hand.

Hennig legte den Thaler wieder auf das Bett, und sagte: nein, Ihr Gnaden; dafür nehme ich nichts. Es war meine Schuldigkeit.

Der Major sah über Hennigs Schulter, und sein Gesicht verwandelte sich, als er den Thaler erblickte. Er zitterte vor Zorn. „Alter!“ rief er, und drehete seinen Hennig zu sich um: „nimm ihnen das nicht übel! Die Menschen wissen nicht, was es heißt, das Leben für einen wagen! . . . Frau Schwester, der



Hennig ist so arm nicht! Wenn ich sterbe, so bekommt er jährlich bis an seinen Tod vierhundert Thaler; und so lange ich lebe, fehlt es ihm an nichts. Er hat den Schlüssel zu meinem Geldschranke, und er allein weiß, wie viel ich habe."

"Nun ja doch, sagte die Schwägerin einlenkend; auf dessen Treue kann man Häuser bauen. Das hat er verdient."

"Verdient?" rief der Major eifrig. "Nichts hat er verdient; denn Hennig weiß, daß ich bereit bin, alle Tage mein Leben wieder für ihn zu wagen. — Daß er hinter mir her reitet, daß er steht, wenn ich sitze, seinen Wein im Vorzimmer trinkt: das ist sein Wille, nicht meiner. Aber daß er mich liebt, daß er mein Freund ist, daß er sein Leben noch einmal für mich wagen würde, wenn es Noth thäte: das ist es, das kann mich freuen." Er umfaßte den Alten, drückte ihn an seine Brust, küßte ihn auf die Lippen, und sagte: „geh, mein lieber Hennig, und trink deinen Wein, wo du willst."

"Die Dame hatte den Major mit ihrem Speiselesthaler aufgebracht, und nun würde er ihr

bei allem, was sie hätte sagen mögen, widersprochen haben. Das war sonst immer der Anfang zu einem heftigen Saufe, der sich zuletzt damit endigte, daß der Major seinen Fuchs verlangte, nach Hause sprengte, und nicht eher wiederkam, als bis man ihm sagen ließ, daß sein Bruder oder seine Schwägerin sich nicht wohl befänden. Dann kam er, und gab so lange gute Worte, bis wieder etwas vorfiel, das seinen Zorn reizte, woran es denn niemals fehlte. Heute aber hatte die Dame geheime Ursachen, es nicht so weit kommen zu lassen; daher reichte sie dem Major die Hand aus dem Bette, und sagte: Sie sollten mir das nachsehen; ich bin ja krank!

Das braune, zusammengezogene, saure Gesicht des Majors wurde nun sogleich wieder gutherzig und freundlich. Er setzte sich an ihr Bett, küßte ihre Hand, und sagte lieblosend: „aber poß Daus! bald hätte ich vergessen, was ich meinem Pather mitgebracht habe.“ Nun mußte Hennig einen Mantelsack in das Zimmer bringen. Der Major packte ein Stück Atlas aus, und ein Paar sehr kostbare Ohrgehänge: dadurch wurde der Friede vollkommen wieder hergestellt.

Frau von Halden zitterte, wenn sie an den Namen Hennig dachte; aber auch das lief glücklicher ab, als sie vermuthete. Der Kammerherr flüsterte seinem Bruder zu: der Arzt hat erklärt, er könne für nichts stehen, wenn man der Wöchnerin in den ersten neun Tagen nicht allen Willen thue. Ich bitte dich also, gieb in Absicht des Nahnens nach. — Anfangs meinte der Major: „man kann ja die Taufe aufschlehen, bis die neun Tage vorüber sind; heute ist ja schon der siebente.“ Indes bald sah er, daß die gnädige Frau sich dazu nicht verstehen wollte. „Nun denn,“ sagte er zuletzt; „so nenne ihn in Gottes Nahmen Franz, wenn das zur Gesundheit deiner Frau beiträgt. Gott behüte mich, eine kranke Frau, die mit Schmerzen Mutter geworden ist, zu betrüben! Und wenn ich es recht bedenke, so kommt es im Grunde auf die Mutter an, ihr Kind zu nennen, wie sie will, und wollte sie es — Gott behüte uns! — Urian nennen. Nur muß sie nicht glauben, daß sie auch das Recht hat, einen Urian daraus zu ziehen. Uebrigens, Bruder, steckt in den Nahmen eine gewisse Kraft. Heiße der Junge Hen-

ntig, so . . . Doch, bei der Erziehung habe ich auch ein Wort mitzureden; und ein Hennig soll der Junge, will's Gott werden, wenn er, wie gesagt, auch Franz bleibe." Frau von Halden war mit ihrem Siege zufrieden. Sie nannte ihren Sohn Karl Friedrich, und auch der Major hatte doch nun so halb und halb seinen Willen.

Bei der Taufhandlung ärgerte sich der Major über den Herrn von Landert, einen Verwandten seiner Schwägerin. Dieser Kammerjunker stand in einer übermüthigen, spöttischen Stellung da, und sein Mund war lächelnd gespißt, so, daß man alle Augenblicke erwarten konnte, er würde anfangen zu lachen oder zu pfeifen. Wenigstens der Prediger mochte das befürchten; denn er warf sehr ängstliche Blicke über die Agende weg auf den Kammerjunker, und eilte mit dem Formular, um eher fertig zu werden, als dieser anfinge.

Der Major legte, als die Taufhandlung vorbei war, dem Prediger die Hand auf die Schulter, und sagte, laut genug, um verstanden zu werden: „Ich halte die Taufe für eine sehr ehrwürdige Handlung, Herr Prediger.“

Der Kammerjunker lächelte, und wiegte den Kopf spöttisch hin und her. „Sie scheinen nicht meiner Meinung zu seyn, Herr von Landert!“ fuhr der Major fort, und trat auf den Kammerjunker zu. Der Kammerjunker lächelte. Ueber Meinungen, lieber Herr Major, läßt sich nicht streiten. Ich bin sehr tolerant, und würde meine Kinder alle taufen lassen, wenn ich heirathete. — „Straf mich Gott!“ rief der Major erblitzt; „das würde ich nicht, wenn ich bei der Taufe meines Kindes stehen müßte, als wollte ich eins dazu pfeifen. Aber mir würde die Taufe ehrwürdig seyn, und wenn ich ein Türke wäre.“ — Das würde Ihnen Ihr Musti sehr übel nehmen, erwiderte Landert mit einem wichtigen Blicke. — „Das möchte er! Aber ich würde sagen: Ihr Hochwürden, oder wie man den Musti sonst nennen mag, die Christenleute da taufen ihr Kind. Ich verstehe nichts davon; doch so viel höre ich, daß sie ihr Kind verpflichten, sein Lebelang ehrlich zu seyn. Und da wäre ich ein Narr, wenn ich zu einer so heiligen Handlung pfeifen oder lachen wollte, ob ich schon ein Türke bin. Das würd' ich sagen,

und ich wollte doch hören, was mein Mustt Großes dagegen einwenden könnte. Finden Sie es denn wirklich so lächerlich, Herr von Vandert, daß Eltern, Pauthen und Prediger, noch ehe das Kind denken kann, schon die Pflicht anerkennen, es zum Guten zu bestimmen? finden Sie es lächerlich, daß man mit der Rechtschaffenheit anfängt, und die Eltern dadurch erinnert, wozu sie Eltern des Kindes sind? Sagen Sie, finden Sie es lächerlich, daß man den lieben Gott bittet, das Kind zu segnen, es glücklich zu machen, es vor Leid und Elend zu bewahren? He?"

Lieber Herr Major, sagte Vandert mit einem spöttischen Lächeln; ich strelte nicht gern über Dinge, die mir gleichgültig sind. Was soll der Streit hier?

„Was er soll? Da stehen die Leute aus dem Hause, da die jungen Fräulein. Sie dürfen das nur ein Paarmal sehen, was sie jetzt gesehen haben, so lachen sie mit, wenn sie ihre eigenen Kinder taufen lassen. Meinen Sie, daß das gut ist?"

Er nahm der Amme den Knaben weg, hob ihn auf, trat in die Mitte des Kreises, und

winkte die Leute heran. „Kleiner,“ sagte er dann mit Rührung, und drückte das Kind an seine Brust: „da bist du nun, und wir Alle wissen nicht, was dir Gutes und Böses begegnen wird, von der Wiege an bis zu dem Sarge. Gott gebe, mehr Gutes! Du liegst auf weichen Kissen; Junge, vielleicht mußt du in deinem Leben über Dornen und harte Steine gehen. Vielleicht wickelt dein Schicksal dich eben so fest zusammen, wie deine Amme, daß du dich nicht rühren, und nur schreien kannst. Aber laß nur dein Herz, deine Redlichkeit nicht einschnüren. Werde ein guter Mensch, Junge; und wir nehmen uns jetzt vor, dich daran zu erinnern mit Wort und mit gutem Beispiele. Das haben Eltern und Väter dir heute versprochen. Gott helfe nur, daß wir es halten, und daß die Menschen, die einmal um deine letzte Wiege stehen, wenn du wieder auf dem Rücken liegst, und der Tod dich eingewickelt hat — daß die mit traurigen Blicken dir Lebewohl sagen, wie wir jetzt mit frohen dich willkommen heißen! Na, willkommen Karl Friedrich im Leben! werd' ein rechtschaffener Mann!“ Das Letzte

sagte der Major mit weinender Stimme, und küßte den Knaben. Dann trug er ihn rings im Kreise umher, und ließ ihn von jedermann, zuerst von seinem Hennig, küssen.

Selbst der Kammerjunker war so ernsthaft geworden, daß er nichts dagegen hatte, als eine alte fromme Dame den Prediger auffoderte, die gute Stimmung zu nützen und ein Paar Worte zu sagen. Der Prediger trat hinzu, räusperte sich, und hob an: Da das Schicksal aller Menschen, einzeln sowohl als zusammen genommen, nach ewigen, weisen Gesetzen, auf eine, freilich wegen unserer natürlichen Kurzsichtigkeit, und wegen der Unvollkommenheit unserer, obgleich für unsere uns bestimmte Lage vollkommenen, Natur oder Beschaffenheit, für uns unbegreifliche Weise . . . Der Major, welcher sehr aufmerksam zugehört hatte, unterbrach ihn hier. „Wie war der Anfang, Herr Pastor? Ich habe es nicht behalten.“ Der Prediger verlor die Fassung, und dankte dem Himmel, daß ein lautes Geschrei des Kindes, und der Schrecken der Mutter darüber seine Rede in Vergessenheit brachte. Schade, sagte die alte Dame nachher zu dem



Prediger, daß der Lärmen dazwischen kam! Es ist doch ganz anders, wenn ein gelehrter Mann redet. Von dem Major kann man es nicht besser verlangen; er redete, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und wie es das Herz ihm eingab. Aber Sie! Schade, daß wir Sie nicht aushören konnten! — Der Prediger verbogte sich sehr tief, und sagte nachher zu seiner Frau: das ist in der That eine sehr gelehrte Dame! Auch klingt es doch ganz anders, wenn Unserelner redet. Da ist gleich Andacht. Die Leute falteten die Hände, so wie ich nur anfang; und das thaten sie nicht, als der Major, übrigens ganz erbaulich, sprach.

Die Frau von Halden fand es zwar ein wenig anstößig, daß der Schwager den kleinen Junker auch den Domestiken zum Küssen gebracht hatte: indeß blieb sie dennoch freundlich, und nannte heute den Major einmal über das andere: lieber Bruder! und einmal sogar: Bruder Fritz! — Der Major konnte sich vor Vergnügen nicht fassen.

Seine Schwägerin hatte ihn mit ihrer Artigkeit jetzt schon so weit gebracht, daß sie hoffen konnte, ihn noch weiter zu bringen. Den  
andern

andern Morgen, als er an ihrem Bette saß, hob sie das Gespräch, über das sie gestern eingeschlafen war, von der Erziehung ihres Sohnes, aufs neue an. Sie gab allen Bemerkungen und Regeln des Majors völligen Beifall; und dabei blieb sie nicht stehen: sie bat ihn, ja recht oft zu kommen und ganze Monate in Moorberg zu bleiben, um Frischens Erziehung in Gang zu bringen. „Das ist nichts,“ sagte der Major. „Ich weiß wohl davon zu sprechen, wie die Erziehung eines Jungen beschaffen seyn muß, wenn ein ehrlicher Mann aus ihm werden soll, aber anzugreifen, Frau Schwester, meiner höchsten Seele! das weiß ich nicht. Und dann meine abscheuliche Ungeduld, Frau Schwester, die ich mir nicht abgewöhnen kann, so oft mich auch der liebe Gott schon dafür auf die Finger geklopft hat! Nein, nein; ich taugte nicht für Kinder.“

Frau von Halden hatte ihn schon hundertmal lauernd darauf angesehen, ob er nun guter Laune genug wäre, in dem Antrage, den sie jetzt machen wollte, nichts Besondres zu finden. Sie legte das Kind in des Majors Arme; und als er es mit den zärtlichsten Blicken

ten betrachtete, brach sie hervor: Gott gebe, Herr Bruder, daß Sie ein Vaterherz zu dem Kinde haben und behalten!

„Englische, liebste Frau Schwester, das hab' ich, das werde ich mit Gottes Hülfe,“ sagte der Major, und wendete seine Augen nicht von dem Kleinen.

Und da Sie selbst keine Neigung zum Ehestande fühlen, lieber Herr Bruder . . .

„Frau Schwester, ich habe wohl Lust zum Ehestande; und ich müßte ja auch ein Mensch seyn, wie ein Teufel, wenn ich ihn nicht für etwas Heiliges und Gutes hielte. Fände ich eine Frau, die für mich paßte, so geb' ich Ihnen mein Wort . . .“

Ach, lieber Herr Bruder, Mädchen genug, denen Ihr Vermögen in die Augen sticht; aber Sie haben ja selbst schon gesucht . . .

„Gesucht wohl eigentlich nicht. Mein alter Hennig rath mir immer, ich soll eine Frau nehmen. Er stellt mir tausend Dinge vor, die alle wahr sind; und manchmal weiß ich nicht, was ich dem ehrlichen Manne antworten soll. Gut meint er es mit mir.“

Frau von Halden erwiderte: aber nicht gut mit sich selbst; denn wie würde eine Frau Ihren Hennig im Hause leiden!

„Meinen Hennig? Zum Teufel auch, Frau Schwester! Doch ich will mich ja nicht eret fern. Und wahr ist es, wahr ist es. Ich glaube selbst, es würde Unfrieden setzen. Der Hennig darf mitreden, soll mitreden, und . . .“ Er zog die Augenbraunen zusammen.

Und verstoßen würden Sie doch den Ketter Ihres Lebens nicht, um einer Frau willen?

„Nicht für meine Seligkeit, liebe Frau Schwester. Sehen Sie, der Alte weiß selbst, daß eine Frau ihn vielleicht nicht im Hause leiden würde; und dennoch rath er mir zu. Ich sage ihm: Aber, meine Frau würde dich mit schelen Augen ansehen, dir mit verdrüsslichen Gesichtern das Leben sauer machen. Stehst du, ich heirathe nicht. Dann sagt er: was thut es, Herr Oberstwachmeister? Sie gäben mir ein Häuschen im Dorfe; und könnte ich um des Hausfriedens willen nicht zu Ihnen, so könnten Sie doch zu mir. Sie müssen heirathen, Sie müssen, soll mich aller Welt . . . Doch halt! Sie können das Flu-

chen nicht leiden. Aber so viel ist gewiß, ich bleibe bei meinem Sinne, Frau Schwester, und heirathe so leicht nicht.

Nun, ich glaube, Sie leben so auch glücklicher. Unter tausend Ehen geräth nicht Eine; und so können Sie ganz Vater meines Kindes, Ihres Puthen, seyn. Wie würde mein Sohn Sie lieben, wenn er hoffen dürfte, einmal Ihr Erbe zu werden, oder wenn er es gar zuverlässig . . .

„Da möchte seine Liebe der leidige Teufel holen! Gott verzeihe mir die Sünde! . . . Was Erbschaft! So lange mein Vater lebte, mocht' ich das Wort nicht nennen hören; und als ich an seinem Sarge stand, wünschte ich hundertmal, und, Gott weiß, aus vollem Herzen: er möchte mir nichts als Schulden hinterlassen haben, damit ich doch für seine Liebe etwas thun könnte. Ich hätte hungern wollen, um sie zu bezahlen und ihm so seine Liebe, sein Vaterherz, zu vergelten. Nein, thun Sie mir den Gefallen, und schweigen Sie von Erben und Testament. Ich bin ein Wurm, ein armer Wurm, und habe mehr, als ich verdiene: das erkenne ich in Demuth

(Er nahm seine Mütze ab, und setzte sie auf das Bett.) Aber das Testamentmachen kommt mir gerade so vor, als ob man mit dem Himmel hadern wollte, daß wir nicht ewig leben; und davor behüte mich Gott! Wenn sie mich hintragen, so fällt alles zurück an Ihn; er mag es geben, wem er will."

Sie sind ein lieber, excellenter Mann, Herr Bruder! Aber man muß doch auch für die Seinigen sorgen, wie unsere Vorfahren für uns gesorgt haben. Der Junge, der Karl, lieber Bruder, soll einmal 'was Rechtes werden, denk' ich.

„Das denk' ich auch. Gott wird dazu helfen, und wir Alle, Sie und ich, wollen das thun, so viel wir können."

Ja, das meine ich eben, daß wir Alle helfen müssen. Mein Bruder ist Gesandter in Wien, der kann das meiste.

„Was, in aller Welt, kann der dabel thun?" fragte der Major, und erwartete mit großer Neugierde die Antwort.

Sehen Sie, da dacht' ich, der Kleine soll noch einmal einen rechten Glanz auf die Familie bringen. Hat er Ihr Vermögen, und

meines Mannes und meins zusammen — der Grafentitel soll mir nicht schwer werden.

Geschwind setzte der Major seine Mütze wieder auf, und legte den Knaben in die Wiege. Er kämpfte mit sich selbst; endlich aber wurde ihm sein Zorn zu mächtig, und er sagte mit blitzenden Augen: „Kauft, oder bittelt — was einerlei ist — der Junge sich den Grafentitel, so stifte ich von meinem Vermögen ein Narrenhospital, so wahr mir Gott helfe! und die beste Stelle darin steht ihm zu Dienste. Also sollte ich nicht heirathen, damit der Junge alberne Streiche machen könnte? Hennig, du hast Recht. Ein eignes Hurkind, hinter dem Zaune geboren, ist besser, als zehn Brudersöhne.“ Er rief aus der Thüre: „Hennig, meinen Fuchs!“ Nach fünf Minuten saß er auf, und brummte immer vor sich hin: „darum strich mich das Käzchen, ohne ein einziges Mal zu fragen? Hol euch der Teufel!“ und so sprengte er fort nach Sollingen.

Zu Hause erzählte er den Vorfall seinem Hennig; und dieser wiederholte, was er schon hundertmal gesagt hatte: Sehen Sie, da kommt

es schon, Herr Oberstwachtmelster. Ich sage, Sie müssen heirathen. Wenn ich einmal todt bin — und sehr lange können meine zerhackten Knochen doch nicht zusammen halten: wer soll Sie dann lieb haben, Herr Oberstwachtmelster? Eine Frau wird blaß, wenn Ihnen ein Zahn schmerzt; sie weint, wenn Ihnen die Kugel da hinten das Wetter prophezeit: und das wird Ihnen wohl thun. Aber auch das, wenn Sie sehen, wie Ihre Schwägerin Ihnen jede Falte im Gesichte mit Freuden nachrechnet, und bei einem Schnupfen schon auf ein hitziges Fieber hofft? Ich sage, Sie müssen heirathen, Herr Oberstwachtmelster; denn so soll mich...! Der Kleine da, den Sie mit nassen Augen, wie ein Vater, auf Ihren Armen hatten, wird Ihnen schöne Gesichter machen, wenn Sie ihm zu alt werden. Sie sollen es schon noch sehen, was es heißt, den Menschen zum Verdrusse leben!

„Hennig, es ist nicht möglich von dem Jungen. In seinen Adern fließt meines Vaters Blut. Die Mutter zwar, mit der hast du Recht! ...“

Sie werden sehen, daß ich es auch mit dem Jungen habe; denn der Herr Kammerherr,



wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, und die gnädige Frau wissen nichts als Geld und ihr Bon. Was kann dabei herauskommen? Ich glaube, Geld wird das erste Wort seyn, das der Kleine sprechen lernt. Wie ist es Ihnen denn mit Sollingen gegangen? Sie wollen es zwar nicht Wort haben, Herr Oberstwachtmelster . . .

„Mit Sollingen, Hennig, da hast du Unrecht. Das war mein Betrieb, weil das Gut im Grunde einen bessern Boden hat, als Moorberg, und weil die Menschen darauf besser sind, als dort auf meines Bruders Gute.“

Besser? Wer hat sie denn erst besser gemacht? — Ich weiß wohl, warum Sie Sollingen nahmen! Weil der selbige Herr sich hier lieber aufhielt, als in Moorberg; weil er hier starb; weil hier Berg und Thal ist, und dort nur ebnes Weizenland; weil Sie merkten, daß es Ihrem Bruder um tausend Thaler mehr jährlich zu thun war, und weil Sie Sich am Sarge Ihres Vaters nicht zanken wollten: darum nahmen Sie Sollingen, und thaten, als hätten Sie das Beste bekommen.

„Und wenn das so war — Hennig, that

ich nicht Recht? Da lag mein Vater, der immer nachgab und alles ertrug, mit seiner freundlichen Mene. Hennis, sollte ich an seinem Sarge mit seinem Sohne um ein Paar Hufen mehr zanken?"

Nein, es war brav gethan, wie ein Husar, der unter dem König gedient hat, thun muß. Aber soll ich es gelassen ansehen, daß der Feind Ihnen die Magazine unterminirt, und nicht darunter hauen? Sie haben Ihnen Moorberg genommen; nun wollen sie Ihnen auch Solingen abschmelzeln, und machen Ihnen jedes Fräulein verhaft, das wohl zu einer Frau für Sie taugte. Wenn Sie heute der Schlag rührte, morgen müßte der alte Hennis Betteln, so wahr ich lebe!

Der Major blieb mit finstrier Mene eine Minute lang stehen. „Das sollst du nicht! Ruf mir den Justiz, Amtmann! Betteln gehen? Du? Hennis, so schlecht ist mein Bruder nicht. Du bist ein alter Narr. Aber ruf mir den Justiz, Amtmann. Ich mag zwar nichts mit den Testamenten zu thun haben: doch für dich muß ich sorgen. Lauf geschwind, lieber guter Hennis! Mir ist so bange, als

wollte der Schlag mich auf der Stelle rühren. Betteln! Nein, da muß ich dran. Der liebe Gott mag es mir verzeihen, wenn ich einmal zu kleinmüthig bin. Betteln sollst du nicht. Geh! geh! Es muß noch heute in Nichtigkelt, und dann bin ich auf alles gefaßt."

Hennig ging. Der Major setzte sich nieder, um zu überlegen; und er fand, daß Hennig so unrecht nicht hatte. Es fiel ihm ein, was Hennig nicht einmal wußte, daß bei der Erbschaft von seinem Vater Moorberg das Wenigste war, worin man ihn übervorthelt hatte. Er fing an den Dessauer Marsch zu pfeifen, um sich von diesem Gedanken los zu machen; es wollte aber nicht gehen. „Wenn es nur ein Fremder, und nicht mein Bruder wäre!" murmelte er; und sogleich machte er sich selbst Vorwürfe über diesen grausamen Wunsch.

Der Justiz-Amtmann trat in das Zimmer, und der Major erzählte ihm mit ungewöhnlicher Gesprächigkeit, daß sein Bruder bei einer alten Tante erzogen wäre. „Sie war geizig," sagte er, „und hochmüthig wie der Teufel. Ich wundre mich, lieber Herr Amtmann, daß mein Bruder hat ein so guter Mensch werden kön-

nen, wie er geworden ist." Dann bewies er dem Amtmanne sehr weltkünstig, Liebe zu den Kindern könne auch die besten Menschen wohl zu ein wenig Habsucht verleiten, ohne daß man darum eben auf ihren Charakter schließen dürfe. Der Justiz, Amtmann wunderte sich über diese Art von Unterredung, deren Zusammenhang ihm ein Räthsel war, und hob zehnmal an: Sie haben mich rufen lassen, Herr Oberstwachtmester . . . Er würde den Major bewundert haben, wenn er gewußt hätte, wie genau seine Gesprächigkeit mit der Güte seines Herzens zusammenhing. „Du hast Unrecht, Hennig," sagte der Major zuletzt; und nun verlangte er von dem Amtmann ein Instrument, wodurch Hennigen jährlich vierhundert Thaler bis an seinen Tod gesichert würden.

Als Hennig das hörte, verließ er das Zimmer. Geh' einer die Narrheit! sagte er vor sich: als ob ich Lust haben könnte zu leben, wenn er todt wäre! Der Justiz, Amtmann nahm eine Abschrift von dem Instrumente, um sie Hennigen zu übergeben. Er brachte sie dem treuen Alten auf sein Zimmerchen, wünschte ihm Glück, und rath ihm, sehr vorsichtig mit

dieser Schrift umzugehen. Der Alte sagte trocken: da hätt' ich was zu hüten! hielt das Papiert an die Lampe, und zündete seine Pfeife dabel an. Hennig, sagte der Justiz, Amtmann; Er verbrennt Sein ganzes Glück! — Das thu' ich, antwortete der Alte ruhig. — Mehr hat Er in Seinem Leben nicht auf einmal brennen sehen, als jetzt. — Wie? nicht mehr? Ich habe Dresden brennen sehen, und da brannte mein Herz mit. Das hier sind Narrenpossen! — Hennig ging zu dem Major, ohne des Papiers im mindesten zu erwähnen, weil er sah, daß seinen Herrn, den er aufrichtig liebte, das Gespräch traurig gemacht hatte.

So erbittert die Frau von Halden auf den Major auch war, so fühlte sie doch sehr bald, daß sie sein Wohlwollen nicht ganz verlieren durfte. Sie hatte sich zwar in ihrer Hoffnung betrogen; allein sie rechnete dennoch zu sehr auf seine Gutmüthigkeit, die sie im Herzen Einfalt nannte, als daß sie hätte ihren Plan ganz aufgeben können. Hennig mit seinem Zureden, daß der Major heirathen sollte, war ihr fürchterlich, und sie hatte einen unbe-

schreulichen Widerwillen gegen ihn; aber dennoch sah sie wohl ein, daß sie ohne diesen Menschen nicht zum Ziele kommen würde. Fürs erste war nun wegen der Hitze des Majors, die sie wohl kannte, nichts zu thun; sie wußte indeß, daß der Major, sobald sein Zorn sich gelegt hatte, wieder so gutherzig war, wie vorher. Deshalb verhielt sie sich Anfangs ruhig. Nach einigen Wochen aber schickte sie die Amme mit dem kleinen Karl nach Sollingen hinüber, und band ihr fest ein, das Kind in Gegenwart des Majors jedes Mal Fritzchen zu nennen. Als der Wagen auf den Hof rollte, und der Major seinen kleinen Neffen darin erblickte, war die letzte Spur von Zorn bei ihm verschwunden. Er hob das Kind aus dem Wagen, beschenkte die Amme sehr reichlich, und nahm die Artigkeit seiner Schwägerin so hoch auf, daß er satteln ließ, um nachher den Kleinen durch den Wald zu begleiten, wo die Wege übel waren. Die Amme richtete treulich aus, was man ihr befohlen hatte. Sie erzählte dem Major, daß die gnädige Frau vor Betrübniß über sein schnelles Begreiten nicht habe ruhig werden können,

„Hennig,“ sagte der Major unterwegs, „hast du Lust, so reiten wir eine Stunde weiter. Es ist Mondschein. Ich habe ohnedies mit meinem Bruder etwas abzumachen.“ Hennig sagte Ja, und sie ritten immer neben dem Wagen her nach Moorberg.

Frau von Halden empfing den Major mit lauter Freude, und befahl in dessen Gegenwart: der Verwalter sollte ja für den ehrlichen Hennig sorgen und es ihm an nichts fehlen lassen. Heute sagte sie nicht ein Wort von Erbschaften, Testamenten und Grafentiteln; auch behandelte sie alle ihre Domestiken mit ausgezeichneter Güte, weil sie wußte, daß der Major Mißhandlungen solcher Leute im höchsten Grade haßte, und manche Ohrfeigen, die sie zu rasch ausgehellt hatte, nachher in der Stille mit einem Dukaten wieder gut machte. Sie sah des Majors Vermögen schon als ihr eignes an, und schonte daher in seiner Gegenwart ihre Leute, um ihr Geld zu schonen.

Dies Mal ging alles gut, und der Major ritt erst nach drei Tagen wieder zurück, ohne aus dem Fenster gerufen zu haben: „sattle, Hennig

nig!" Die gnädige Frau drückte Hennigen beim Abschiede die Hand, und fragte ihn noch einmal, wie schon vorher, ob es ihm auch an nichts gefehlt hätte. Aber mit dem Hennig war zu ihrem großen Verdruße nichts anzufangen; er blieb immer trocken, kalt, einsylbig gegen sie, und lachte laut auf, wenn der Berwalter mit Erstaunen zu ihm sagte: mein Gott, die gnädige Frau geht ja mit Ihm um, wie mit ihresgleichen!

Jeden Monat besuchte nun der Major seinen Bruder; doch je öfter er dahin ritt, desto lauter brummte er auf dem Rückwege. „Hennig," sagte er, „ich komme so bald nicht wieder. Sie erzehlen meinen Neffen, daß es eine Sünde und Schande ist." Und darin hatte der Major nicht Unrecht. Sobald der Knabe einmal schrie, fuhr die Mutter auf, und lärmte mit der Amme, mit der Wärterin, mit ihrem Manne. Das ganze Haus kam durch die Stimme des Kleinen in Bewegung, und man gab ihm bald dies, bald jenes, um ihn nur zu beruhigen. „Das ist nichts, Frau Schwester," sagte der Major; „der Junge mußte sich am Ende ja einbilden, er wäre mehr, als seine Amme!"



Frau von Halben sah ihn groß an, und hätte gern gefragt: nun, und ist er denn das nicht? — Diesmal schwieg sie; doch nicht lange nachher scheiterte ihr Vorsatz, dem Major seine Grillen und seine seltsamen Behauptungen nachzusehen, an der Liebe zu ihrem Kinde. „Haue Sie auf den Schreihals los!“ rief der Major einmal der Amme zu. „Nehme Sie die Ruthe!“ Die Amme machte eine Miene, als ob sie Lust hätte, den Befehl zu erfüllen. Untersteht Euch! rief die gnädige Frau, und sprang auf: rührt Ihr mir das Kind an, so seyd Ihr unglücklich! — In einer halben Stunde saß der Major zu Pferde, und sagte zu seinem Hennig: „Ich komme so bald nicht wieder.“ Hennig antwortete trocken: das haben Sie schon öfter gesagt. Sie sind zu gut.

Dies Mal hielt der Major Wort. Er ritt nicht eher wieder nach Moorberg, als bis er hörte, es sey wieder ein Erbe seines Namens unterwegs. „Sie ist nun einmal meine Schwester,“ sagte er zu Hennig; „und du weißt, wie blösig ich bin, wie ich auffahre. Kann ich denn verlangen, daß sie ohne Fehler seyn soll? Höre Hennig, mit dem Balken und Splittter, das ist ein  
ein

ein wunderschönes Evangelium. Ich will hinüber. Wir thun Unrecht, glaub' ich, alter Hennig. Machen wir es doch mit meiner Schwägerin gerade wie mit den Oestreichern. Ich mandvire so lange mit meiner Hülfe um sie her, bis sie einmal die Flanken bloß giebt. Dann haue ich gleich ohne Barmherzigkeit ein, rette davon, und rede von nichts als von ihren Fehlern. Hat sie wieder eine gute Stellung, oder fällt sie mir einmal in den Rücken, so bin ich mäuschenstill. Gerade wie mit den Oestreichern! Jeden kleinen Fehler, den sie machten, bemäkelten wir, und kein Mensch sprach von dem Guten, das sie hatten. Das ist unrecht, siehst du. Meine Schwägerin hat auch ihr Lobenswerthes. Sie ist reinlich, ordentlich und eine gute Wirthin. Daß sie ihr Kind etwas zu sehr lieb hat — je nun! sie ist ja Mutter. Man sollte sich an die beste Seite der Leute halten, und nicht an ihre schlimmste. Ich will hinüber, Hennig. Es ist doch wohl möglich, daß ich Unrecht habe, so gut ich es auch meine."

In Gottes Nahmen! sagte Hennig; ich mag kein Unkraut zwischen Verwandten säen. Mit so einem Verwandten ist es gerade wie

mit dem Winterquartiere. Mag man es gut oder böse treffen — man muß aushalten, weil es einem angewiesen ist. Ich will satteln; wir wollen hinüber. In ein Drachennest würde ich mit Ihnen reiten.

Hennig kannte die Frau von Halden sehr wohl. Sie war eine Frau, wie es ihrer Tausende glebt. In dem väterlichen Hause hatte sie nichts Wünschenswertheres auf der Erde kennen lernen, als Geld, Rang und Politur der Sitten. Sie kannte zwischen den Menschen weiter keinen Unterschied, als den, daß einige reich, andre arm, einige vornehm, und andre gering sind; weiter keine Verbindung unter ihnen, als daß Vornehme und Reiche befehlen, Arme und Geringe gehorchen müssen. „Alle Menschen sind Brüder, sind vor Gott gleich,“ hieß bei ihr nur: die Armen haben die Erlaubniß, sich in den Kirchen unter die Vornehmen zu mischen; denn übrigs hielt sie sich von allen Menschen, die an Range unter ihr standen, in einer stolzen Entfernung. Sie war nicht unfreundlich, und gegen jemanden, den sie gebrauchen wollte, sogar sehr herablassend. Ihre Domestiken mißhandelte sie nicht aus Bosheit,

sondern weil sie solche arme Menschen nie hatte anders behandeln sehen, und weil sie gar nicht einmal wußte, daß man sich anders gegen Untergebene betragen könne. Uebrigens hielt sie, gleich vielen andern vornehmen Damen, einen Sitz am Hofe, ein Band, einen Titel, für das höchste Gut, und großen Reichthum für das sicherste Mittel, es zu erlangen.

Trotz dem allen war sie aber fromm. Unausgesetzt las sie jeden Tag Morgen- und Abendsegen, versäumte keine Kirche, wußte den Katechismus auswendig, und ging richtig alle Vierteljahre zum Abendmahle, nicht aus Heuchelei, sondern wirklich mit religiöser Empfindung. Sie betrachtete Gott und die Kirche als einen Hof, ging hinein, wie man zur Cour geht, und betete täglich, wie eine Hofdame ihrer Fürstin täglich die Aufwartung macht. Den Befehl: „thut den Menschen wohl,“ glaubte sie vollkommen zu erfüllen; denn kein Bettler ging von ihrem Hofe, ohne ein Stück Brot erhalten zu haben. Daß sie ihre Bedienten mißhandelte, ihre Unterthanen mit unbeschreiblichem Stolze von sich zurückstieß, das war, meinte sie, in der Ordnung, die Gott selbst gewollt habe, und

die sie aus der Haustafel im Katechismus sehr wohl kannte. Sie gab den Leuten ihren Lohn und satt zu essen; auch bezahlte sie ihre Arbeiter pünktlich: und nun wunderte sie sich sehr, wenn jemand noch mehr von ihr verlangte.

Von ihrem Manne läßt sich weit weniger sagen. Er war eigentlich nichts: nicht böse, nicht gut, nicht gelzig, nicht freigebig; und diese Nullität las man auch schon in seinem Aeußeren. Er hatte eine hübsche Figur, aber ohne Leben; ein weiches, volles Gesicht, nicht ohne Farbe, nicht mit Farbe, und gläserne Augen, die halb blind zu seyn schienen. Von Jugend auf las er viel, doch ohne je einen eigenen Gedanken zu haben. Was er gelesen hatte, konnte er so ziemlich wieder hersagen; deshalb spielte er in seinem Kreise den Gelehrten, und das war das Einzige, worin er sich fühlte. Er sammelte Münzen, Mineralien, ausgestopfte Vögel, Kupferstiche, und auch Gemälde, wenn sie nicht zu theuer waren, hielt sich Türkische Tauben und eine Hecke von Kanarienvögeln; unterrichtete Domsaffen im Pfeifen, fütterte in einem Glase weiße Mäuse,

hatte Kenntnisse von Antiken, und wußte viel vom Schönen und Erhabenen zu sprechen. Bei Allem, was irgend einen Menschen sehr interessirte, stellte er sich begeistert, ohne es je von irgend etwas zu seyn. Unaufhörlich war er beschäftigt; er leimte alle im Hause zerbrochenen Sachen, drehelte Stuls, und trieb noch andre solche Künste. Die Domestiken sagten: unser Herr ist ein Tausendkünstler; er weiß und kann doch alles! Und dieses Lob brachte immer ein gefälliges Lächeln in seine Miene. Er war gerade nicht stolz; denn er konnte, wenn er seine Frau entfernt wußte, einer Magd, die sein Zimmer fegte, oder einem Bedienten, der ihm das Frühstück brachte, mit großer Leutseligkeit seine elektrischen Experimente zeigen.

Der ganze Lebensplan der gnädigen Frau war, wie gesagt, ihre Größe; und da sie selbst nun wohl nicht höher steigen konnte, so dachte sie mit desto größerem Eifer an ihre Kinder. Sie fand es ganz und gar nicht unrecht, den Major mit List dahin zu bringen, daß er sich für diese aufopfern mußte, eben weil er zu der Familie gehörte. Ihr Karl sollte einmal, außer ihrem und ihres Mannes, auch des Majors Ber-

mögen erben, an einen Hof gehen, und durch die Verwendung ihres Bruders den Grafentitel bekommen. Dies war das hohe Ziel, das sie zu erreichen wünschte. Durch einen zweiten Sohn würde dieser Plan zerstört worden seyn, aber nicht durch die Geburt einer Tochter; vielmehr konnte ein Mädchen ihn befördern, und durch Verheirathung mit einem bedeutenden Manne den Glanz ihrer Familie vergrößern. Sehr natürlich überredete sich nun die Frau von Halden, als sie sich zum zweiten Male schwanger fühlte, daß sie ein Mädchen zur Welt bringen würde. Diese ihr so liebe Hoffnung war zuletzt bei ihr so gewiß, daß sie das Gegentheil gar nicht mehr denken konnte, zumal da man ihr, weil sie es gern hörte, von allen Seiten her die Erfüllung ihres Wunsches versicherte.

Gegen die Zeit der Entbindung kam eine Wärterin, die man aus Berlin von der Französischen Kolonie verschrieben hatte, weil das Mädchen vom Anfang an kein anderes Wort als Französisch hören sollte. Frau von Halden bestimmte ihrer sehnlich erwarteten Tochter eine, wenigstens nach ihren Begriffen, gute Erziehung, weiter aber auch nichts. Dazu entwarf

sie ihren Plan; indeß hütete sie sich wohl, ihn dem Major vorzulegen. Ueberhaupt ließ sie sich gegen diesen von ihrer Gewißheit, ein Mädchen zu bekommen, nichts merken, sondern sprach, wenn er da war, immer von einem Knaben, und gab ihm auch die Hand darauf, daß dieser Knabe Hennig heißen sollte. So that sie dem Major seinen Willen, und erwarb sich dadurch Rechte auf seine Dankbarkeit. Windeln, Wiege, Taufzeug, die Französische Wärterin — alles war auf den Empfang des Mädchens da. Nun kam endlich die Stunde der Entbindung, und die Hebamme rief: ein allerliebster, kleiner Junker, Ihr Gnaden. Zum Glück hörte die Mutter es nicht; sie hätte sonst den Tod davon haben können.

Man verschwieg ihr das Geschlecht des Kindes, bis die Gefahr vorüber war; dann mußte die Hebamme es ihr ankündigen, weil der Herr von Halden es nicht wagte. Die Mutter ließ sich das Kind bringen, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, gab es dann mit einem tiefen Seufzer zurück, legte sich auf die Seite, und antwortete bei jeder Frage, wie sie das oder jenes verlangte: thut,



was Ihr wollt! Aus Verdruß, ihre Pläne so gescheitert zu sehen, wurde sie krank: eine böse Brust, an der sie viele Schmerzen zu leiden hatte, machte sie ungeduldig; und das erregte bei ihr noch mehr Widerwillen gegen das unschuldige Kind. Man versuchte allerlei Mittel, Liebe zu dem Kleinen bei ihr zu erwecken. Sie nahm ihn auch wohl auf das Bett; fiel ihr aber ein, welche Pläne er zerstörte, so betrachtete sie ihn mit Thränen des Verdrusses, und gab ihn unmuthig wieder weg.

Lieber Engel, sagte der Kammerherr am Tauf- tage, der beschleunigt werden mußte, weil das Kind sehr schwach zu werden schien: — der Bruder dringt darauf, das Kind soll Hennig heißen. Er beruft sich auf dein Versprechen. — Mag er es nennen, wie er will! gab sie zur Antwort; was kümmert es mich!

Der Vater nahm diese aus Verdruß gesagten Worte für eine völlige Einwilligung; und nun taufte man sogleich in einem andern Zimmer, um der kranken Mutter die Unruhe zu ersparen. Dann ging der Major (außer dem Vater der einzige Pathe, weil man nicht Zeit gehabt hatte, noch andre einzuladen) zu der Wöchnerin,

und wünschte ihr Glück zu der Taufe ihres Sohnes. Schon getauft? fragte sie ängstlich; und wie heißt er? — „Hennig!“ antwortete der Major. Die Mutter warf sich auf die andere Seite, und sprach den ganzen Tag über nicht ein Wort mehr. Man brachte ihr das Kind; sie stellte sich aber, als ob sie schlief, um es nur nicht hinnehmen zu müssen.

Es wahrte nicht lange, so rief der Major zum Fenster hinaus: laß satteln, Hennig! Und die Dame kümmerte sich nicht darum, daß er wegreiten wollte. Ihre Ideen waren nun einmal unterbrochen, und sie fand jetzt sogar das Vermögen des Majors nicht mehr so reizend, wie ehemals, weil ihr Liebling es mit dem ungeliebten Kinde theilen sollte. Wahrscheinlich würde der unnatürliche Widerwille gegen ihren zweiten Sohn bald erloschen seyn, wenn nicht der Name Hennig ihm alle Tage neue Nahrung gegeben hätte. So oft sie das Kind so nennen hörte, fühlte sie einen inneren Verdruß; und endlich gewöhnte sie sich daran, es immer mit finstern Blicken zu betrachten. Sie überließ es völlig der Amme, und ihr ganzes Herz gehörte dem Erstgeborenen, an dem sich

nun sehr bald alle Fehler eines einzigen, von der Mutter verzogenen Kindes bemerken ließen. Ihr Widerwille gegen den kleinen Hennig nahm noch zu, als sie sah, daß er, je stärker sie ihn haßte, desto mehr der Liebling des ganzen Hauses wurde. Der Knabe lernte gehorchen, weil er sich abhängig fühlte, liebte, weil er nicht herrschte, und — wer kann die seltsamen Widersprüche in dem menschlichen Herzen erklären! — die Mutter haßte ihn gerade wegen dieser guten Eigenschaften um so stärker.

Endlich kam ein Mädchen. Was noch von dem stolzen Plane der Mutter ausgeführt werden konnte, geschah. Das Mädchen sollte schön werden, zum Entzücken reizend seyn, und Geschicklichkeiten aller Art haben, singen, mahlen, tanzen, um, sobald sie erwachsen wäre, eine sehr ausgezeichnete Rolle zu spielen. Nach und nach kam der ganze alte Plan wieder zum Vorschein; doch immer stand Hennig allen Aussichten auf künftige Größe der Familie im Wege. Und, was noch schlimmer war, der Major fragte, wenn er kam, jedes Mal sogleich nach dem kleinen Hennig, hob ihn auf seinen Arm, setzte ihn auf seine Kniee, ließ ihn reiten, ließ sich von

ihm den Schnurbart zerzausen; und Karln, den Liebling der Mutter, bemerkte er kaum.

Frau von Halden machte dem Major freundliche Vorwürfe über seine Parthellichkeit für den kleinen Hennig. Wenn Sie nur Karln so liebkoften, wie dem wilden Jungen, dann sollten Sie sehen, wie gut das Kind Ihnen seyn würde!

„Liebkosen? Ei, der Teufel! man darf ja den Schreihals nicht starr ansehen, so thut er schon die Kehle auf.“

„Lieber Bruder, das Kind hat ein zartes, empfindliches Gemüth. Ich bitte Sie, vergleichen Sie doch beide mit einander, aber unparthellich. Sehen Sie nur, wie gesittet Karlnchen ist, und wie bäurisch grob der andre!“

„Das ist natürlich. Hennig kommt nicht von den Domestiken weg, und der Schreihals da nicht von Ihrem Schooße. Ueberhaupt mag ich es aber nicht an Kindern leiden, wenn sie jedem entgegen laufen und ihm die Hand küssen; da sind sie wie meines Bruders Hunde, die einen auch sogleich mit ihrem Aufwarten empfangen. Ihr ältester Junge küßt mir die Hand, und sieht mich dabei mit so tückischen

Augen an, als wollte er sagen: geh zum Teufel! Hennig aber läuft mir entgegen mit Schmutz und Roth, und klettert an mir in die Höhe. Seine erste Frage ist: hast du 'was mitgebracht, Onkel? und der erste Griff an meine Tasche. So finde ich es recht. Sie ziehen aus dem ältesten nichts Kluges, Frau Schwester, sag' ich; höchstens werden Sie ein Antichambre-ungezteser herausbringen. In dem Hennig aber steckt ein Mensch; und wenn mich jemand zum Testamentmachen bringen könnte — bei Gott! so wäre er's. Sehen Sie nur, wie lieb ihn alle Leute im Hause haben!”

Ja, erwiderte Frau von Halden, weil er so gemein denkt, sein Herz an alle Menschen zu hängen, sie mögen seyn, wer sie wollen.

„Alle Höllenteufel!” rief der Major grimmig; „wozu ist er denn sonst da? . . . Lieber, großer Gott,” setzte er andächtig hinzu; „sey so gnädig und höre nicht, was hier die verkehrte Mutter spricht! Weil er sein Herz an Menschen hängt! Je, so wollt' ich, daß Pech und Schwefel . . .! Nein, das ist zu arg!” In diesem Augenblicke stürzte der kleine Hennig in das Zimmer, und bekam von der Mutter eine tüch-

tige Ohrfelge. Der Major lief, an allen Stellen zitternd, zu seinem Bruder. Steh einmal! empfing ihn dieser, und führte ihn an ein Nest voll junger Kanarienvögel — sieh einmal! — „Zum Teufel!“ rief der Major; „schämst du dich nicht, hier ein Nest voll Junger anzustauen, das die Mutter mit Liebe bedeckt, und gegen deine eignen Kinder so gefühllos zu seyn?“

„Nun, lieber Bruder, ereifre dich nur nicht! Was ist denn? was hast du denn immer zu lärmen?“

„Hieher führe deine Frau, und zeig ihr, wie da die Mutter . . . Himmel und Hölle! muß nicht Gott mit mehr Wohlgefallen auf das Nest voll Ungezieser sehen, als auf deine Frau? Hieher führe sie, und . . .“

„Aber Bruder, wer nennt denn Kanarienvögel: Ungezieser! Wann willst du doch endlich einmal dich ausdrücken lernen!“

Der Major sah ihm starr in's Gesicht. „So geh!“ rief er dann; „sorge du für die junge Brut hier, richte deine Domsaffen ab, und laß unterdessen gerade deinen besten Jungen, den Hennig, tyrannisiren, als ob er einer unbarmherzigen Stiefmutter in die Hände ge-

fallen wäre. Bei Gott! ich habe mehr Vaterliebe zu dem Jungen, als du. Ist er euch zur Last, so gebt ihn mir. Ja, Bruder Toffel, gieb ihn mir; ich will sein Vater seyn!"

Der Kammerherr beantwortete diese Aeußerung so der Quer, daß der Major Gott dankte, als er wieder auf seinem Fuchse saß und nach Hause trabte; aber verloren ließ er sie dennoch nicht gehen. Er sah wohl ein, daß sein Bruder nicht Unrecht hatte, und theilte seiner Frau dessen Auerbieren mit. Sie wurde nachdenkend, überlegte den Vorschlag, und fand, daß sie es unmöglich immer mit des Majors Hülfe auszuhalten könnte, daß sie zuletzt völlig mit ihm brechen, und daß er dann seinem alten Hennig, diesem Feinde ihrer Familie, gänzlich in die Hände fallen würde. Wenn der Major, dachte sie, ihren zweiten Sohn mit der Bedingung, ihn zu seinem Erben zu machen, hinnähme, so könnte ihr ältester der einzige Erbe ihres großen Vermögens werden; und überdies käme ihr jener, zu dem sie nun einmal kein Mutterherz in sich fühlte, auf diese Art aus den Augen.

Ihr Mann mußte den Major mit Hennigen besuchen, und hatte Befehl, ihm auf diese Be-

dingung den Knaben zu lassen. Der Major bewilligte alles, was man von ihm verlangte, und ließ es sich, freilich nur mit Murren und Brummen, gefallen, daß ein Instrument darüber aufgesetzt wurde, in welches aber, auf des alten Hennigs Betrieb, die Klausel, „wenn anders der Herr Major nicht heirathet, oder keine Kinder bekommt,“ eingerückt werden mußte.

Der Kammerherr fuhr nun wieder ab, und Hennig blieb gern bei seinem lieben Onkel, der immer die Taschen voll gebrannter Mandeln hatte. Der Major drückte den dreijährigen Knaben an sein Herz, benezte ihn mit Thränen des schönsten Vatergefühls, ging dann in sein Cabinet, blickte an die Decke, und sagte mit inniger Andacht: „nun, guter Gott im Himmel, bin ich Vater wie du, obgleich nur von Einem deiner Geschöpfe. Bleib Segen zu meiner Erziehung! Ich will nichts versäumen, was ich thun kann; aber meine Kräfte sind schwach. Laß nur einen guten Menschen herauskommen; das Uebrige mag werden, wie es will! — Und meine Hülfe?“ sagte er vor sich. „Nun, bin ich doch nicht mehr hülftig gegen meinen alten Hennig; ich werde es ja auch gegen meinen Sohn nicht seyn.“



Er setzte sich an ein Fenster, das gegen Abend auf einen See hinausging und die Aussicht in eine schöne Landschaft hatte. An diesem Fenster faßte er alle seine Vorsätze, und machte alle seine Pläne, weshalb er es auch sein Grillenfenster nannte. „Es ist hier,“ sagte er einmal zu Hennig, und zeigte ihm mit einer Bewegung der Hand den freien, weiten Horizont — „es ist hier, als ob ich vor Gott stände; sieh, und da thut man doch wirklich nichts Schlechtes.“ Jetzt saß er nun wieder vor Gott, um einen Plan zu Hennigs Erziehung zu entwerfen; das war aber, wie er bald fand, nichts weniger als leicht. Er schüttelte den Kopf, trommelte mit den Fingern, piff den Dessauer Marsch, blies den Tabaksrauch bald gerade aus, bald hinauf oder hinunter; doch mit dem Allen gelang es ihm nicht, etwas heraus zu finden. Endlich legte er seine Pfeife hin, ging zu dem Prediger, und erzählte ihm, daß sein Bruder ihm aus großer Liebe eins seiner Kinder zum Erziehen anvertrauet hätte. „Lieber Herr Prediger,“ sagte er zuletzt: „ich kann, was ein Husar können muß; und was zu einem guten Menschen gehört, weiß

weiß ich auch. Aber der Junge wird mit meinem Willen weder Husar, noch überhaupt Soldat: dazu habe ich meine guten Gründe. Nur muß der Mensch irgend etwas werden, und mit Menschen umgehen lernen; allein dazu gehören Dinge, von denen ich nichts verstehe. Lassen Sie einmal hören, was Sie davon glauben. Gelehrsamkeit ist eine schöne Sache, und ich nehme meine Mühe vor nichts in der Welt tiefer ab; doch nur vor der rechten, Herr Pastor; denn die unrechte ist nicht einen Schuß Pulver werth. Das seh' ich an einem Mann in meiner eigenen Familie. Der kennt alles von der Ceder bis zum Ysop, hat Klapperschlangen im Hause und ausgestopfte Vögel, weiß, was aus Eiern geboren wird, und was lebendig zur Welt kommt; aber weiter ist es auch nichts. Er handelt dummer als ich, so wenig ich auch von dem Allen verstehe; er ist nicht Herr im Hause, nicht Vater, nicht Freund, nicht Verwandter. Von der Regierung der Menschen, von Sonne, Mond und Sternen spricht er Ihnen, daß es eine Lust ist; und doch weiß er sein eignes Haus nicht zu regieren. Er kann, wie er sagt, den Blitz leiten, und hat kleine Häuser von Pappe, an de-

nen die Funken herunterfahren, wie er will; und vorigen Sommer steckte ihm der Blitz die Scheune an . . . Donner und Wetter! da hab' ich mich verrathen! Nun, was thut's! Ja, es ist mein Bruder. Sehen Sie, das soll der Junge nicht wissen; denn diese Gelehrsamkeit ist wie eine Pistole ohne Hahn. Aber was sonst? Sagen Sie, Herr Pastor."

Der Prediger war ein herzensguter Mann; doch zum Rathgeben in der Erziehung taugte er nicht. Er hielt dem Major eine sehr undeutliche Vorlesung über den wahren Werth der Gelehrsamkeit, und schloß damit, daß der Knabe einen Hofmeister haben müsse. Der Major schüttelte den Kopf, dankte für den Rath, und ging wieder zu Hause. Nach seiner Gewohnheit erzählte er nun die ganze Sache seinem Hennig. „Der alte Pastor ist ein lieber Mann, Hennig; aber so recht mag er wohl auch nicht verstehen, was zum Erziehen gehört: denn ich begriff nichts von allem, was er sagte, so aufmerksam ich auch zuhörte. Er nannte da eine Menge Nahmen, die mein Bruder immer im Munde hat; und fragte ich: was ist das? so redete er von Atomen, von Dingerchen, die

Niemand sehen kann, und so weiter. Das ist also nichts. Was saast du nun, Hennig?"

Ich sage, es will mir gar nicht zu Kopfe, daß so ein kleines Ding gleich hinter die Bücher soll. Da lagen wir einmal, als ich noch bei dem Rittmeister Bredow war, in Sachsen im Winterquartiere bei einem Magister. (So heißen da alle Pastoren, weil sie so gelehrt sind, viel gelehrter als unsre hier.) Nun, unser Magister hatte drei Jungen; die saßen auch den ganzen Tag hinter den Büchern, und lernten, und wußten schon Dinge, die mir mein Lebetage nicht vorgekommen waren. Ich hatte eine Ehrfurcht vor dem Magister, wie vor dem Rittmeister. Aber, als das Frühjahr kam, ging ich mit den Kindern wohl zuweilen spazieren; und da wußten die Jungen nicht, was Weizen und Roggen war, und konnten die Eiche nicht von der Linde unterscheiden. Wenn ein Rohrsperrling pfiff, und ich fragte: was ist das für ein Vogel? so wollten sie wissen, ob der Schnabel so oder so beschaffen wäre. Sagte ich das, so konnten sie recht viel davon plappern; zeigte ich ihnen aber den Vogel, so wußten sie nicht, ob es eine Eule oder ein Hänfling war. Kurz,

das Bücherwesen wollte mir nicht gefallen. Die Kinder schwätzten über alles, und kannten die Dinge nicht einmal. Was der Teufel! so ein Junge muß doch erst Hände und Füße, Augen und Ohren gebrauchen lernen, ehe man ihn zu den Büchern einsperrt; denn Courage, und daß man allen Menschen unter die Augen treten kann, ohne auszufehen wie ein armer Sünder, daß einem der Mund nicht zufriert, wenn man mit einem Schurken zu thun hat, und daß man sich zu helfen weiß, wenn man im Leben an einen Graben kommt: das braucht ein jeder; und das lernt sich nicht aus Büchern. Sehen Sie einmal die Gelehrten an, ob der Schurke in der Welt nicht immer mit ihnen das leichteste Spiel hat! Ich in Ihrer Stelle, Herr Major, ließe den kleinen Hennig aufwachsen, wie den Baum im Walde, lustig und lieblich. Für's erste sollte er mir alles eine Melle um uns her kennen lernen, Bäume und Blumen, Hasen und Rehe, die Menschen nicht zu vergessen. Das kann ich ihn aber eben so gut lehren, wie ein Magister, oder wohl gar noch besser. Und auch laufen, springen muß er, weil ein Mensch kein Hund ist, der an die Kette gehört,

sondern pfeifen und trallassen soll vor Freude über die grünen Bäume und den lieben Gott.

„Und lesen und schreiben, Hennig! und Gottes Wort, daß er nie einem was zu leide thut!“

Et, er wird von uns schon lernen, Herr Oberstwachtmelster, daß man einen Menschen nicht heken darf, wie einen Hasen zum Spaß.

„Auch keinen Hasen, Hennig! So ein Thier hat so gut Empfindung, wie Unsereiner. Todtschießen, ja, das geht an. Gott Lob! geheßt hab' ich noch keinen.“

Nun, ich sagte das auch nur so gleichnißweise. — Sie haben ja auch den Förster, und den Gärtner, und den Verwalter. Da hat der Kleine die ersten sechs Jahre genug zu lernen; und dann wird Gott weiter geben, was er thun soll. Hernach hab' ich nichts dawider, daß er die Welt in Bildern und Büchern sieht; aber erst muß er sie sehen, wie sie leibt und lebt; sonst hat er mein Tage kein Gefühl dabel.

Der Major hatte manches einzuwenden; indeß ließ er es für's erste bei Hennigs Plane, doch mit dem heimlichen Vorsatze, so bald als möglich einen Gelehrten zu Rathe zu ziehen.

Hennig führte nun seinen kleinen Nahmensvetter in den Stall, in den Garten, in den Wald, auf den Kornboden, zu der Stichelei; machte ihn, so gut er es konnte, mit der Naturgeschichte der Pferde und Hunde bekannt, und lehrte ihn auf Spaziergängen die Stimmen der Vögel unterscheiden. Der Gärtner mußte ihm alle Pflanzen im Garten, der Förster alle Bäume nennen, und der Verwalter ihn in den Künsten und Geschäften der Haushaltung unterrichten. Stundenlang sah der Knabe mit Hennigen dem Bau einer Scheune zu, und fuhr öfters auch selbst Lehm auf einer kleinen Karre herbei. So lernte er alle Instrumente der Maurer und Zimmerleute kennen. Oft sah er auch buttern, backen, oder schmieden; und überall übte er dabei Auge und Ohr, Füße und Hände.

Sein alter ehrlicher Hofmeister lernte selbst nach seinen besten Kräften, um nicht unwissender zu seyn als sein Schüler. Er fing an Manches zu bemerken, das er sonst übersehen, und Fragen zu thun, die er sonst nicht gethan hatte. So bekam der Knabe in der That sehr deutliche Begriffe von allen Dingen rings um ihn her. Schon im sechsten Jahre ritt er mit

seinem alten Freunde die Pferde in die Schwemme; denn obgleich der alte Hennig Oberaufseher im Hause war, so hatte er sich doch die Pferde durchaus nicht nehmen lassen. Dabei wuchs der Knabe auf, wie ein Baum im Walde. Er balgte sich mit den Jagdhunden auf dem Hofe, sah immer aus, als ob er selbst eben in die Schwemme müßte, und brauchte die Lieblingsflüche seiner Lehrer mit großer Geläufigkeit, obgleich der Major und Hennig ihm das untersagten, und nach und nach sich selbst das Fluchen abgewöhnten. An seinem Oheim hing er mit inniger Liebe; aber mit Hennig war er Ein Herz und Eine Seele. Ein Vater kann seinen Sohn nicht inniger lieben, als Hennig den Knaben; und sie waren daher fast immer bei einander. Wenn der Knabe etwas verbrochen hatte, und der alte Husar ihn unter den buschlichten Augenbraunen hervor mit finstern Blicken ansah, stiegen Thränen in seine lieblichen blauen Augen. Dann rief der Alte mit ausgebreiteten Armen: du Heulherz! und der Knabe stürzte sich an seine Brust, und sagte: du mußt auch nicht schelten, guter Hennig! — Ja, so mußt du nicht unartig seyn, Junge! rief der Alte, und weinte



um die Wette mit dem Kinde, das sich dann gewiß wochenlang hütete, denselben Fehler auf neue zu begehen.

Man kann leicht denken, daß diese auf der einen Seite recht zweckmäßige Erziehung auf der andern den Knaben ein wenig roh machte. An der Husaren-Uniform, die er trug, konnte man oft nur mit Mühe unterscheiden, daß ihre Grundfarbe scharlachroth war. Fehlte es ihm an einem Bande, so schnitt er ruhig eine goldene Schnur von der Uniform. In seiner Mühe holte er, wenn die Gießkanne zu entfernt lag, auch wohl Wasser, um seine Blumen damit zu begießen. Oft fiel der unordentliche Anzug selbst dem Onkel auf, und er sagte: „Junge, wie siehst du aus!“ Der Kleine besah sich dann von oben bis unten, und antwortete: wie soll ich anders aussehen, Onkel? Ich maure mir im Garten einen Stall. Die Hände und das Gesicht habe ich mir gewaschen; aber die Uniform soll ich ja nicht selbst rein machen: das hat mir Hentzig verboten. — So ging es fast jede Woche einige Male; und der Major würde sich auch nicht viel daraus gemacht haben, wenn nur seine Schwägerin ihn mit ihren Besuchen verschont hätte.

In dem ersten Jahre war sie nicht bei ihm gewesen. Er selbst ritt von Zeit zu Zeit hinüber nach Moorberg, doch ohne den Kleinen mitzubringen; und dafür gab er die scheinbare Entschuldigung an, daß er keinen Wagen hätte. Frau von Halden wußte aber schon genug von der Verwilderung ihres Sohnes, und beschloß endlich, mit ihren beiden andern Kindern nach Sollingen zu fahren, im Grunde weniger, weil sie ihren vergessenen Sohn einmal wiedersahen, als weil sie ihren Schwager recht nachdrücklich beschämen wollte. Der Major wurde sehr ängstlich, als er die beiden schön gepuhten Kinder in das Zimmer treten sah. Sie näherten sich ihm mit einer anständigen Verbeugung, küßten seine Hand, sagten einige Worte sehr artig, und setzten sich dann ganz ruhig nieder. Wo ist denn Ihr Pflegesohn? fragte die Mutter. In diesem Augenblicke flog die Thür auf, und der kleine, jetzt sechsjährige Hennig stürzte, mit dem fröhlichsten Verlangen in seinem feuerrothen Gesichte, in das Zimmer; denn der alte Husar sowohl als der Major hatten ihm die ehrerbietigste Liebe für seine Eltern und seine Geschwister beigebracht, weil sie sich scheueten, diesem heiligen Gefühle zu nahe zu treten.

Der Kleine mauerte eben am Ende des Gartens, als der Wagen auf den Hof rollte. Sobald man ihm sagte, daß seine Mutter und seine Geschwister da wären, warf er die Kelle weg, und lief nach dem Zimmer seines Onkels. Die Strümpfe hingen in den Stiefeln; seine Uniform war voll Lehm, voll Kalk, und seine Hände schmutzig. Der Major erröthete; und der Knabe selbst stuzte, als er einen Blick auf seine Mutter und auf die beiden Kinder, die seine Geschwister seyn sollten, geworfen hatte. Sein Bruder, ein Knabe von acht Jahren, trug ein hellblaues Kleid mit Golde, hatte einen Haarbentel eingebunden, und seine zierlich frisirten Locken waren dick gepudert. „Wasche dich erst!“ sagte der Major mit großer Verlegenheit; und in einem Sprunge war der Kleine wieder zur Thür hinaus. Der alte Hennig, der ihm begegnete, band ihm die Strümpfe auf, zog ihm seine beste Uniform an, schickte ihn dann wieder in das Zimmer, und gab ihm die Ermahnung mit: er sollte recht höflich seyn, der Mama die Hand küssen, und ja nicht etwa fluchen.

Natürlicher Weise kam nun der Knabe

ziemlich fürchtſam wieder. Er ging, oder ſtolperte vielmehr, auf ſeine Mutter zu, küßte ihr ſchmäzend die Hand, und ließ ſich von ihr über die Wange ſtreicheln. Seine Geſchwister waren unterdeſſen aufgeſtanden, faßten ihm, wie man es ihnen befohlen hatte, jedes bei einer Hand, und ſagten: liebſter Bruder! Der kleine Hennig ſah vor ſich nieder, und konnte faſt nicht eine Sylbe vorbringen. „Er hatte eben gemauert,“ ſing der Major kleinlaut an. — Gemauert? fragte die Mutter boſhaft; ſoll er denn etwa ein Maurer werden? . . . Komm einmal her, mein Sohn! fuhr ſie fort, und betrachtete ihn nun mit Kopfschütteln von oben bis unten, von hinten und vorn. Der Major wurde mit jeder Minute verlegener. Seine Schwägerin merkte das, und ihr Geſicht erheiterte ſich von boſhafter Freude. Um ihn noch mehr zu beſchämen, ſing ſie an, die beiden anderen Kinder alle ihre Künſte machen zu laſſen. Sie fragte Emillen etwas Franzöſiſch; und die Kleine antwortete in derſelben Sprache. Eben ſo ihr Karl. Kannſt du auch ſchon Franzöſiſch? fragte die Mutter nun den kleinen Hennig. Ein

wenig! antwortete der Knabe. „Junge, du lägst!“ sagte der Major mit Erstaunen. — Mein, Onkel; bei Roßbach riefen sie immer: Sacre Dieu! das hat mir Hennig gesagt.

Frau von Halden seufzte, und fing nun an, die guten Eigenschaften und Geschicklichkeiten ihrer Kinder zu preisen. Die Kinder sagten, als der Onkel ihnen einen Teller mit Obst gab: ich danke Ihnen unterthänig; und küßten ihm die Hand. Von dem allen that und wußte Hennig gar nichts. Aber, mein Gott, sagte die Mutter zuletzt mit Bitterkeit zu ihm: du weißt ja nicht das Mindeste! Ein wahrer Kloß ist aus dir geworden!

Der arme Knabe stand mit Thränen in den Augen da, weil noch niemand so hart mit ihm gesprochen hatte. Er sagte leise und furchtsam: ich habe dich so lieb, Mama! und nun warf er sich laut schluchzend seinem Oheim in die Arme, legte sein Köpfchen an dessen Brust, und umfaßte seinen Hals. „Sehen Sie!“ sagte der Major; „das kann er: die Menschen von Herzen lieb haben; und ich fürchte, das können die Weiden da nicht.“ Nun küßte er den Knaben, und sagte: geh in den Garten, mein lieber

Sohn, und nimm deine Geschwister mit." Er fühlte, daß er auf dem Wege war, seiner Schwägerin etwas Hartes zu sagen; darum sollten die Kinder nicht länger im Zimmer bleiben.

Im Garten war der kleine Hennig an seinem rechten Orte. Was ist das? kann man das essen? fragten bald Karl, bald Emilie; und immer gab Hennig eine richtige Antwort. Er pflückte seiner Schwester die schönsten Blumen; und wenn sie eine reife Birn sah, so war er geschwind oben im Baume, und holte sie herunter. Ach, sagte das kleine Mädchen; wie kann der liebe Bruder klettern! Als die Kinder erst bekannter und folglich auch gesprächiger wurden, kam der kleine Hennig auf alle seine Zeitvertreibe, und nannte dabei auch das Reiten. „Reiten kannst du?“ fragten ihn die beiden Kinder mit großer Verwunderung. Den Augenblick holte er seinen kleinen Litthauer aus dem Stalle, schwang sich hinauf, und machte die ganze Reitschule, die sein alter Hofmeister ihn gelehrt hatte. Das war das Einzige, was seinem Bruder an ihm gefiel, und warum er ihn beneidete. Die kleine Emilie war mit Hennigen schon besser zufrieden. Höre, sagte

sie lächelnd, als er ihr alle seine Sachen, seine Aexte, Beile, Sägen, Hobel und Pistolen gezeigt hatte: ich möchte auch wohl hier beim Onkel seyn, wenn es sich schickte. — Stich schickte! unterbrach sie der älteste; schickt es sich denn, daß ein Fräulein Wasser trägt und Blumen begießt? Das gehört für die Bauern!

„Ich bin ein Bauer!“ sagte Hennig vergnügt und hüpfend; „und ein Baron und ein Mensch, meint Onkel, soll ich wohl auch noch werden!“ Damit ging es wieder in vollem Springen Gang auf, Gang nieder. „Stehst du, Milchen,“ sagte Karl, „wie ungezogen er ist? Wie ein Bauer! Mama hat es wohl gesagt!“ — Recht ungezogen! antwortete das kleine Mädchen. Ach, ich möchte wohl auch einmal ungezogen seyn!

Der Bediente rief endlich die Kinder. Als sie nachher wieder abfuhr, erzählte Karl der Mutter unterwegs, wie ungezogen sein Bruder gewesen wäre. Die Kleine zeigte Blumen und Obst, das er ihr gegeben hatte, und setzte hinzu: Mama, der Bruder Hennig weiß Alles, viel mehr als ich und Karl! Und recht freundlich ist er; — aber recht ungezogen! setzte sie hinzu, weil sie die Blicke ihrer Mutter bemerkte.

Während daß Mutter und Kinder sich den ganzen Weg über von dem kleinen Hennig und seinen Ungezogenheiten unterhielten, waren auch der Major und sein Freund in einem Gespräche über ihn begriffen. „Das ist nichts, Hennig!“ sagte der Major. „Packer nur ruhig ein. Ich habe mich geschämt; und hätte ich das nöthig gehabt, wenn es ganz recht wäre, was wir thun? Ja, wäre es mein eigener Sohn, siehst du, so möchte er meinetwegen ganz ohne Strümpfe gehen; aber er ist nicht mein. Es kann nicht so bleiben. Und das kommt davon, daß keine Frauensperson im Hause ist: so eine ordentliche, mein' ich, nicht eine Viehmagd oder Köchin. Du solltest sehen, wie reinlich der Junge seyn würde, wenn nur eine wackre Frau oder Jungfer im Hause wäre. Höre einmal, Hennig, da hab' ich an unser Mädchen aus Böhmen gedacht. Wenn wir das hier hätten! Sieh! schon hundertmal ist es mir auf's Herz gefallen, ob ich auch wohl recht thue an dem Mädchen; hundertmal! Hat sie mir nicht das Leben gerettet? Und was thue ich dagegen? Ich schicke ihr, seitdem ich weiß, wo sie wohnt, alle Jahre dreihundert armselige Thaler, und sie schreibt



mir dafür jedes Mal einen Brief, der allein so viel werth ist. Ja, wenn sie Eltern hätte, oder verheirathet wäre, so könnte ich denken: sie hat Jemanden, der sie liebt, und braucht dich nicht. Aber so ist sie ganz allein, ohne Verwandten! Es muß ihr weh thun, daß ich ihr für ihre Liebe nur Geld schicke, da ich ihr doch weit mehr schuldig bin. Ich denke, ich schreibe ihr, daß sie kommen soll. Dann könnte ich ihr doch zeigen, daß ich sie lieb habe."

Dagegen hatte Hennig nichts einzuwenden. Der Major schrieb; und nach vierzehn Tagen kam, anstatt der Antwort, die Jungfer Riesen selbst auf den Schloßhof gefahren. Hennig sprang zu dem Major in das Zimmer, und rief: unser Mädchen aus Böhmen! Vivat! Der Major hatte ein Frauenzimmer aus dem Wagen steigen sehen; also verstand er den Ausruf seines Hennig, und eilte mit dem Ungestüm der Leidenschaft die Treppe hinunter, dem Mädchen entgegen. Er konnte lange nicht sprechen, und sie nur in seine Arme schließen. Endlich rief er: „Hannchen, du treue Seele! Gott sey Dank, daß ich dich habe! Nun sag, was soll ich dir seyn:

seyn: Bruder oder Vater? Beides, gutes Kind, wenn du mich lieb hast; und Freund dazu!" Er führte Hannchen die breite Treppe hinan auf sein Zimmer, und Hennig ging auf der andern Seite neben ihr. Auf einmal erblickte der Major auch den treuen Alten. „Sieh, Hannchen!" sagte er herzlich, und faßte seinen Hennig in die Arme: „sieh, so liebe ich diesen Menschen! Frag' ihn, ob ein Bruder ihn herzlicher lieben kann; er wird dir sagen: nein. Nun sieh, eben so will ich auch dich lieben. Ja, lieben, trotz der ganzen Welt! Denn was Verwandtschaft! Sie kommt von Gott, und ich habe allen Respekt dafür (er nahm die Mütze ab); und Gott weiß, wie schwer es mir wird, wenn mein Herz sich manchmal gegen meine Verwandten zuthut, wie eine Muschel. Habe ich Unrecht, so vergebe es mir Gott! Aber sie machen es mir danach. Und wie habt Ihr es gemacht! In Noth und Tod euch für mich hingegeben. Und in der Bibel steht: es ist keine größere Liebe, denn die, wenn einer sein Leben läßt für seinen Bruder. Hab' ich Unrecht? Nein!" (Er setzte seine Mütze auf.) „Ihr seid meine Verwandten, lieben Kinder! O, wenn ich euch nur mein ganz



jes Herz zeigen könnte!" — Er umfaßte sie Beide mit nassen Augen und brechender Stimme.

Von diesem Tage an wurde das Leben in des Majors Hause ganz anders. Nur die Jungfer, oder, wie sie jetzt hieß, die Kamself, Ktesen hatte dem Major gefehlt, um seine rauhen Sitten etwas abzuschleifen. Sie war eines Sächsischen Predigers Tochter, und hatte sich mit ihren Eltern gleich zu Anfange des siebenjährigen Krieges nach einem Böhmischem Dorfe geflüchtet, wo Verwandten von ihr wohnten. Hier rettete sie den Major, und verpflegte ihn, als er an seiner Wunde krank lag. Nachher wurde das Dorf von den Kroaten angezündet. Nun ging sie in die Lausitz zu einem Verwandten, und dann als Gesellschafterin, oder vielmehr als Kammerjungfer, zu einer adeligen Dame, in deren Hause sie die Hölle hatte. Hier erfuhr sie zufälliger Weise den Aufenthalt des Majors, schrieb an ihn, und machte ihm eine ganz vortheilhafte Schilderung von ihrer Lage. Sie erhielt mit einer Estaffette Antwort, nebst einer artigen Summe Geldes, und die Zusicherung eines lebenslänglichen Gehalts. Zwei Jahre später wurde sie von dem Major einge-

laden, die Erzieherin seines Neffen zu werden; und hierzu taugte sie vortrefflich, da Noth und Elend ihre Seele stark, und Umgang mit Menschen ihre Art sich zu benehmen, sich auszudrücken, und Menschen zu behandeln, geschmeidig gemacht hatte.

Sie war jetzt acht und zwanzig Jahr alt, und nicht schön, aber interessant durch holde Freundlichkeit und einen feinen Blick in ihrem Auge. Der Major drang in sie, die besten Zimmer im Schlosse zu beziehen; sie wählte aber ein kleines niedliches Stübchen nach dem See hinaus. Er schickte seinen Hennig in die nächste Stadt, und ließ ihr eine Menge der schönsten Zeuge zu Kleidern kommen; sie nahm das Geschenk an, bat sich aber aus, in der Folge ihren Anzug selbst wählen zu dürfen. Auch blieb sie bei ihrer einfachen Kleidung, und gab ihr nur einen etwas andern Schnitt, weil der Major durchaus darauf bestand, daß sie mit ihm essen sollte. „So sind wir drei zusammen,“ sagte er; „denn Hennig hat es sich nicht nehmen lassen, bei Tische aufzuwarten.“

Noch heute wurde der kleine Hennig Hannschen übergeben. Sie sollte ihn, meinte der Major,

nur so ein Bißchen von außen zustoßen; allein sie nahm sich selber auch in andern Stücken an. Hierzu hatte sie Zeit genug, da sie bloß die Oberaufsicht über die innere Haushaltung führte, und auch das nur ohne Wissen des Majors, der darauf bestand, daß es schlechterdings nicht einmal so scheinen sollte, als ob sie in seinen Diensten wäre.

Hannchen hatte von ihrem Vater eine sehr sorgfältige Erziehung bekommen, und war selbst recht gut unterrichtet. Sie konnte daher den Knaben lesen und schreiben lehren, was bis dahin der Schulmeister gethan hatte, der aber seine Rechnung dabei fand, den Unterricht hinzuhalten. Der kleine Hennig lernte jetzt wie im Fluge. Hannchen wußte so schöne schauerliche Geschichten von alten Rittern, von Schiffbrüchen, Rindern und Poltergeistern; aber sollte sie ihm erzählen, so mußten seine Hände, sein Gesicht, ohne den mindesten Flecken, und seine Uniform in der besten Ordnung seyn. Der Major selbst hörte Hannchens Geschichten beinahe eben so gern, wie der kleine Hennig; daher mußte dieser allemal erst die Musterung seines Oheims passiren, ehe sie Beide zu der Mamsell hinüber gingen.

Hennig und der Major setzten unterdessen die Reitstunden mit dem Kleinen fort; der Gärtner lehrte ihn schon okuliren und pflropfen, und der Förster meinte, der Junger wäre ein Wunder der Welt, weil er alle Bäume kannte und eine Nachtigall, ohne zu fehlen, von einer Drossel zu unterscheiden wußte. Außerdem bekam der kleine Hennig eine Menge praktischer Kenntnisse in den Gewerben der Menschen um ihn her. Er kannte alle Bauern in Sollingen, besonders die Armen, mit denen er zuweilen sogar in heimlichem Verkehr wegen seines Taschengeldes stand. Das häßliche Fluchen gewöhnte er sich ganz ab, weil Ramsell Hannchen es ihm verbot; und die beiden Alten unterließen es zur Gesellschaft mit, weil Hannchen sonst eine ernsthafte Miene machte. Dabei war er ein bildschöner Knabe, den man nicht, ohne sich zu freuen, ansehen konnte, immer heiter, lächelnd, hüpfend, offen, immer bereit, sein Herz mit jedermann zu theilen, sanft mit allen Menschen, wild und feurig in seinen Phantasien und Spielen, muthig, dreist, verwegen, ein Waghals, wenn Hennig sein „Huffah!“ rief, und blegsam wie ein Weidenschößling,

wenn Mamsell Hannchen den Finger warnend aufhob. Er las nun schon dem Onkel die Forderungen vor, und nicht in einem schleppenden, singenden Tone, sondern gut, weil der Major, der alte Hennig, und selbst die Mamsell, was sie sagten, stark betonten, wie jeder Mensch, der das, was er redet, auch fühlt. In Kurzem ging er auch gerade und mit den Füßen auswärts. Das machte ihm Anfangs viele Mühe; aber dafür erzählte ihm Mamsell Hannchen, wenn sie mit ihm zufrieden war, auch eine schauerliche Mordgeschichte. Nach einem halben Jahre sagte der Major zu Hennig: „nun Alter? was sagst du zu dem Jungen? Sieh, welch eine große Gabe Gottes ein vernünftiges Mädchen ist! Und nun will ich doch meine Schwägerin auch einmal besuchen!“

Zu diesem Besuche wurden — denn der Major hatte seine Eitelkeit so gut wie jeder andre Mensch — große Anstalten getroffen. Hennig bekam eine ganz neue Uniform, und sein Litzhauer eine prächtige Schabracke. Seit Kurzem war auch ein Wagen angeschafft: „denn,“ sagte der Major, „wo auf dem Lande eine Frau im Hause ist, da muß auch ein

Wagen seyn; und, Hennig, könnte ich einer Frau mehr zu verdanken haben, als dem vor-  
trefflichen Hannchen?"

Der Wagen fuhr mit, daß der Kleine nicht den ganzen Weg zu reiten brauchte, was ihm doch wohl zu schwer geworden seyn möchte; und Hennig hatte den Litthauer an der Hand. Eine Stunde vor Moorberg sprang der Knabe aus dem Wagen, und setzte sich auf sein Pferd. Nun ging es im Trab auf Moorberg zu, und im Gallop sprengten die drei Ketter auf den Hof des Kammerherrn.

Die Fenster gingen auf. Der Major nickte dem alten Hennig lächelnd zu, als der Knabe mit vielem Anstande abstieg; dann nahm er seinen Neffen bei der Hand, und führte ihn mit Triumph in den Saal, brummte aber dabei dennoch: „mit den Füßen hübsch auswärts, Hennig!"

Der Saal war voll von Gästen, und alle Augen wendeten sich mit Vergnügen auf den siebenjährigen Knaben, der sehr anständig, und doch mit einem frohen, zutraulichen Gesichte, an der Seite seines Oheims daher trat. Nach einer Verbeugung, die selbst Mamsell Hannchen



gelobt haben würde, und nachdem er seiner Mutter die Hand geküßt, hüpfte er sogleich auf seine Schwester zu, die er seit dem Besuche der Mutter gar nicht wieder hatte vergessen können, und kramte die Säbeltasche aus, in der er Blumen, Obst und Kuchen für sie mitbrachte. Der Major trat mit stolzer Miene vor seinen Bruder hin. „Da ist dein Sohn, Bruder Toffel! . . . Ich sage dir,“ setzte er leise hinzu, „in dem Jungen steckt etwas!“ Der Vater fiel dem Major mit ungewöhnlicher Jünglichkeit um den Hals, nahm dann seinen Sohn in die Arme, küßte ihn, betrachtete ihn freundlich, und küßte ihn wieder.

Alles sammelte sich um den kleinen Husaren her. Die jungen Mädchen tändelten mit den braunen Locken, die auf seinen Schultern schwammen. Eins entriß ihn dem andern, küßte ihn, und ging dann zu der Mutter, um ihr zu sagen, wie glücklich sie wäre. Sie dankte mit zierlichem Anstande, und machte dem Kinde einige Liebkosungen, doch mit auffallender Kälte. Der Major würde gewiß gerufen haben: laß satteln, Hennig! Aber er hoffte, sein Knecht sollte die Mutter herumbringen; und über-

dies fiel ihm ein, daß er noch gestern der Mam-  
 sell versprochen hatte, sich nicht von seinem Zorn  
 ne hinreißen zu lassen. So biß er sich denn  
 auf die Lippen, und schwieg. Die Mutter rief  
 Karlu, und fragte ihn um etwas; der Knabe  
 antwortete ihr mit vieler Niedseligkeit. Nun  
 wendete sie sich zu einem von der Gesellschaft,  
 und sagte: In der That, mein Aeltester würde  
 sich an einem Hofe sehr anständig benehmen.  
 Sogleich eröffnete sie auch ein Examen mit dem  
 kleinen Hennig; der sah sie mißtrauisch an, und  
 antwortete ängstlich, oft auch verkehrt. Der  
 Major hatte einen dicken Fluch auf der Zunge;  
 doch unterdrückte er ihn noch. Während dessen  
 hatte der Kammerherr mit einem seiner Gäste  
 von seinem Cabinette gesprochen, und die ganze  
 Gesellschaft bat ihn nun einstimmig, ihr doch  
 seine Seltenheiten zu zeigen. Man ging, und  
 die Kinder folgten. Zuerst öffnete Halden ei-  
 nen Glasschrank voll ausgestopfter Vögel. Er  
 schwieg, um sich an den Blicken der Gesell-  
 schaft zu weiden; und auch diese schwieg, als  
 ob sie vor Erstaunen nicht reden könnte. Emi-  
 lie, die ihren Bruder an der Hand hatte, zeigte  
 ihm den Schrank, und sagte: sieh einmal!

was ist das? Das will ich dir sagen, antwortete Hennig: der erste ist ein Taubenhabicht; dann kommt ein Sperber; der mit den langen Beinen ist ein Reiher; der vierte eine große Ohreule; dann kommt ein Storch, dann eine Welpe. Sie stehen nur einfältig, Emilie. Der Reiher und der Storch gehören zusammen, und da das Wasserhuhn in der zweiten Reihe auch; denn das sind Sumpfvögel: und die Raubvögel sollten auch beisammen stehen.

Alle Köpfe dreheten sich nach dem kleinen Hennig um, und er mußte nun die Vögel nach der Reihe nennen. Er kannte sie alle, bis auf einen Flamingo. Den kenne ich nicht, sagte er; aber es ist auch ein Stelzenläufer. Bruder, sagte der Kammerherr; hast du dir etwa ein Cabinet angeschafft? — „Nicht doch!“ erwiderte der Major; „auch hat mein Hennig in seinem Leben noch keins gesehen.“ Während dessen fing der Knabe an, da ihn jemand fragte, von der Lebensart der Vögel eben so bestimmt zu sprechen; er nannte ihre Nahrung, unterschied Zugvögel von andern, und erzählte allerlei Merkwürdiges von ihrer Art zu leben.

Nun zog der Kammerherr ein Schubfach

mit Holzarten auf. Kennst du das auch, was Papa hier hat? fragte Emilie. Der Vater hielt ihm ein Stück Holz hin: was ist das? — „Eichenholz,“ antwortete Hennig. Als der Vater, um ihn irre zu machen, widersprach, gab er sehr bestimmt die Kennzeichen an, und man sah deutlich, daß er seiner Sache gewiß war. Er nannte nun auch die meisten Holzarten, und sprach — aber nie, ohne dazu aufgefordert zu seyn — über die Behandlung, und über den größern oder geringern Nutzen derselben, so daß jeder sogleich einsah, er spreche nichts Erlerntes nach, sondern habe Alles aus eigener Erfahrung. Man zeigte ihm auch die Modelle von Maschinen, die in dem Cabinette seines Vaters standen. Er errieth manches von ihrer Struktur und von ihrer Bestimmung; denn er kannte die Mahl- und Oehl- mühle in Sollingen mit allen ihren Getrieben ganz genau, wie jedes Kind diese und ähnliche Kenntnisse sehr leicht bekommen könnte. Alle Anwesenden staunten diese Kenntnisse um so mehr an, da sie ihnen gänzlich fehlten. Sie mußten sich lange besinnen, ehe sie eine Eiche von einer Buche unterscheiden konnten; und

hier unterschied ein Kind ein bloßes Stückchen Holz von einem andern. Man flüsterte allgemein: das ist erstaunlich! unbegreiflich! ein Wunder von Kinde! Jede Mutter sagte dem Major die aufrichtigsten Lobsprüche über seine Erziehung, und wollte die Kunst von ihm lernen, ihre Kinder eben so weit zu bringen. „Es ist gar keine Kunst, meine Damen,“ sagte der Major; „der Junge hat nur immer vier bis fünf Informatoren, die alle ihre Sache vollkommen verstehen. Da steckt es. Er lernt die Naturgeschichte, wie mein Bruder den Kram nennt, von dem Förster im Walde, von dem Tischler, der das Holz verarbeitet, von dem Gärtner im Garten, von dem Verwalter in der Scheune und auf dem Felde; dazu braucht er nichts als Augen, Ohren und ein wenig Gedächtniß. Sein Oberhofmeister, mein alter Reitknecht Hennig, von dem der Junge den Namen hat, kriecht mit ihm herum in allen Mühlen, bei allen Bauern, bei dem Becker, dem Leinweber, und was wir sonst noch auf dem Dorfe haben. Da sieht oder erfährt er an Ort und Stelle, was die meisten Kinder aus Kupfern lernen, die sie nicht begreifen.“

Als man die Art und Weise erfuhr, wie der Kleine seine Kenntnisse bekommen hatte, schüttelte man doch ein wenig die Köpfe. Ein Reitknecht der Oberhofmeister! Das verderbte dem Major seinen Erlumpf fast gänzlich; und die Mutter, die bis jetzt sehr kleinlaut gewesen war, wurde nun wieder etwas muthiger. Nein, sagte sie; und sollten meine Kinder nie lernen, was ein Baum ist, so ließe ich doch einen Reitknecht nicht ihre Gesellschaft seyn; hier überwiegt der Schade den Vortheil. Da liegt Hennig bei allen gemeinen Leuten umher, bei Maurern und Leinwebern; und was hilft es ihm denn, wenn er weiß, wie Leinwand gemacht wird?

„Was es ihm hilft, Frau Schwester? Sehr viel! Es hat sogar mir geholfen, daß ich bei dieser Gelegenheit noch manches gesehen habe. Er lernt die Menschen lieben, weil er weiß, wie sauer es den meisten wird, ihr Brot zu erwerben; er lernt sie ehren, weil er begreift, daß diese Menschen alles thun, was nützlich ist, was das Leben angenehm macht, und wir dagegen gar nichts. Er lernt, wie viele Schweiß, Blut, und Angsttropfen auf dem Feldchen der Armen hängen, und wird daher seine Jagd nie

durch ihre Saaten treiben. Sehen Sie, das lernt er: Gottes guten heiligen Willen in Acht nehmen, und nicht der Welt und seines fleischlichen Willen!"

Man fand diese Aeußerungen des Majors ein wenig keckerisch, ein wenig verkehrt; weil er aber mit einer Stelle aus dem Katechismus schloß, so wagte man es nicht, ihn anzugreifen. Die Herren schwiegen; die Damen schnatterten unter sich, und man unterschied nur die Worte: seinem Range nichts vergeben! Weltknecht! gemeine Leute! unanständig!

Frau von Halden lauerte nun auf die Sitten ihres kleinen Hennig; aber er hielt sich so gut, gab so freundlich nach, spielte so vernünftig mit, war so folgsam, und selbst gegen die Bedienten so höflich, daß sie vergebens lauerte, und daß der Knabe die allgemeine Gunst wieder erhielt, um welche ihn die Relation von seinen Hofmeistern beinahe gebracht hätte. Seine Mutter ließ ihn lesen. Er las zu ihrem Verdruß so richtig und gut, daß die Gesellschaft ihn aufs neue loben mußte.

Die Bewunderung der Anwesenden brachte nichts als widrige Empfindungen bei der Mut-

ter hervor; denn ihr Liebling wurde übersehen. Karl, den die Mutter durch ihre verkehrte Erziehung schon sehr eitel gemacht hatte, und der es gewohnt war, von seinem Bruder immer nur mit einer Art von Verachtung sprechen zu hören, stand mit einem sauren Gesichte da. Er hatte sich, als Hennig kam, darauf gefreuet, ihn mit seiner Gelehrsamkeit, besonders mit der Naturgeschichte, zu verdunkeln; und das war so sehr verunglückt. Uebrigens hörte Hennig nicht viel auf alles das Kluge, was Karl zu sagen glaubte, sondern spielte mit Emillen ruhig fort; und diese war unzertrennlich von dem Bruder, der ihr so viel mitgebracht hatte.

Die Mutter sah Karln mit sehr verdrießlichem Gesichte da stehen. Sie wollte durchaus seinen Wunsch befriedigen, und erzählte offenbare Unwahrheiten von seinen guten Eigenschaften. Man lobte ihn sehr laut und übertrieben; aber zu dem kleinen Husaren hockte man sich an den Boden, nahm ihn in die Arme, küßte ihn, und sagte fröhlich: „welch ein Engel!“

Heute wurde der kleine Hennig seiner Mutter, die ohnedies schon starken Widerwillen gegen ihn fühlte, noch verhaßter; denn nun hatte



er ihren Liebling, dem er die Erbschaft des Oheims entzog, auch gedemüthigt. Wäre er bei ihr geblieben, so würde er endlich ihre Liebe wieder erlangt haben; aber er ging ja mit dem groben, ungesätteten Major, der ihr so viele Wahrheiten in's Gesicht sagte! Sie sah nicht einmal hin, als der Knabe seinen Ptitthauer wieder bestieg und mit seinem Onkel von dem Hofe sprengte.

Als die Gesellschaft in ein allgemeines Lob des kleinen Hennig ausbrach, standen der Mutter beinahe Thränen des Verdrusses in den Augen. Sie führte ihren Liebling auf sein Zimmer, und machte seinem Hofmeister bittre Vorwürfe darüber, daß Karl Hennigs Kenntnisse nicht hatte, die er doch nicht haben konnte, da sie ihn, ohne ihre Gesellschaft, nicht einmal allein in den Garten gehen ließ. Der Hofmeister versprach Wunderdinge, spottete über Hennigs Kenntnisse, und machte so seine Gebieterin wieder heiter. Seyn Sie nur fleißig, Junfer Karl, sagte er; der soll Sie nicht überholen! Der Knabe rief mit Ungestüm: ich will auch reiten lernen. Recht gern, Karlchen, sagte die Mutter, um den eitlen Knaben nur zu beruhigen,

beruhigen, der auf diese Art in dem unnatürlichen Haffe gegen seinen Bruder immer mehr bestärkt wurde.

Emilie mußte nichts von Haß gegen irgend einen Menschen, und am wenigsten gegen ihren Bruder. Ihr guter Genius hatte ihr eine sehr verständige Gouvernante vom besten Herzen zugeführt. Man war im Hause, eben wegen dieser guten Eigenschaften, ganz und gar nicht mit der Französin zufrieden, und würde sie bald wieder weggeschickt haben, wenn sie nicht, nach dem Urtheile aller Kenner, ihre Sprache vortrefflich gesprochen hätte. Sie selbst blieb nur aus Liebe zu ihrer armen Mutter und zu Emilien in einem Hause, worin man sie die ganze Last des Ahnenstolzes fühlen ließ, in ihrer Gegenwart mit der größten Verachtung von allen Bürgerlichen sprach, und den Kindern bei jeder Gelegenheit die Lehre gab, auf ihren Rang zu halten und sich mit geringeren Menschen nicht gemein zu machen. „Es mag,“ schrieb sie ihrer Mutter, die nur von der Unterstützung ihrer edlen Tochter lebte; — „es mag menschlich seyn, daß der Adel die Vorzüge, deren er genießt, hervorhebt. Wer

von uns würde gern ein Vorrecht, das er einmal hätte, fahren lassen? Aber wenn das ganz natürlich ist, so finde der Adel es auch natürlich, daß der Bürgerstand ihn mit immerwährendem Widerwillen betrachtet, und ihm die Vorzüge beneidet, die er selbst so hoch in Anschlag bringt. Mir geht es durch die Seele, wenn man von einer Desalliance wie von der Handlung eines niederträchtigen Menschen spricht; ich schweige indeß, und trinke das Gifft geduldig hinunter.“

Man kann leicht denken, daß die Gouvernante die Gesellschaft der Frau von Halden so viel als möglich vermied, und auch in gehöriger Entfernung von dem Hofmeister blieb, der ihr durch seine Schmeicheleien und sein kriechendes Wesen verächtlich werden mußte. Sie war größten Theils auf ihrem Zimmer oder im Garten, und Emilie fast ununterbrochen in ihrer Gesellschaft. Das kleine Mädchen lernte viel von ihrer Gouvernante, weil diese es liebte; der Knabe hingegen wenig, weil sie ihn mit einer Art von Widerwillen ansah.

Die Gouvernante zog Emilien durch alle nur

ersinnliche Mittel an sich, um das Herz des Kindes von dem Gifte der Eitelkeit rein zu erhalten; und Frau von Halden sah es gern, daß Emilie sich viel bei der Gouvernante aufhielt, weil sie auf diese Art größere Fortschritte in der Französischen Sprache machte. Ueberdies war Emilie bei weitem nicht so sehr der Liebling ihrer Mutter, wie Karl. Auf diesem beruheten ja alle Plane zu Größe, und jene war nichts als ein Mittel mehr, die Plane durchzusetzen.

Die Mutter konnte also zum Glück nicht viel auf Emilien wirken, und die Gouvernante brachte nun dem Herzen des Kindes früh eine Liebe zu den Menschen bei, die in der Folge nicht wieder auszurotten war. Mit Recht suchte die Gouvernante bei Emilien auch das Andenken ihres Bruders Hennig zu erhalten. Emilie hatte, als sie in Soilingen gewesen war, der Bonne viel von Hennig erzählt, und ihr auch ganz leise vertrauet: „der Bruder küßte den alten schmutzigen Reitknecht; ich habe es aber der Mama nicht gesagt: sie war so schon böse genug!“

Die Gouvernante hatte den Major von der Frau von Halden oft, und nicht mit Lo-

be, nennen hören, aber ihn noch nie gesprochen. Hofmeister und Französin aßen nehmlich, wenn Fremde da waren, nicht mit am Tische; und ohnedies hatte die gnädige Frau ihre Ursachen, den Major mit Beiden nicht zusammen zu bringen. Aber die Bonne hörte hin und wieder die Leute im Hause von dem Major mit solcher Ehrfurcht sprechen, daß sie nothwendig aufmerksam auf ihn werden mußte. Heute, als der kleine Hennig mit dem Onkel hier war, führte Emilie ihn auf das Zimmer ihrer Bonne, und sagte: sieh, lieber Hennig, das ist meine Gouvernante. — „Was ist das?“ fragte der Kleine; und die Französin erklärte es ihm. „Ja,“ sagte er; „nun weiß ich es. Du bist bei Emilien Mamsell Niesen, die mich so lieb hat, und die wir Alle, ich, Onkel, und der alte Hennig, so lieb haben.“

Die Bonne erkundigte sich näher; und der Knabe beschrieb ihr genau, was die Mamsell den ganzen Tag machte, wie lieb der Onkel sie hätte, und so weiter. Er gefiel ihr mit seiner Güte, Offenheit, Ehrerbietung, mit seinem zutraulichen Wesen; und sie ihm nicht minder. Nicht lange, so lief er wieder in den Saal zu

seinem Oheim, und flüsterte ihm zu: „Onkel, Emilie hat auch eine Mamsell Klesen, die ihr recht gut ist.“ Der Major hatte schon am Morgen ein wenig mit Emilien geplaudert, und zu seiner Freude gefunden, daß sie noch ein natürliches, unverderbtes Kind war. Er fragte; und sie erzählte ihm von ihrer Bonne so viel Gutes, daß er sich vornahm, das Mädchen kennen zu lernen. Als nun der kleine Hennig kam, und ihm zuflüsterte, ging er zu der Bonne hinüber. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein; und nach einer Viertelstunde gab er ihr die Hand, drückte die ihrige, und sagte: „Sie sind ein gutes Kind, liebe Mamsell, und ich freue mich, daß ich Ihnen meine Hochachtung dafür bezeugen kann. Aber, wie in aller Welt kommen Sie hier im Hause fort?“ — Sie zuckte die Achseln. — „Nicht wahr, Sie sind hier in der Aegyptischen Dienstbarkeit? . . . Hören Sie, liebe Mamsell, ich habe an Emilien gesehen, daß Sie nicht ohne Segen hier sind. Rechnen Sie Eins ins Andere. Sie reißen das Kind aus des Teufels Rachen, dem verdammten Hochmuth; das ist auch Freude. Und sehen Sie, da habe ich den Kleinen bei mir. Ich

glaube, die Mutter hat keine Liebe zu dem Jungen, und es könnte ihr wohl hin und wieder ein Wort entfallen, das auf Emillen und Karl eine üble Wirkung thäte. Wo Brüder sich hassen, da hat der Teufel sein Spiel, und der Jammer seinen Thron. Liebe Mamsell, reden Sie zuweilen meinem Kleinen das Wort bei seinen Geschwistern, wenn auch nicht bei der Mutter. Lassen Sie die Kinder nicht vergessen, daß Hennig da ihr Bruder ist; so wie er bei mir nicht vergessen soll, daß sein Herz eigentlich hier seine Heimath hat. Wir Beide können in der Stille viel thun. Und da ich von meinem Bruder gehört habe, liebe Mamsell, — daß Sie — wofür ich Ihnen die Hand drücke — daß Sie Ihre gute, arme und alte Mutter ernähren . . . Nehmen Sie es mir nicht übel; das Wasser kommt mir in die Augen. Ich habe auch Eltern gehabt, und weiß, wie glücklich Sie sind, daß sie das können! . . . Was wollt' ich doch sagen? . . . Ja so! In meiner Familie ist ein Vermächtniß für Witwen, das, nehmlich . . . Sehen Sie . . ."

Die Gouvernante sah ihn scharf an, doch

nur aus Neugierde, weil sie nicht wußte, wo er hinaus wollte.

Er fuhr fort: „Sie sehen mich darauf an, liebe Mamsell, ob ich lüge. Schlimm genug, daß man nicht sagen kann, was man fühlt!“ Sie verstand ihn noch weniger. Er legte die Hand auf die Brust, und sagte: „Gerade heraus! In meinem Herzen ist das Vermächtniß für alle Unglücklichen; und die Mutter einer so guten Tochter muß sich des Lebens freuen können. Wollen Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich etwas Weniges für Ihre liebe Mutter zu thun suche? Sie thun ja so viel für meines Bruders Kinder!“ (Mit diesen Worten legte er, in Verwirrung und erröthend, etwa zwanzig Louisd'or auf den Tisch.) „Ich bitte Sie, liebe Mamsell, nehmen Sie das an. Mein Bruder hat mir gesagt, wie viel Sie hier im Hause bekommen; und das ist ja, auf Ehre, kaum genug zu den Kleidern, die Sie zerreißen. Sehen Sie das als eine Zulage an.“

Das Mädchen nahm des Majors Geschenk mit vieler Rührung, und sagte mit dankbaren Blicken: o meine Mutter! Der Major bat sie,



in jeder Art von Verlegenheit sich an ihn zuwenden, und verließ sie dann wieder. Jetzt konnte der Keim von Bruderliebe, der in Emilien's Herzen aufgegangen war, um so weniger ausgerottet werden; denn die Bonne mischte geflissentlich in alle die freundlichen Hoffnungen, die das kleine Mädchen sich von der Zukunft machte, das Bild des guten Hennig. Sie unterhielt Emilien oft von ihm; und wenn diese bisweilen über ihren Bruder Karl klagte, so meinte die Bonne: so etwas würde Hennig gewiß nicht gethan haben. Kam der Major, so brachte er Emilien jedes Mal etwas Angenehmes von dem Bruder Hennig mit; und eben so hatte er nach einem Besuche in Moorberg immer etwas für seinen Hennig, das seine Eltern und seine Geschwister ihm schickten. Emilie liebte nun ihren Bruder recht herzlich, ob sie gleich — denn Kinder sind ja aufmerksamer auf das Betragen der Erwachsenen, als man gemeintlich denkt — bald merkte, daß diese Liebe in den Augen ihrer Mutter gar kein Verdienst war. Einmal fragte sie in ihrer Unschuld: aber warum sind Sie denn böse auf den Bruder Hennig, liebe Mama?

und sie bekam zur Antwort: weil er ein ungezogener Bauerjunge ist, der nichts lernt! Die Bonne sprach indess anders, ob sie gleich das Kind zu überzeugen suchte, daß die Mutter auch den Bruder Hennig liebe. Emilie sah wohl, daß man ihn haßte; doch erfuhr sie nicht, warum.

Als er wieder einmal in Moorberg gewesen war, übernahm sie seine Vertheidigung; allein sie zog sich dadurch einen starken Verweis von der Mama zu. Von jetzt an schwieg sie, und, wie das bei Kindern fast immer der Fall ist, freute sich, etwas thun zu können, das man nicht haben wollte, und das man doch nicht verbot. Sie bildete sich ein, Hennigen desto zärtlicher zu lieben; und sie that das wirklich, weil sie sich in ihrem Herzen jetzt mehr mit ihm beschäftigte.

Zwischen Karl und Hennig war das gute Verhältniß nicht wieder herzustellen, obgleich der Major sich deshalb viele Mühe gab. Karl hatte sich ein kleines Pferd gewünscht. Der Major brachte ihm eins mit; allein der Knabe nahm es ziemlich kalt auf, weil der Major ihm sagte, sein Bruder Hennig schicke es.

Hennig liebte seine Eltern, seinen Bruder, und besonders seine Schwester, sprach alle Tage von ihnen, und freuete sich, wenn er hörte, daß er bald einmal wieder nach Moorberg reiten sollte. Bis jetzt dachte er mit keinem Gedanken daran, daß seine Mutter ihn gegen ihre andern Kinder zurücksetzte; auch konnte er das um so weniger denken, da alle Menschen in Sollingen ihn so herzlich liebten. Neben den alten Beschäftigungen lernte er nun Gellerts Fabeln auswendig, und auch so viele Französische Wörter, als Mamsell Hannchen und der Major wußten. Er schrieb so gut, wie Hannchen selbst, und rechnete an den Fingern oder auf dem Papiere beinahe so fertig, wie der Verwalter, der es ihn lehrte. Mamsell Hannchen wußte in der That nichts mehr mit ihm anzufangen, und hielt sich jetzt nur an eine Regel ihres Vaters: Kinder müssen jeden Tag etwas auswendig lernen. Aber, was sie ihm aufgab, wußte er bei seinem glücklichen Gedächtnisse in einer halben Stunde auswendig; und dann war er wieder unbeschäftigt.

Der alte Hennig hatte schon oft über das viele Lernen seines Lieblings gemurrt. Jetzt

bekam er nun wieder freiere Hand mit ihm; und nicht lange, so ritt, hieb und schoß der Knabe mit seinem Lehrmeister um die Wette. Zwar hörte der Alte wohl mit Thränen in den Augen zu, wenn sein Liebling vor ihm stand, und ihm mit lauter Stimme die Gellertsche Erzählung: „Um das Rhinoceros zu sehn, erzählte mir mein Freund,“ u. vordeklamirte; aber dennoch sagte er, wenn die Freude vorüber war: das Papeln hilft zu nichts in der Welt! So was kann einer hersagen, daß einem die Thränen in die Augen kommen; und dabei hat er vielleicht ein Katzenherz. Ich habe alle meine Lebstage gesehen, daß Leute, die am besten schwätzen können, am wenigsten thun. Sie sprechen von Mitleiden, und die Pfennige sind ihnen an's Herz gewachsen. — Aber was soll man denn machen, guter Hennig? fragte Hannchen. Das wußte nun der Alte nicht; und so blieb es, wie bisher: die Mamsell gab auf; der Kleine lernte auswendig; Hennig überhörte ihn, und lernte Gellerts Fabeln mit auswendig.

Der Major schien sich jetzt nicht recht mehr um den Kleinen zu bekümmern. Er ging öfter

als je allein, saß öfter als je an seinem Fenster, und alles den Tabakrauch nachdenkend vor sich hin. Weder Hennig noch Hannchen konnten ihn aus seinem trüben Schmelgen bringen. Ehemals war es seine größte Freude, wenn der kleine Hennig ihm Verse vorbeclamirte; er pflegte lächelnd zuzuhören und dann eine Rusanwendung in sehr kräftigen Ausdrücken zu machen. Jetzt hörte er, mit der Tabakspfeife im Munde, dem Kleinen zuwendete in der Hälfte der Erzählung die Augen von ihm ab auf irgend eine Blume in der Tapete, und zog die Stirn in düstre Falten. Offenbar hörte er die zweite Hälfte nicht, und dann setzte er sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder an sein Fenster.

Hannchen fragte den alten Hennig: was fehlt denn unserm Herrn Major? und Hennig wußte ihr nicht zu antworten. Das Uebel wurde mit jedem Tage ärger. Der Major brannte zehnmal seine Pfeife an, und immer ging sie ihm wieder aus, weil er nicht an das Rauchen dachte. Ehemals war, sobald er im Sattel saß, alles Unangenehme vergessen; die Runzeln auf seiner Stirn verloren sich dann, und niemand

durfte so leicht eine abschlägige Antwort von ihm befürchten. Jetzt aber legte er seinem Fuchse den Zügel auf den Hals; und kaum war er vor dem Dorfe, so sagte er: „Hennig, laß uns nur umkehren; die Luft ist zu raub.“ — Heute ging es wieder nach Hause, sagte Hennig zu Mamsell Hannchen, als wenn wir ehemals ritten, in einem Dorfe Lieferungen anzufagen; da konnten die Säule auch die Füße nicht heben!

Soll der Wagen fort, lieber Herr Oberstwachtmeyer, und den Doktor holen? fragte Hennig endlich.

„Den Doktor?“ erwiderte der Major, und stand vom Fenster auf; „Ist jemand krank? Doch nicht etwa Hannchen?“

Hannchen? Ei, ich wollte, Alles im Hause wäre so frisch und gesund, wie die! Die blühet ja wie eine Rose!

„Da hast du Recht! wie eine Rose, Hennig! . . . Aber wer ist denn sonst krank?“

Sie selbst, lieber Herr Oberstwachtmeyer. Sagen Sie doch, was fehlt Ihnen? Sie quälen Sich, und uns dazu!

„Hennig, thu' ich das? Nun, so vergebt

es mir. Ich dachte, Ihr solltet es nicht merken."

Nicht merken? Der Kleine sogar merkt es, und ist betrübt, wenn Sie ihm seinen Spruch nicht ganz überhören. Das ist nichts, Herr Oberstwachmeister. Sie müssen sagen, was Sie auf dem Herzen haben; es wird ja wohl noch Hülfe seyn! Ich gräme mich, und Namfell Hannchen grämt sich auch. Sehen Sie, nun stehen Sie schon wieder da, wie ein General, der sich hat vom Feinde überrumpeln lassen, und den Degen abgeben soll. Frisch, Herr Oberstwachmeister! Den Säbel heraus, und sich durchgeschlagen!

„Du hast gut reden, Hennig! Mich durchschlagen kann ich, das weißt du wohl. Aber . . . Ja, wenn's nur Kugeln wären: ich wollte hler nicht am Fenster sitzen und mit der Hand über das Gesicht fahren, wie jetzt so oft, weil ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht.“

Nun, was ist es denn? — Der Major schüttelte den Kopf. — Herr Oberstwachmeister, fuhr Hennig bewegt fort; denken Sie nur, wie die verdammten Kroaten Ihnen eins versezt hatten; da sagten Sie auch: reite nur,

Hennig; ich habe mein Theil. Ich ritte nicht, und brachte Sie mit Gottes und Hannchens Hülfe durch. Jetzt schütteln Sie den Kopf, als ob Sie wieder sagten, reite nur, Hennig! Aber ich reite nun einmal nicht. Sagen Sie doch, was ist es!

„Dies Mal hat der Feind besser getroffen. Die Kugel sitzt hier.“ (Er legte die Hand auf das Herz; und Hennig sah ihn starr an.) „Laß das, alter Hennig; es wird wieder gut werden.“

Aber Hennig ließ nicht nach. Er nahm seine Mütze ab, und sagte: Herr Oberstwachtmelster, ich bitte, vertrauen Sie es mir an. Und wenn Ihnen denn gar nicht zu helfen wäre, so könnte ich mir doch auch ein Fenster suchen, und . . . Herr Oberstwachtmelster, die Thränen kommen mir in die Augen. Ich bitte Sie, sagen Sie es mir.

Der Major ging unruhig im Zimmer auf und nieder, weil er sich noch immer nicht recht entschließen konnte. Endlich sagte er: „Aber Hennig, kannst du schweigen?“

Als ob mir ein Bier, und Zwanzigpfünder uen Mund gestopft hätte.



„Es ist ein dummer Streich von mir, Hennig, daß ich meines Bruders Sohn zu mir genommen habe.“

Hennig starrte ihn an, und es lief ihm eiskalt über den Rücken; denn er liebte den Kleinen gewiß eben so zärtlich, wie den Major, und würde mit Freuden sein Leben für ihn gelassen haben. — Der Major fuhr fort: „Zwar weiß ich nicht, wie ich es anders hätte machen sollen; denn die Mutter hat keine Liebe zu dem Jungen, und dem Vater ist ein ausgestopfter Adler oder ein Dampfsaffe mehr werth, als alle seine Kinder. Ja, ich muß' es thun; und Gott hat es auch gesegnet: die ganze Welt freuet sich ja über den Jungen. Aber einen dummen Streich hab' ich dabel begangen. Du weißt, ich hielt es immer für hochmüthig, ein Testament zu machen. Es ahnete mir, daß das mein Unglück seyn würde. — Der Kleine ist Erbe meines ganzen Vermögens. Verstehst du nun, Hennig?“

Nein, nicht ein Wort; denn wenn ein Anderer, als der Kleine, Söllingen haben sollte, und Ihren Schweißsuchs, und den Polaken, und den Türken — sehen Sie, ich könnte das  
Nest

Rest bis auf den Grund abbrennen, und die Pferde vor den Kopf schleßen. Dann möchte es meinetwegen der Teufel nehmen, und böse Geister hier häuſen. Das könnt' ich! abbrennen!

„Auch wenn es meine Kinder bekommen ſollten, Hennig? Denen könntest du es über dem Kopf anſtecken?“

Ihren Kindern? Hennig blieb mit offenem Munde ſtehen, und konnte lange nicht ein Wort mehr ſagen. — Ihren Kindern? fragte er noch einmal. Ja, das iſt ein andres! Nun, ich bleibe bei Ihnen bis in den Tod; und ſollt' ich Sie überleben, Herr Oberſt- wachtmelſter, ſo mag Sollingen und die Pferde — doch will's Gott, haben die dann wohl ſchon ausgedient — nehmen, wer Luſt hat. Aber mich, Herr Oberſt- wachtmelſter, mich bekommt der Kleine. Kinder hin, Kinder her! Ich kenne ſie nicht. Sie haben noch neulich geſagt, Liebe wäre die rechte Blutsfreundschaft; und ſo iſt es auch. Wenn ich Ihnen die Augen zuge- drückt habe, ſo gehe ich mit dem Kleinen, und ging' es in die Hölle.

„Und meine Kinder, alter guter Hennig,“

fragte der Major, und hielt ihm die Hand hin; — „m e i n e Kinder könntest du verlassen?“

„Seh einer, rief Hennig, bitter, böse den Kopf schüttelnd, in was für Noth ein Mensch gerathen kann! Sonst wußt' ich noch immer, wie ein Blitz, was ich sagen, was ich thun sollte. Und hier? Ich will mich besinnen, Herr Oberstwachtmelster. Versprechen kann ich's nicht, das schwör' ich Ihnen bei meiner Seele: denn thäte ich das, so müßte ich Wort halten; und den Kleinen hab' ich gar zu lieb. Großer Gott, Herr Oberstwachtmelster! Nun begreif' ich wohl, warum Sie da saßen und seufzten. Steh' ich doch selbst da, und die Augen sind mir voll Wasser. Aber, sagen Sie mir nur, warum haben Sie denn daran nicht früher gedacht?“

„Ich wußte es ja nicht früher!“ antwortete der Major erröthend.

„Sie wußten es nicht früher? Aber, in aller Welt, wie haben Sie es denn nun auf einmal erfahren?“

„Gar nicht auf einmal, Hennig; erst nach und nach, alle Tage nur ein wenig mehr: wenn wir am Tische waren, ein wenig, wenn

„Ich hier am Fenster saß, ein wenig, bis ich es zuletzt ganz wußte.“

Gott behüte, Herr Oberstwachtmelster! Sie machen einen ganz bange mit Ihrem Reden. So was muß man ja wohl auf einmal erfahren. (Er sah seinen Herrn furchtsam und theilnehmend an.) Wo sind denn Ihre Kinder?

„Kinder? Jetzt habe ich noch keine; aber, Hennig, — ich könnte ja heirathen.“

Könnte! Haben Sie mich doch fast eiskalt gemacht vor Schrecken! Ich dachte wahrhaftig, die Kinder wären schon an der Thüre. Ja könnten! aber Sie werden nicht.

„Nun ja doch, Hennig; eben deswegen, weil ich's nicht thun werde, . . .“

Nun was denn? Eben deswegen? Was eben deswegen?

„. . . sitze ich da so am Fenster, und vergehe wie ein Schatten. Das ist ja eben die Kugel im Herzen.“

Da mag ein Anderer flug werden! Sie wollen nicht heirathen, und darum eben sitzen Sie am Fenster? Wer zwingt Sie denn?

„Hennig, hab' ich's dir denn noch nicht

deutlich genug gesagt? Ich möchte wohl heirathen; aber ich darf nicht."

Und das . . . Ha ha! nun geht mir ein Licht auf! . . . und das haben Sie alle Tage so ein wenig mehr gemerkt? Et, der Teufel! Herr Oberstwachtmelster, nun geht mir noch ein Licht auf. Am Tische haben Sie es ein Bißchen gemerkt? Darum saßen Sie auch so, und sahen Mamsell Hannchen an, und wußten kein Wort zu sprechen, und saßen doch da so lange, daß mir die Fußsohlen weh thaten, und ich mich setzen mußte. Also Mamsell Hannchen möchten Sie heirathen?

Der Major erröthete und schlug die Augen nieder.

Viktoria! rief Hennig, warf die Mütze in die Höhe, und wollte den Augenblick zur Thür hinaus.

Der Major hielt ihn auf. „Hennig, du hast mir versprochen zu schweigen. Höre doch, Hennig! Du siehst ja, ich darf nicht. Hab ich denn nicht den dämlichen Streich gemacht mit dem Testamente? Die Hände sind mir gebunden.“

Hennig fing endlich an, das einzusehen.

Man überlegte nun; aber das Ding wollte sich auf keiner Seite angreifen lassen. Das Testament umzustossen und Hennigen bloß Rindsthehl zu geben, (denn auf die Klausel im Testamente mochte sich keiner von Beiden berufen) schien Beiden unrecht, so edelmüthig es auch ein Anderer hätte finden können; „denn,“ sagte der Major, „ich habe mein Wort gegeben.“

Aber, wenn es nicht geht, Herr Oberstwachtmelster, so schlagen Sie es Sich aus dem Sinne!

„Ja, siehst du Hennig, das kann ich eben nicht, ob ich gleich nicht weiß, warum. Als mein Vater starb, da machte meine Schwägerin so allerlei Dinge, die ich wohl sah und die mein Consulent wohl wußte. Ich sollte prozessiren mit meinem Bruder; und auf meines Vaters Grabe war noch nicht einmal Gras gewachsen. Davor schämt' ich mich. Ich hatte wohl Lust dazu, große Lust, besonders wenn meine Schwägerin so ehrlich that; aber sieh! ich schlug es mir aus dem Sinne, nahm Solingen, und ließ es gut seyn. So hab' ich mir manches aus dem Sinne geschlagen, was du

nicht weißt, und was kein Mensch wissen soll; hier aber ist es nicht möglich. Wenn ich Hanschen ansehe, so wird mir so wunderbarlich; das Herz ist mir so voll, und ich kann nicht sagen, ob ich traurig oder vergnügt bin. Schlag ich bei Elsche die Augen nieder, — auch das that ich; denn ich dachte: alter Narr, was hast du sie anzusehen! — so hörte ich sie sprechen; und da war es nicht besser. Ich antwortete nicht ein Wörtchen, damit sie still seyn sollte; aber dann hörte ich doch ihren Athem, und da mußte ich sie wieder ansehen, ich mochte wollen oder nicht. Endlich ging ich. Ja, da war sie überall, wohin ich sah. Hörte ich ihre Stimme draußen, so flog mir das Herz, als hätte ich eben auf eine Batterie einhauen sollen. Ich wußte nicht so recht, was das war, und dachte immer: ei nun! es kommt davon her, daß du das Mädchen so lieb hast. Das war es auch wohl, aber nur auf andere Art, als ich glaubte. Zuletzt merkte ich denn ganz deutlich, daß ich verliebt in sie bin. Vorher war ich ihr gut, weil sie so treu, so sanft, so wohlthätig ist; jetzt aber? — jetzt möchte ich ihr die Hand küssen, mit der sie bei Elsche vorlegte. Ich kann

mit ordentlicher Lust ihre schlanke Gestalt betrachten, und den kleinen Fuß, der unter dem Stocke hervorsieht. Gebt sie mir die Hand, so zittere ich, wie ein armer Sünder. Kurz, Hennig, ich bin verliebt in sie. Sonst lachte ich immer, wenn man sagte: er ist zum Sterben verliebt; und nun muß ich alter, beinahe funfzigjähriger Schnurbart noch lernen, daß das ein wahres Wort ist! — Ich habe es überlegt, Hennig, hinten und vorn; aber ich kann nichts heraus denken. Recht gern wollte ich dem Jungen alles das Meinige lassen, und wieder vom Cornet an dienen, wenn ich Hannchen dafür bekommen könnte. Stehst du? nun kann ich sagen: reite nur, Hennig; ich habe mein Theil! Den Jungen, Hennig, laß ich nicht fahren; der wird mein Erbe, und es ist mir, Gott Lob! noch nie in den Sinn gekommen, das abzuändern: aber wohl manches Andre, was ich mich zu sagen schäme, weil es so ein Handel ist, den man sogar einem jungen zwanzigjährigen Wildfange übel nimmt; und nun vollends mir Graubart! Ich habe hundertmal gedacht, laß den Plunder dem Jungen; hast du doch eine schöne Summe baar



und in Sachen. Zieh mit Hennig und Hannchen in ein Land, wo dich keiner kennt, und lebe da glücklich und ruhig. Hinterher schämte ich mich aber. Was sollte der Junge im zwanzigsten Jahre thun, wenn der Onkel im fünfzigsten mit einem Mädchen durchginge? Nein, lieber vor Herzeleid gestorben, als daß der Junge, der Hennig, wenn er einen dummen Streich beginge, hintreten und sagen könnte: mein Onkel hat es nicht besser gemacht. Ja, könnte ich den Jungen mit mir nehmen — wer müßte doch, was ich thäte! Ihn habe ich herzlich lieb, und von dem Mädchen kann ich mein Herz nicht losreißen. Siehst du, Hennig? zuweilen wünsche ich, die Kroaten wären damals über mich gekommen; wer weiß, welchen dummen Streich sie verhindert hätten! So steht es mit mir. Was sagst du nun?"

Hennig legte den Finger an die Nase: Sünde ist es nicht, Herr Oberstwachmeister, das weiß ich; denn sonst steckte es nicht in der Natur. Daß man sich davor schämt, wie Sie sagen, das ist nichts; denn der Armuth schämt man sich auch, und sie ist doch weder Sünde noch Schande. Also, Herr Oberstwachmeister,

setz' ich nicht ein, warum ich hätte die Kroaten über Sie lassen sollen. Wie es sich mit dem Testamente machen läßt, weiß ich freilich nicht; aber wenn ein Mensch in der Welt Rath geben kann, so ist es Hannchen.

Der Major überzeugte den alten Husaren bald, daß Hannchen gar nichts wissen dürste. Auch das! sagte Hennig. Aber heyrathen müssen Sie Wamsell Hannchen; denn es ist, Gott weiß, nichts Böses dabei. Und möglich muß es werden, da setz' ich unsere beiden braunen Kutschpferde an ihres Herrn Bruders Kracken. Wenn wir nur Wamsell Hannchen einmal fragen dürften! Die würde bald einen Pfiff finden, wie wir an dem Testamente ein wenig rücken könnten.

„Einen Pfiff, Hennig?“ fuhr der Major auf. „Das ist nun,“ setzte er sanfter hinzu, „Gott weiß, nichts. Wozu soll das hinten herum Schleichen, als zum Betriegen? In eurer Sache, wo es auf Worthalten ankommt, hat man mit seinem Gewissen zu thun, und mit dem lieben Gott; da helfen aber keine Pfiße. Ja, wäre ich mit Gott und meinem Gewissen auf's Meine, und dann — was noch

ein schwerer Stand seyn wird — mit Manns-  
 fell Hannchen: so möchten die Leute reden, was  
 sie wollten. Stehst du, das wäre gerade, wie  
 meine Schwägerin sagt: seines Vorthells hal-  
 ben kann man wohl einmal etwas verschwe-  
 gen oder mit einem Mäntelchen behängen. Ich  
 bin zwar verliebt, aber ein ehrlicher Mann;  
 und das will ich bleiben, so lange ich lebe.”

In diesem Augenblicke trat Hannchen in  
 das Zimmer, und rief zu Tische. Der Major  
 schlug erröthend die Augen nieder, und Hen-  
 nig betrachtete Hannchen mit Wohlgefallen.  
 Bei Tische war Hennig immer in tiefen Ge-  
 danken, und setzte weder Teller, noch sonst et-  
 was, ordentlich hin. Wenn er seiner Meinung  
 nach ein Mittel gefunden hatte, den Major  
 aus der Verlegenheit zu ziehen, so sprang er  
 hinter Hannchens Stuhl, und winkte ihm  
 freundlich zu. Dann wurde der Major jedes  
 Mal roth. Hannchen bemerkte im Spiegel die  
 Geberden des alten Husaren, und sein Zu-  
 winken; auch sah sie des Majors Erröthen,  
 und konnte also leicht merken, daß die beiden  
 Männer etwas unter einander hatten, das sie  
 nicht wissen sollte. Man stand endlich vom

Dische auf, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Der Major ging still auf sein Zimmer, und Hennig in den Stall, um zwischen den Pferden recht reiflich nachzudenken, wie seinem Herrn zu helfen wäre.

Er sann bis um Mitternacht, rechnete, und brachte endlich den ganzen Plan in Ordnung. Nun sprang er freudig auf, und rief: der Teufel! das hat mir mehr Angst und Noth gemacht, als damals die Kroaten. Aber durch hab' ich ihn! — Er lief zu seinem Herrn, der so eben voll Sorge die Augen geschlossen hatte, schüttelte ihn, und sagte: Herr Oberstwachmeister, Hannchen ist Ihre; und an dem Testamente wollen wir nicht ein Haar rücken! — Der Major richtete sich im Bette hoch auf, und Hennig fing an. Das Gut bringt Ihnen jährlich zehntausend Thaler ein, das ist klar; und die sind bisher Jahraus Jahren d'rauf gegangen. Brächte es auch zwanzigtausend ein, sie stürten noch Witwen und Waisen auf, daß alles drauf ginge. Nun, sehen Sie, lieber Herr Oberstwachmeister, künftig geben wir jährlich etwa siebentausend aus, und legen dreitausend hin. —

„Hennig, die Witwen und Waisen lass ich keine Noth leiden. Das ist nichts.“

„Nun ja, doch. Diese dreitausend Thaler, die wir jährlich bellegen, sollen eben für eine Witwe und für Waisen seyn, die Sie auf der Welt am liebsten haben. Sie heirathen Manns-  
kell-Spannen. Jetzt sind Sie betnahe ein-  
Fünfziger; und geht es nach der Bibel, so ha-  
ben Sie noch zwanzig Jahre, auch wohl län-  
ger, vor sich. Dreimal zwanzig, das sind sech-  
zig tausend Thaler. Aber gesetzt auch, Sie  
lebten nur noch zehn Jahre, so sind es doch  
dreißig tausend Thaler. Hätten Sie dann et-  
wa drei Kinder, so bekäme jedes einmal zeh-  
ntausend. Das wäre doch aller Ehre werth.  
Und glauben Sie denn, der kleine Hennig wür-  
de Ihre Kinder Noth leiden lassen?“

„Aber wenn ich nun gleich nach der Hoch-  
zeit stürbe, Hennig, und liesse Witwe und  
Kind zurück!“

„So habe ich jährlich vierhundert Thaler.  
Und meinen Sie denn, ich hätte mir gar nichts  
gesammelt? Wo sollt ich denn mit allem dem  
Gelde hin, das Sie mir fast jeden Monath  
schenken? Und dann die Summe, von der

Sie heute sagten, und Gottes Segen dazu, und so eine sparsame Mutter, wie Hannechen; mich selbst nicht zu vergessen! Sind mir denn die Arme an die Schultern gewachsen, daß ich damit nur in der Luft herumfechten soll, wie der Kleine, wenn er seinen Spruch aussagt? Es geht! wahrhaftigen Gott, es geht! Morgen können Sie Sich trauen lassen.

Der Major richtete sich hoch im Bette auf, weil die dreiste Versicherung seines Hennig ihn mit neuem Muthe belebte. Auch er hatte diesen Plan schon gehabt. Es fehlte nur an einem ehrlichen Manne, der ihm Beifall gab; und jetzt war der ehrlichste in der Welt von selbst darauf gefallen. Der Major stand auf. Man zündete Licht an, rechnete noch einmal, und zählte die Summe in der Chatulle. Es waren ungefähr vier tausend Thaler. „Ein Nothpfennig!“ sagte der Major. „Ja wohl! erwiderte Hennig; und ein Liebes, Nothpfennig. Aber, Sie haben ja auch Hannechen schon drei hundert Thaler jährlich vermacht. Oho! Geld genug! Gott gebe mir so viele Tausen, als wir Hunderte haben!“

„Was wird meine Schwägerin sagen!“

brachte der Major zuletzt noch mit tiefem Nachsinnen hervor.

Mag sie sagen, was sie Lust hat! Wir halten uns ja an das Testament. Heirathen müssen Sie; und, ich dumme Hans, so lange Mamsell Hannchen im Hause ist, habe ich noch nie daran gedacht! Ich möchte Mamsell Hannchen noch wecken! so vergnügt bin ich!

Der Major seufzte tief, strich langsam das Geld zusammen, und sagte: was hilft unser Zählen und Rechnen? Wenn nun Hannchen nicht will! Siehst du, da kommt noch ein Kroat, Hennig! Ja, wenn der weg wäre! Es ist ein junges, hübsches Mädchen, und ich nachgerade ein alter Mann. Meine Hilfe dazu, und das Luckmäusern die letzten Monate über, mögen mich auch schlecht bei ihr rekommandirt haben. Weiß Gott aber, das kam bloß von meiner Liebe zu dem guten Kinde her. Wenn sie mir nur ihre Hand gäbe, so könnte ich ihr wohl versprechen, daß nie wieder ein böses Wort aus meinem Munde kommen sollte."

Ach, reden Sie doch! Als ob ich es nicht längst besser müßte! Das ist nur gar nichts.

„Was weißt du denn, Hennig? Sag einmal. Du sollst sehen, daß ich Recht habe.“

„Ich weiß, daß Hannchen Sie lieb hat, wie einen Vater, und immer mit nassen Augen von Ihnen spricht. Noch neulich sagte sie: der Herr Major sitzt zu Pferde, wie ein junger Mensch.

„Wie? Was sagte sie? Ist das wahr, lieber Hennig? sagte das gute Kind so?“

„Et, wohl hundertmal hat sie das gesagt. Lassen Sie doch die Grillen fahren. Genug, Hannchen will.

„Aber, Hennig, wenn sie nun doch nicht wollte! Großer Gott, ich habe sie so lieb, so unaussprechlich lieb!“

„Et, Herr Oberstwachmeister, ich will sie morgen schon ausholen. Aber ich sage Ihnen, sie will.

„Das Ausholen ist nichts. Ich denke, man muß da ehrlich zu Werke gehen. Wir legen es ja, Gott Lob, nicht auf ihr Unglück an. Ich will das diese Nacht überlegen. Morgen mehr, Hennig.“ — Hennig ging. Der Major rechnete nun wieder, und schlief, zum ersten Mal in seinem Leben, mitten unter Zahlen ein.

Am folgenden Morgen war Hennig früh auf, und holte die Staatsuniform. Der Major erröthete, als er das sah, und fragte: „Hennig“



nig, was hast du vor?" — Nun, erwiederte Hennig, Sie müssen doch Ihr Wort anbringen; und je schneller, je besser.

Der Major schüttelte bedächtig den Kopf. „Hin!" sagte er; „ich sollte meinen, es wäre rathsam, daß wir noch ein Paar Tage schliefen."

Lange schweigen, wenn man nun doch einmal sprechen muß — davon habe ich mein Lebtag nichts gehalten. Das steht aus, als ob man einen Schurkenstreich vorhätte. — Er bewies in einer langen Rede, daß der Major jetzt auf der Stelle zu Hannchen hinüber gehen müsse; und endlich willigte der Major, doch nur mit vielen Seufzern, ein. Nun ging Hennig zu Hannchen, bat sie um Puder, und lachte heimlich, als er ihn bekam. Sehen Sie nur, sagte er dann zu dem Major, auf den Puderbeutel zeigend; der Feind hat uns selbst die Munition geliefert, mit der wir ihn beschließen wollen.

Der Major weigerte sich Anfangs; er meinte, es müßte ehrlich zu gehen. Indes, da sein Hennig darauf drang, so ließ er sich pudern, zog die beste Uniform und die gelben Stiefeln an, band die Tasche um, und strich sich

sich den Knebelbart. — Und nun, sagte Hennig, können Sie dreist einhauen!

Hennig öffnete die Thür. Der Major holte einen tiefen Seufzer, sah verlegen hinaus, ohne zu gehen, hob, als Hennig ihn mit seinem „Nun! fort doch!“ trieb, den Fuß, zog ihn aber sogleich wieder zurück. „Es ist ein närrisches Ding um so einen Gang,“ murmelte der Major. „Was kann mir nun geschehen, als daß das gute Kind Nein sagt?“ — Sie wird Ja sagen, erwiderte Hennig. Aber machen Sie doch; sie geht sonst wahrhaftig in den Garten hinunter.

„Es ist doch wohl Niemand bei ihr, Hennig? Weißt du das auch gewiß? Und horche mir nicht, Hennig! hörst du?“

Der Kleine ist im Felde. Ich habe ihm gesagt, er soll sich vor Tische nicht sehen lassen; sonst könnt' er Ihnen in die Flanken fallen.

„Ich weiß ja wahrhaftig noch nicht einmal, was ich sagen soll, Hennig. Ein Viertelstündchen muß ich mich doch erst besinnen.“

Sie müssen sich nicht besinnen, sondern sagen, was Ihnen das Herz einglebt.

Der Major schritt langsam über die

Schwelle, und ging den Gang hinunter nach Hannchens Zimmer. Hennig blieb in der Thür stehen, und sah ihm freundlich nach. Je näher der Major der Thüre kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Er krümmte schon den Finger, um anzuklopfen, besann sich aber, und kam den Gang wieder herauf zu Hennig, der nicht aufhörte, ihm mit dem Kopfe und den Händen zu winken. „Wenn sie nun Nein sagt!“ Hennig fluchte seit langer Zeit zum ersten Male wieder. „Höre Hennig,“ sagte der Major, und setzte sich auf einen Stuhl; „ich wollte, daß ich erst ein wenig auf den Busch geklopft hätte: nicht melnet, sondern des guten Kindes wegen. Wir gehen ja mit ihr um, wie mit einem offenbaren Feinde. Wenn sie es so ein wenig vorher merkte, so könnte sie sich doch besinnen, sich in Positur setzen, und dergleichen. Sie könnte ja einen Schreck davon haben, wenn ich so in ihr Zimmer hinein fiel, wie in Feindes Land.“

Et, sie wird es wohl merken, wenn Sie nur so zu ihr kommen. Und Hannchen weiß allemal, was sie sagen soll, weil sie immer die Wahrheit sagt. So gehen Sie doch! Da verlieren Sie nun die schöne Zeit!

Beide überlegten so noch eine halbe Stunde lang. Der Major stand auf, und setzte sich wieder. Als er endlich entschlossen war zu gehen, hörte er Hannchens Stimme. Sie hüpfte den Gang herauf, an des Majors Zimmer vorüber, die Treppe hinunter, und in den Garten zu den Arbeitern. — Habe ich es nicht gesagt? Nun ist es heute nichts. Den Nachmittag geht ihr der Kleine nicht von der Seite. Jetzt könnte schon alles richtig seyn, und Sie säßen da nicht mehr, wie ein Jammerbild.

„Morgen ist es mir lieber, Hennig. Ich will dir sagen, warum. Da habe ich den Schmuck meiner Mutter noch halb; die andere Hälfte hat meine Schwägerin. Jetzt ärgert es mich erst, daß ich mir das Beste habe abschwaizen lassen; ich könnte es selbst gebrauchen. Sie wird die Geschenke nicht ansehen, das weiß ich wohl. Aber es ist doch besser; ich kann damit anfangen, und so glebt ein Wort das andere. Sie muß doch fragen: warum ich ihr das gebe.“ Der Major holte den Schmuck hervor, und er sowohl als Hennig pußten nun daran mit großer Emsigkeit. In dem Augenblicke kam Hannchen, um dem Major etwas zu sa-

gen, und wunderte sich nicht wenig, ihn heute in der Staatsuniform zu finden. Hennig legte die Juwelen auf den Tisch, ging zum Zimmer hinaus, damit Beide allein wären, und stellte sich ein Paar Schritte weit von der Thür, weil er nicht hören sollte.

Der Major erröthete, so oft Hannchen ihn ansah, und hatte nicht das Herz, ihr sein Anliegen zu sagen. Als Hannchen nach einigen Minuten wieder heraus kam, sah Hennig ihr ängstlich, neugierig in das Gesicht. Er bemerkte darin eine sehr gleichgültige Miene, brummte mit großem Unwillen: nun so schlage das Wetter drein! und sprang zu seinem Herrn in das Zimmer.

Hannchen schüttelte den Kopf vor sich, und dachte: was mögen die Beiden haben! Der Major in seiner Staatsuniform, und, zum ersten Mal so lange sie im Hause war, gepudert; sein Erröthen gestern am Tische; heute Hennigs Winken und Wegschleichen, und dann das Putzen der Ringe, der Armbänder: das alles schien Hannchen sehr seltsam. Mittags kam der Major mit Spitzenmanschetten und sehr sorgfältig rasirt zu Tische. Während der

Mahlzeit erröthete er wieder Einmal über das andre, und Hennig hörte gar nicht auf zu lächeln und ihm zu winken. Nach Tische erzählte der Kleine seiner lieben Mamsell: Hennig hätte ihm verboten, diesen Vormittag auf ihr Zimmer zu kommen. Als Hannchen das alles zusammen nahm, und noch des Majors seltsame Unruhe während der letzten Wochen hinzu rechnete, mußte sie nothwendig auf den Gedanken fallen, daß er einen Anschlag auf sie hätte. Sie wurde sehr bestürzt, und in ihrem Kopfe war eine solche Verwirrung, daß sie schlechterdings nicht überlegen konnte, was sie thun mußte. Den Nachmittag ging sie dem Major und Hennigen absichtlich aus dem Wege; am folgenden Morgen kleidete sie sich schnell an, schlich sich unbemerkt die Treppe hinunter, und machte einen weiten Gang in das Feld.

Der Major mußte gestern Hennigen sehr stark darüber brummen hören, daß er den günstigen Augenblick so ungenützt hatte vorüber gehen lassen; heute versprach er aber, desto dreister zu seyn. Er war sehr bald angekleidet, ging nun rasch den Gang hinunter, sagte leise vor sich eine kleine Anrede her, und pochte herz-

hast an Hannchens Thür. Als niemand antwortete, pochte er wieder, und noch einmal. Endlich machte er die Thür auf, und das Zimmer war leer. Nun kehrte er langsam wieder um, und sagte mit Kopfschütteln: „Hennig, es ist, als ob es nicht seyn sollte! Ich habe doch alles ersinnliche Unglück dabei.“

„Was Unglück! Glück haben Sie, sag' ich, alles ersinnliche Glück! Sie ist nicht im Zimmer? Nun, sonst pflegt sie doch alle Tage bis um zehn Uhr zu singen, zu lesen, oder zu nähen. Haha, Mamsell Hannchen! Herr Oberstwachmeister, sehen Sie denn nicht, daß Sie schon gewonnen haben? Gestern Abend bei Tische wurde sie immer roth, wenn Sie roth wurden, und konnte Ihnen vor Zittern den Teller kaum hinreichen; heute läuft sie nun gar davon.“

„Das nennst du gewinnen, Hennig, wenn sie zittert und davon läuft? Sagte ich nicht, sie würde nicht wollen? Du siehst es ja, sie fürchtet sich, daß sie Nein zu mir sagen soll: darum geht sie mir aus dem Wege. Warum sonst?“

„Sie zittern wohl nicht? und Sie sind wohl so dreist zu ihr zu gehen? Ich habe Ihnen ja zureden müssen, wie ein Vater seinem

Sohne, daß Sie nur den kurzen Weg dahin machten. Aber, thun Sie, was Sie wollen; ich will auch thun, was ich will! — Mit diesen Worten verließ Hennig das Zimmer, und ging hinunter, so laut und oft der Major ihm auch nachrief, daß er bleiben sollte.

Als Hannchen aus dem Felde zurückkam, trat Hennig ernsthaft auf sie zu, und sagte: Mamsell Hannchen, Sie sollen gleich zu unserm Herrn Major kommen; er hat Ihnen etwas zu sagen. — Dieser Ton brachte Hannchen noch in eine andere Verlegenheit. So konnte der Major nicht mit ihr sprechen, wenn der Anschlag ihr galt; und doch — auf wen anders sollte das alles gehen?

„Weiß er nicht, Hennig, was der Herr Major von mir will?“ fragte sie ein wenig ängstlich, und ging zögernd mit ihm die Treppe hinauf.

Was er will, mein guter, lieber, braver Herr? Mamsell Hannchen, wenn ich doch wüßte, ob Sie den Herrn Major nur halb so lieb hätten, als er Sie! Ich bitte Sie, liebe Mamsell, geben Sie ihm eine gute Antwort. Sie haben ihm das Leben gerettet; machen



Sie nun auch, daß ihm das Leben lieb wird. Mit Einem Worte: er will um Sie anhalten.

„Mein Gott, Hennig, da kann ich unmöglich zu ihm gehen! unmöglich! Das hat der Herr nicht befohlen, Hennig!“

Nun, melneiwegen. So gehen Sie auf Ihr Zimmer, und eschappiren Sie nicht wieder! Dann soll der Herr zu Ihnen kommen, wie es auch wohl recht ist. Aber sitzen muß er nicht mehr da, und seufzen, und sich sein Leben abkümmeren; das soll er nicht länger! weiß Gott, nicht eine Stunde länger! Dazu ist er zu gut. Und wenn Sie ein Herz für ihn haben, liebe Mamsell (was Gott geben mag), so halten Sie ihn nicht lange hin mit dem Jaworte. Sie werden wahrhaftig eine glückliche Frau.

Nun ging Hennig zu dem Major, und sagte ihm ganz kurz: Mamsell Hannchen ist zu Hause, und wartet auf Sie. Gehen Sie, lieber Herr Oberstwachmeister, und Gott sey mit Ihnen! Er zog den Major auf den Gang, führte ihn hinunter, und pochte an Hannchens Zimmer. Der Major ging hinein, und fand Hannchen in Thränen. Dieser Anblick machte ihn sehr bestürzt, gab ihm aber auch allen

seinen Muth wieder. „Liebes, gutes Kind,“ sagte er, faßte ihre Hand, und trocknete ihr mit ihrem Tuche die Augen: „nein, weinen sollen Sie nicht. Noch nie ist ein Auge durch mich naß geworden, ausgenommen vor Freude. Ihr Auge soll nicht das erste seyn, das Thränen des Kammers über mich vergießt. Nein, liebes Kind, an Zwang denke ich nicht: das weiß Gott. Ich möchte Sie nicht einmal übers reden, und wenn ich auch könnte. Sehen Sie, ich lasse alle meine Hoffnungen fahren. Vergeben Sie mir. So ein reizendes, angenehmes Frauenzimmer, wie Sie, mag sich freilich wundern, wenn ein Mann in meinen Jahren, und mit meinem Wesen, um Ihre Hand anhält. Ohne meinen alten Hennig hätt' ich es auch still weg getragen, und Sie würden erst mit meinem letzten Athemzuge erfahren haben, wie herzlich der alte Major Sie lieb hatte. Trocknen Sie die schönen freundlichen Augen, liebes Kind. Sie sollen ungestört bleiben; verachten Sie mich nur darum nicht, weil ich Sie lieb habe.“

Hannchen weinte noch stärker. Des Majors Auge stand voll Thränen, und er wollte gehen. Hannchen hielt ihn, und seufzte tief,

um sich Athem zu schaffen. Herr Oberstwachtmelster, sagte sie endlich leise; wissen Sie zuverlässig, daß Sie mit mir glücklich seyn werden?

„Liebes Kind,“ erwiederte der Major, „das ist keine hübsche Frage, wenn ein Mann von meinem aufrichtigen Herzen um Sie anhält.“

Herr Major, haben Sie alles überlegt? Haben Sie an Ihre Verwandten gedacht? an den kleinen Hennig? an Ihr Testament?

„An alles, liebes Kind. Ohne Vernunft bin ich nicht daran gegangen. Wir, ich und Hennig, haben es eine ganze Nacht überlegt, und ich schon ganze Monathe vorher allein. Aber daran kehren Sie Sich nicht. Seiner Neigung kann Niemand gebieten, und Sie müssen Ihrem Herzen folgen, liebes Kind. Lassen Sie es gut seyn. Weinen sollen Sie nicht wieder.“

Nun, so will ich denn meiner Neigung folgen, Herr Major. Ich kann nie einem edleren Manne meine Hand geben, als Ihnen, und auch nie einem Manne, den ich mehr liebte, als Sie. Ja, lieber Herr Major, ich bin die Ihrige, und mit einem ungetheilten Herzen die Ihrige. — Sie reichte ihm die Hand mit einem zärtlichen Blicke.

Das kam dem Major so höchst unerwartet, daß er wie betäubt stehen blieb. Er wurde blaß, dann wieder glühend roth, und seine Hand zitterte. Sie führte ihn an einen Stuhl. „Ist es so?“ sagte er endlich, und drückte seine Lippen auf ihre Hand; „hab' ich Sie recht verstanden? . . . Lieber guter Gott! . . . nehmlich, daß Sie meine Frau werden wollen: haben Sie das gemeint?“

Ja, ich will Ihre Frau werden, weil ich Sie von ganzer Seele liebe; ich will Sie glücklich zu machen suchen, und in Ihren Armen glücklich seyn. — „In meinen Armen, liebes Mädchen?“ rief der Major, und drückte sie an sein Herz; „in meinen Armen? Ist das wahr?“ — Hannchen schlang ihren Arm um seine Schultern, und Beide hielten sich innig umfaßt.

Jetzt steckte Hennig, der dies Mal doch gehorcht hatte, den Kopf vorsichtig in die Thür. Als er die Umarmung sah, stürzte er herein, küßte Hannchen die Hand, und rief: Gott Lob, meine gnädige Frau Majorin! Gott Lob, mein lieber, glücklicher Herr Oberstwachmeister! Der alte Mann hüpfte vor Freude, warf

selne Mühe in die Höhe, und beging tausend andre Thorheiten. Auf einmal lief er weg, kam bald mit dem Juwelenkästchen wieder, und steckte es dem Major in die Hand. Der Major sah es an, lächelte und sagte: „Sehe das nur wieder hin, Hennig; es ist nicht nöthig. Hennig, ich fürchtete mich, und darum war ich ein Kind. Jetzt bin ich wieder der Major Halden. Das da wird Hannchen einmal nehmen, wenn wir sonst nichts zu sprechen haben. Trag' es nur ruhig wieder weg. Ich wollte, ich wäre hier in meinem Ueberrocke. Wir waren Kinder, Hennig und ich, liebes edles Hannchen, so alt wir auch sind. Sehen Sie, habe ich nicht die Staatsjacke angezogen, und Puder in die Haare gestreuet, als wollt' ich Sie blenden? Gott Lob, daß es so gekommen ist! Sie haben den Firtlesanz nicht bemerkt; und ich, als Sie mir da die kleine Hand gaben, ich dachte, ich stände mitten im Himmel unter den lieben Engeln, und hätte Strahlen rings um mich her. Bring den Tand weg, Hennig!“

Hannchen lächelte. Bald aber ging es zu sehr ernsthaften Untersuchungen, welche des Majors Testament betrafen. Der Plan, den

seine Liebe erfunden hatte, schlen Hannchen zwar ein wenig romantisch; allein da der Major aus zarter Empfindung nichts von den zu hoffenden Kindern erwähnte, so ging sie lächelnd über die Schwierigkeiten weg. Auch fand sie diese bei weitem nicht so groß; viel peinlicher war ihr der Gedanke, was die Schwägerin des Majors zu seiner Heirath sagen würde. Darüber ging nun wieder der Major lachend weg; und so fand man am Ende gar keine Schwierigkeit mehr bei dem Handel.

Hennig ging unterdessen hinunter, und seine Freude konnte nicht schweigen. In einer halben Stunde wußte das Haus, in einer Stunde das ganze Dorf: die Wamsell Kiesen und der Herr Major sind Braut und Bräutigam. Jedermann freute sich über diese Heirath. So wie Wamsell Hannchen sich unten im Hause sehen ließ, starrte man sie freundlich an, und die Haushälterin wünschte ihr sogar schon Glück. Hannchen bat nun den Major, nach Moorberg zu reiten, daß nicht die Nachricht durch einen Andern zuerst dahin käme.

Schon in einer Stunde saß er mit seinem alten Hennig zu Pferde, und ritt, noch immer

überlegend, wie glücklich er wäre, den Weg nach Moorberg. Als er von einer Anhöhe den Thurm erblickte, sagte er: „wir sind ja bald da, Hennig! Wie die Zeit hingegangen ist! Mich soll nur wundern, was meine Schwägerin sagen wird.“ Aber nun sprach er auf dem noch übrigen Wege kein Wort mehr. Er faßte das, worüber man ihn fragen würde, jetzt schärfer in's Auge, und konnte nicht leugnen, daß er auf alles nur sehr unbestimmte Antworten zu geben hatte. Von allen Seiten sah er nun wieder Schwierigkeiten. „Höre,“ sagte er zuletzt ganz betreten zu Hennig; „es ist mir, als solt' ich in die Hölle reiten. Der Teufel! hat man doch Jahrelang an einem einfältigen Stretche zu käuen. Sieh Acht, meine Schwägerin wird mich tüchtig martern; und das Schlimmste ist, ich werde weiter nichts zu antworten haben, als was jeder Schurke sagen würde. Freilich könnte ich mich darauf berufen, daß in den Akten steht: „wenn anders der Major nicht heirathet oder keine Kinder bekommt;“ aber damals versprach ich doch meinem Bruder, keine Frau zu nehmen. Sag' ich ihr: Hennig soll Erbe des Gutes seyn und

bleiben; sieh! so glaubt sie das nicht, und ich kann es ihr nicht verdenken; denn hat sie nicht Recht zu sagen: wer Einmal gelogen hat, lügt immer? Und was soll ich ihr dann antworten?"

Was Sie wollen. Ihrer Frau Schwägerin wird alles nicht recht seyn; denn, haben Sie ihr schon je etwas zu Danke gesagt? Aber den Jungen lassen Sie sich nur nicht abschwätzen! Den geb' ich nicht heraus, das sag' ich Ihnen.

So kam der Major immer näher nach Moorberg. Dieses Mal ritt er, gegen seine Gewohnheit, sehr langsam über die Zugbrücke, und sagte nicht ein Wort von den Griechischen Jungfern über dem Thore.

Was würde der Major gedacht haben, wenn er gewußt hätte, in welchen Hoffnungen seine Schwägerin sich schon seit mehreren Wochen freute! Sie hatte unter den Domestiken in Solingen einen Spion, der ihr jetzt hinterbrachte: der Major ist krank; er reitet nicht mehr, geht nicht vom Zimmer, und sitzt am Tische, ohne zu essen, ohne ein Wort zu reden. Hennig und die Wamsell sind in der größten Sorge, und einen Arzt will der alte Herr nicht haben. Das alles verhielt sich wirklich so. Aber daran, daß nun



die Frau von Halden zu jedermann mit klagen- dem Tone und lauernden Augen sagte: „mein Schwager in Sollingen ist krank. Er ist nicht mehr, er spricht kein Wort. Lieber Gott! die Kriegesstrapazen können auch die stärkste Gesundheit aufreiben. Er wird wohl mit dem Laube im Herbst fallen!“ — daran waren ihre geheimen Hoffnungen Schuld, und nicht der Erzähler. Sie bekam, wenn der Major starb, Sollingen bis zu Hennigs Mündigkeit in die Hände, und die Einkünfte des Gutes zehn Jahre lang konnte ihr dann doch niemand nehmen. Diese Hoffnung war bei ihr schon so gewiß, daß ihr Mann sich nicht mehr unterstand, zu sagen, was er dachte: mein Bruder überlebt uns Alle. Einige Wochen früher äußerte er einmal so etwas; aber die gnädige Frau erwiderte, mit glühend rothem Gesichte: rede doch nicht so unvernünftig in den Tag hinein! Ich sage dir, er kommt nicht durch den Herbst. Und die Möbel laß ich hieher bringen, und nicht einen Pfennig wende ich auf das alte Schloß. Meinermwegen mag es zusammenfallen. Will Hennig da wohnen, so kann er es wieder aufbauen lassen, wann er mündig ist.

Der

Der Junge erbt ja ohnedies mehr, als sein Bruder. — Mehr, liebe Frau? Wie du doch reden kannst! Du weißt ja bei Heller und Pfennig, was Moorberg, und was Sollingen einbringt. — Sie fuhr mit Stütze auf, und ihr Mann schwieg, wie er von jeher gewohnt gewesen war.

Heute stand sie nun am Fenster; und auf einmal ritt eben der Mann, von dem sie glaubte, er läge auf dem Todtbette, frisch und gesund auf den Hof. Sie wendete sich erschrocken vom Fenster ab zu ihrem Manne, und sagte, vor Aerger beinahe weinend: dein Bruder ist da! . . . Gott vergebe mir die Sünde! Aber er wird mich noch unter die Erde bringen!

„Liebe Frau, was in aller Welt hat er dir denn nun wieder gethan?“

Gethan? Geh' ihm nur entgegen. Er kommt schon die Treppe herauf. Ich mag ihn nicht sehen.

In diesem Augenblicke trat der Major in das Zimmer, aber gar nicht mit seiner gewöhnlichen Eil, sondern bedächtig, vor Verlegenheit hustend. Die gnädige Frau blieb, und ihre erste Frage war: wie befinden Sie sich denn, Herr Bruder? Der Major antwortete mit

einigen Hin! hm! schüttelte den Kopf, setzte sich, und sah finster vor sich nieder. Er mußte nicht anzufangen, und nahm einen Umweg. „Hören Sie, Frau Schwester, ich habe mir das mit dem Steinbruche überlegt. Mir liegt er zu weit ab, Ihnen aber gelegener. Ich weiß, Sie hätten ihn schon längst gern gehabt; und da Karl's Geburtstag bald einfällt, so will ich den Jungen mit dem Steinbruche anbinden.“

Auf einmal verschwanden alle Falten in dem Gesichte der gnädigen Frau; die Augen wurden hell, und der Mund lächelnd. Ach, Sie guter Herr Bruder! Ihre Natur können Sie doch gar nicht verleugnen; Sie müssen immer geben!

„Geben? O ja, von Herzen gern thu' ich das, Frau Schwester. Was wollte ich nicht thun, wenn ich wüßte, daß Sie Theil an meiner Zufriedenheit nähmen!“

Liebster Herr Bruder, fragen Sie nur meinen Mann, wie ich mich nach Ihrer Gesundheit erkundigt habe!

„Et, krank bin ich nicht gewesen. Hören Sie, das war ein besonderer Casus, Frau Schwester.“ (Er strich sich ängstlich über das Gesicht.) „Nun, ich denke, Sie werden Theil nehmen,

wenn ich Ihnen sage, daß ich jetzt vollkommen glücklich bin. Sehen Sie, ich alter Sünder habe mir noch einfallen lassen, Bräutigam zu werden.“ — Zum Glück sah der Major vor sich hin auf den Boden; sonst würde er an der Todtenblässe seiner Schwägerin bemerkt haben, welchen Theil sie an ihm nahm. — „Aber,“ setzte er nun sogleich hinzu; „der Hennig sowohl, als Ihre andren Kinder sollen nicht darunter leiden. Es bleibt beim Alten.“

Das war doch ein Trost für die gnädige Frau; ihr Mann zerstörte ihn indeß sogleich wieder durch die Frage: wie ist das möglich, Bruder, wenn du selbst Kinder bekommst? Sag einmal: wie ist das möglich?

„Wie das möglich ist? Höre, lieber Bruder Kammerherr, hast du wohl schon einmal erlebt, daß ich mein Wort nicht gehalten hätte?“

O ja! rief die Schwägerin jetzt erbittert; leider! Haben Sie nicht hoch und theuer versprochen, nicht zu heirathen?

„Das habe ich; da bekenne ich meiner Sünden Schuld. Aber das war gegen Gottes Gebot, sehen Sie.“

Und auch das ist gegen Gottes Gebot, werden Sie sagen, Ihre Kinder zu verstoßen.

„Verstoßen? Wer redet davon! Ich möchte nicht einen Hund verstoßen. Aber wenn ich auch zehn Kinder bekäme, so sollte doch keines Noth leiden, und Hennig Sollingen von mir erben.“

In diesem Augenblicke kam Karl in das Zimmer. Die Mutter flog auf ihn zu, umarmte ihn mit wirklich bitteren Thränen, und sagte: großer Gott! du armes Kind! du unglückliches Kind! Was wird nun aus dir werden? Dein eigener Onkel macht dich unglücklich!

„Alle Höllenteufel!“ fuhr der Major auf; „Frau! Gott erbarme sich! Sieh, Bruder, ich zittere vor Aerger an allen Gliedern! Wie? ich machte den Jungen da unglücklich? Der Junge wird ja einmal, Gott straf mich! reicher als ich; Ihr scharrt ja genug für ihn zusammen! Meint Ihr denn, ich wüßte nicht, was euer Ziel und Streben hier ist? Ich soll nicht heirathen, damit der Junge da schlemmen oder geizen kann; denn weiter — Gott erbarme sich, aber es ist die Wahrheit! — weiter zieht die Mutter ja nichts aus dem Jungen. Da sitzt ihr Ihr hier den ganzen lieben Tag, und schindet Gesinde,

Untertanen, Kirchendiener und Hofmeister; laßt um euch her Hagelschlag, Mißwachs, Viehsterben und Feuerschaden wüthen und toben, ohne euch darum zu bekümmern. Den Segen, den Gott euch giebt, kehrt Ihr in baaren Fluch um; das Gewinsel der Hungrigen um euren verdammten Geldsack her köunt Ihr anhören, ohne daß euch das Herz weh thut. Und das alles darum, weil der Junge, der morgen schon auf dem Stroh liegen kann, weil der Ihr Excellenz heißen soll! — Darum — o, ich weiß es! — darum war der Hennig euch ein Dorn im Auge. Barmherziger Gott! darum verleugnete die Mutter . . ." Er sprang wüthend auf den Knaben los: „geh auf deine Stube, Junge! du hast hler nichts zu suchen!"

Der Knabe sprang zur Thür hinaus; und der Major ließ seinen Ton sinken. „Der Teufel! ich hatte den Jungen vergessen. Gott vergeb' es mir! Ein Kind soll nicht wissen die Schuld seiner Eltern. Aber wahr ist es, sag' ich. Und wäre ich der liebe Gott, ich Wurm, ich wollte den Säbel ziehen und euch suchteln; das Geizhen, die Habsucht, der Hochmuth sollt' euch wohl vergehen. Darum war kein Mädchen für mich

recht; darum hieß es, meine Hülfe würde jede Frau unglücklich machen. Jetzt weiß ich es besser. Hier bin ich hülfig, hier; gegen meine Braut bin ich, Gott Lob! ein Lamm, und gegen jeden Unglücklichen auch. Ja, könntet Ihr mich todts beten, Ihr ständet nicht auf von der Betbank; den Geldsack stelltet Ihr vor euch hin, die Bank ließt Ihr mit Gold beschlagen, und euer hochadeliges Wapen daran setzen, damit der liebe Gott doch wüßte, daß Leute von Familie vor ihm knieten. Meint Ihr, das kann gut gehen? Wahrhaftig nicht, oder es müßte kein Gott im Himmel seyn! Der Junge wird ein hochmüthiger Narr mit seinen Haarsbeuteln, Tressen und Stelnschnallen! ein Fluch für seine Unterthanen! das wird er! Und wenn wir einmal nackend und bloß vor Gottes Gerichte stehen; wenn nicht mehr von Kammerherrnschlüsseln, Grafentiteln und Landgütern, sondern von guten Thaten die Rede ist, und seine Unterthanen, die Gott an ihn gewiesen hat, wie an den Verwalter seines Segens, Ach und Weh über ihn rufen . . . Nein, Gott behüte, daß dies nicht wahr wird! Er ist meines guten Vaters Enkel. Herzensbruder Toffel! wenn der selige Vater,

der die Armen nicht konnte ohne Hülfe gehen lassen, wenn der hier herein sähe, wie du Böggele ausstopfest, und deine Moorberger aushöhst, wie du Finken blendest, worauf die unvernünftigen Heiden die Todesstrafe gesetzt hatten, wie der kleine Hennig mir neulich vorlas: großer Gott, was würde der Vater dazu sagen!”

Hier ließ der Major den Ton gänzlich sinken. Der Gedanke an seinen Vater söhnte ihn mit dem Bruder und dem Neffen wieder aus. „Ich bitte dich, lieber Bruder,“ fuhr er fort, und hielt ihm die Hand hin; „trau’ es mir zu, daß ich es herzlich gut mit euch Allen meine. Und, wie gesagt, Hennig behält Sollingen. Das steht fest, wie die Welt, und wenn ich so viele Kinder bekäme, als Tage im Jahre sind.“

Diese Versicherung setzte die gnädige Frau in Erstaunen. Nach einem solchen Donnerwetter hatte sie erwartet, daß der Major den ganzen Vertrag gänzlich aufheben würde; und jetzt wollte er ihn unverlezt bestehen lassen! Nun mochte es werden, wie es wollte — Hennig erhielt doch wenigstens Rindestheil; diesen Theil aber konnte sie ihm von der väterlichen Erbschaft abzulehen, und ihrem geliebten Karl zulegen.



In dieser Hinsicht zog auch sie, als der Major seinen Ton milderte, gelindere Saiten auf. Mein Gott, Bruder Fritz! sagte sie; müssen Sie denn auf eine halbfranke Frau so losstürmen, die aus Zärtlichkeit für ihre Kinder ein wenig zu viel sagt? Es ist doch so natürlich, daß eine Mutter für das Wohl ihrer Kinder sorgt!

Das hätte können zu einer neuen Rede des Majors Anlaß geben; aber die Worte: „halbfranke Frau,“ hatten ihn schon entwaffnet. „Halb krank?“ sagte er mitleidig. „Nun, so vergeben Sie mir. Das hab' ich nicht gewußt. Zwar jetzt sehe ich, daß Sie ganz grüngelb im Gesichte aussehen. Was fehlt Ihnen denn?“

Man fing wieder an sich zu vertragen. — Und wer ist denn Ihre Braut, Herr Bruder? fragte die Schwägerin endlich. — „Die Namsfell Niesen; eben das Mädchen, das mir in Böhmen das Leben rettete: ein schönes, gutes, verständiges Frauenzimmer, das wahrhaftig zehnmal besser ist, als ich.“

Frau von Halden wurde jetzt wieder bleich. Nun gar eine Bürgerliche; und ein armes Mädchen dazu! Sie sah ihren Karl schon wieder um die Hälfte des Vermögens betrogen;

denk, wie sollte diese Bettlerin, dachte sie, je auf den Gedanken kommen, einen Fremden miterben zu lassen? Ein gemeines Mädchen, eine Haushälterin, eine Magd, (als mehr hatte sie Ramsell Niesen nie betrachtet) sollte nun, wie sie, Frau von Halden heißen, und konnte sich wohl gar unterstehen, sie Schwester zu nennen! Ihr Blut kochte, und die bläulichen Lippen bebten vor Begierde zu sprechen. Aber dennoch schwieg sie, weil sie ihres Schwagers Grundsätze über diesen Punkt zu gut kannte, als daß sie hätte hoffen dürfen, nur zu Worte zu kommen; und wirklich hatte der Major gar nicht einmal daran gedacht, daß die bürgerliche Herkunft seiner Braut ein Hinderniß seyn könnte. Zu gleicher Zeit fiel der Frau von Halden auch ein, daß dieses Mädchen, um gnädige Frau zu werden, gern alles, was man zu Hennigs Vortheil abmachte, bewilligen, und daß ihre Kinder, als Halbschläge, in ihren Ansprüchen auf die Erbschaft wohl bescheidener seyn würden, als die Kinder einer Adeltigen.

Gänzlich zu schweigen, war ihr indeß unmöglich. Es ist ja doch wohl Ihre Hausjungfer? fragte sie hämisch.

„Behüte Gott!“ sagte der Major treuherrlich; „sie hat mit der Haushaltung nichts zu thun gehabt.“ Und nun hielt er Hannchen eine lange Lobrede; er sprach von ihrer Liebe zu Hennigen, von ihrer Güte, ihrer Bescheidenheit, und erzählte dann die Art und Weise, wie er in sie verliebt geworden wäre, wie er um sie angehalten, und wie er sich gefürchtet hätte, daß sie ihm ihre Hand abschlagen möchte.

Die Furcht war überflüssig! sagte Frau von Halden, höhnlisch lächelnd.

Der Major verstand seine Schwägerin nicht, und erwiderte nur: „das war sie, wie ich jetzt recht wohl weiß. Aber wer hätte auch denken sollen, daß ein so gutes schönes Kind Gefallen an mir finden würde!“

Nun ließ Frau von Halden sich noch einmal das Versprechen ablegen, daß Hennig nicht durch diese Heirath leiden sollte. Der Major hätte mehr erhalten können, als er wollte; denn Frau von Halden dachte nur an Kindesheil für Hennig. Er bat zur Hochzeit; die Schwägerin nahm seine Einladung an, und war so artig, ihm zu sagen: nächster Tage besuche ich Sie in Gollingen; ich muß Ihre Braut doch kennen lernen.

Der Major war sehr vergnügt, küßte seine Schwägerin, ging lachend die Treppe hinunter, und sagte, als er zu Pferde stieg: „Hennig, sie sind vernünftiger und billiger, als ich dachte.“ Nun ritt er auch in vollem Trabe über die Zugbrücke nach Sollingen zu, um Hannchen desto früher beruhigen zu können.

Nach einigen Tagen machte Frau von Halden den versprochenen Besuch wirklich. Man sah es ihrem Gange, ihrer Miene und ihrer prächtigen Kleidung an, daß sie imponiren wollte. Sie hatte, nach ihrem eigenen Charakter, geglaubt, daß auch Hannchen sehr gepuht seyn würde; und nun kam diese in dem einfachsten häuslichen Anzuge. Eine solche Demuth, eine solche Furcht, wie Frau von Halden diese Bescheidenheit nannte, gab ihr Hoffnung, desto leichteres Spiel zu haben. Sie redete daher Hannchen, zwar steif, doch artig, an; allein sie hatte sich in dem Mädchen geirrt, und mußte schon nach einer halben Stunde die Hälfte ihrer Erwartungen aufgeben. Hannchen war höflich, ohne kriechend zu seyn; sie antwortete auf alles, was die gnädige Frau ihr rieth, zwar mit holder Freundlichkeit, aber doch ohne alle Scheu:

„das wird sich ja finden. Ich bin mit der jetzigen Einrichtung im Hause vollkommen zufrieden, und hoffe, es soll alles so fortgehen, wie bisher.“ So sanft und bescheiden diese Worte auch gesagt wurden, so verdrossen sie die gnädige Frau dennoch; aber der fürchterliche Major war zugegen, und sie mußte schweigen.

In einem Augenblicke, da Frau von Halden mit ihrer künftigen Schwägerin allein war, brachte sie das Gespräch auf Hennig und das Testament. Hannchen sagte ruhig: dabei habe ich nichts mitzureden; es ist des Herrn Majors Sache. Aber auch das wird sich finden. Ich versichre Ihnen nur, daß Sie den Kleinen nicht zärtlicher lieben können, als ich.

Frau von Halden fuhr zurück, ohne im mindesten ihrer Sache gewisser zu seyn. Sie schimpfte, als sie wieder zu Hause war, mit verbissenem Grimme auf das Mädchen, das weder die Ehre fühlte, die Frau eines Adligen zu werden, noch furchtsam genug zu seyn schien, sich von ihr beherrschen zu lassen. Alle Opfer, die sie gebracht hatte, halfen nun zu nichts. Was war von einem Mädchen zu erwarten, das nicht einmal einen Blick auf ihre Brillanten

Ringe warf, das ganz ruhig, ohne alle Berlegenheit, auf sie zu ging, und dessen hinterlistige Antwort auf alles, „das wird sich finden,“ gewesen war! Sie bereuete es jetzt tausendmal, daß sie die Bettlerin nicht wenigstens das ganze Gewicht ihres beleidigten Stolzes hatte fühlen lassen, da ihr ganzer Plan nun doch einmal zerstört schien. Hannchen und der alte Hennig waren, wie sie bemerkt hatte, sehr vertraut mit einander; und was konnte sie von Beiden anders erwarten, als daß sie damit umgingen, den Major an sich zu ziehen, um ihrer Familie sein Vermögen zu entreißen? Ihr Haß gegen Beide und gegen den Major wurde äußerst giftig. O, sagte sie mit bitterm Verdrusse: wenn ich nur die Bettlerin nicht besucht hätte! wie wird sie triumphiren! und wie wird der alte grobe Keltknecht über mich spotten!

Sie hatte gesehen, daß ihr Sohn mit inniger Liebe an Hannchen hing; und gerade diese Liebe — wie sie glaubte, zu ihrer bittersten Feindin — tödtete in ihrem Herzen den letzten Ueberrest von mütterlichem Gefühle für den Knaben. Ihn haßte sie jetzt fast noch stärker, als die andern Personen in Sollingen,

welche die beiden Lebenskelme ihrer Empfindung, Ehr- und Habsucht, so stark verletzten. Sie sah sich beinahe mit Gewißheit um des Majors Vermögen betrogen, und würde völlig mit ihm gebrochen haben, wenn nicht die Hoffnung, daß er vielleicht ohne Kinder bleiben könnte, sie noch davon abgehalten hätte.

Zur Hochzeit kam sie nicht, weil sie sich krank stellte. Ihre neue Schwägerin machte ihr bald nachher einen Besuch, wurde aber von ihr so merklich kalt empfangen, daß der Major wohl zehnmal den Dessauer Marsch piff und Gott dankte, als er mit seiner Frau wieder im Wagen saß. „So bald sehen sie mich nicht wieder!“ murmelte er vor sich; und er hielt Wort. Er ritt seltener nach Moorberg, und jedes Mal nur auf einige Stunden.

Mit der Erziehung des kleinen Hennig ging jetzt eine große Veränderung vor; er bekam, auf Hannchens Rath, einen Hofmeister. Die ganze Familie ging dem Manne, dem man den geliebten Knaben anvertrauen wollte, mit Liebe entgegen. Der Major umarmte ihn mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit; die gnädige Frau reichte ihm die Hand, und bat um seine Freund,

schaft. Mit glücklicheren Aussichten hat wohl nicht leicht ein Hofmeister sein Geschäft angefangen. Der Major und Hannchen waren oft bei seinem Unterrichte zugegen, bezeigten ihm die ungeheucheltste Achtung, und behandelten ihn als ihren Freund. Der junge Mann dankte seinem Genius, der ihn in dieses Haus geführt hatte, worin man allen seinen Wünschen zuvor kam. Er erhielt ein eigenes Reitpferd; außerdem machte der Major ihm auf die feinste Weise sehr ansehnliche Geschenke, und gab ihm freiwillig die Versicherung, daß er nach dem Tode des alten Predigers die sehr gute Pfarre in Sollingen haben sollte.

Der Hofmeister glaubte dem Major nothwendig geworden zu seyn, weil dieser gern in seiner Gesellschaft war. Er sprach oft davon, daß er den Knaben auch dann noch unterrichten könnte, wenn er Pfarrer wäre; und der Major gab das zu. Endlich rückte der junge Mann, dem der Prediger zu lange lebte, mit dem Wunsche hervor, dessen Adjunktus zu werden. Der Major hatte nichts dawider, und versprach, mit dem Prediger zu reden. Der alte Mann erschrak bei diesem Vorschlage; er



glaubte, ein Adjunktus sey, wie ein Testament, der Vorbote eines nahen Todes, und bat den Major inständig, ihn seine wenigen noch übrigen Tage unbedümmert leben zu lassen. Der Major gab die Idee sogleich auf, und sagte dann zu dem Hofmeister: „es ist zwar ein Aberglaube, den der alte Mann da hat; indes auch wir haben unsre schwachen Seiten, und beten ja: vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben, und so weiter. Kurz, der alte Mann will nicht.“

Aber, Herr Major, erwiederte der Hofmeister; der Alte muß wollen, sobald Sie befehlen. Sie sind Patron.

„Das ist wohl wahr; aber Sie hören ja, es würde die letzten Tage des alten Mannes verblütern.“

Was geht es uns an, Herr Oberstwachmeister, wenn er so abergläubisch ist!

Der Major sah ihn mit großen Augen in's Gesicht; doch hielt er sich zurück, weil er gut von dem jungen Manne dachte. „Wie wäre es denn aber anzufangen, wenn der alte Mann nun einmal nicht will?“

Sie dürfen ja nur dem Consistorium anzeigen,

gen, daß er unfähig ist, seinen Dienst zu versehen.

„Den Henker auch!“ sagte der Major; „das wäre ja gelogen! Und der alte Mann stürbe ja vor Gram!“

Was sterben, Herr Oberstwachmeister! Er behält ja die Einkünfte der Pfarre; und alt genug ist er überdies.

Der Major wurde feuerroth im Gesichte. Er nahm den kleinen Hennig bei der Schulter, und rief ihm zornig zu: „geh zu der Tante, Junge!“ Dann wendete er sich mit einem furchtbar ernsten Gesichte zu dem Hofmeister, und sagte: „Herr, wir sind geschiedene Leute. Nehmen Sie mir das nicht übel, ein Mann, der das Herz hat, einem Greise seine letzten Tage zu verbittern, der kann meines Neffen Hofmeister nicht seyn. Was, zum Teufel! ich sollte lügen, um einem alten Manne, der Niemanden etwas zu leide gethan hat, Unrecht zu thun? Herr, wären Sie nicht des Jungen Lehrer gewesen, bei meiner Seele! ich wollte Sie fuchteln, daß . . .“ Er sprang an das Fenster, und rief einem Bedienten zu: „Laßt den Wagen anspannen! . . . Herr, packen Sie ein,

und Marsch! Adjunktus vom Teufel können Sie werden, oder von meiner" . . . Schwägerin, wollte er sagen; er verschluckte indeß das Wort . . . „aber nicht von einem ehrlichen Manne!"

Mit diesen Worten verließ der Major das Zimmer, zählte eine Summe Geld ab, und schickte sie dem Hofmeister. „Nein," sagte er zu dem alten Hennig, der für ihn bitten wollte; „er muß noch diesen Abend fort. Und sollte der Junge nicht seinen Namen schreiben lernen, so dürfte mir doch der nicht sein Lehrer seyn. Zu schreiben giebt es im Himmel nichts; wohl aber braucht man da Herz und Redlichkeit."

Der Major sprach nach seiner Gewohnheit nicht mehr von dieser Sache. „Es war so ein kleiner Zwiespalt," antwortete er, wenn ihn jemand fragte. „Genug, der junge Mann wollte nicht bleiben." Man glaubte das dem Major, weil der Hofmeister in der Gegend, wo er noch eine Zeitlang blieb, dasselbe aussprengte, und hinzu setzte: der Junge ist dumm, und eine wilde Bestie. Der Major hat einen tollen Kopf. Der Reitknecht regiert das ganze Haus. Die gnädige Frau hätte es freilich recht gern gesehen, wenn ich geblieben wäre; ihr Mann

Ist alt, und — sie hat mir manches Geschenk gemacht.

Das Gerücht kam auch nach Moorberg. Die Frau Kammerherrin schlug die Hände zusammen über die Wirthschaft ihres Schwagers, und erzählte jedem, wie ausschweifend ihre Schwägerin lebte, und wie sehr ihr Sohn in den Händen dieser abscheulichen Familie verdorben würde. Aber, sagte man, so nehmen Sie doch Ihren Sohn zurück! — „Darf ich denn?“ antwortete sie mit Achselzucken. „Ein Familien-Arrangement blindet mir die Hände. Und kann ich denn dieses boshafte Kind in mein Haus bringen? Würden nicht meine beiden andern von dem Buben angesteckt werden?“ So sprach sie; und ihre Verläumdung wurde bestätigt. Der Major bekam wieder zwei Hofmeister hinter einander; aber alle Beide mußten nach einem Monathe sein Haus verlassen, und verbreiteten nun von seiner Familie und seiner Lebensart die seltsamsten Dinge.

Dem Major selbst wurde bei dem ewigen Wechsel der Hofmeister bange. Er hörte sogar einen Theil der Gerüchte, die auf seine Rechnung in der Gegend umherliefen; und sie blie-

ben nicht ohne alle Wirkung auf ihn, so daß er jetzt bisweilen allein spazieren ritt, um seinen Gedanken nachzuhängen. Auf einem dieser einsamen Spazerritte stieß er im Holze auf einen Menschen, der seine Aufmerksamkeit erregte. Der Mensch saß unter einer Buche am Boden, und aß ein Stück Brot, das er Bissen für Bissen mit seinem Hunde theilte. Er war armselig gekleidet, sein Gesicht aber der reinste Ausdruck der Fröhlichkeit. Der Major grüßte ihn im Vorüberreiten; und der Mensch nahm seinen Hut ab. Siehst du wohl? sagte er mit einer komischen Geberde zu seinem Hunde. „Was soll der Hund sehen?“ fragte der Major, der unmöglich schweigend an diesem fröhlichen Gesichte vorüberreiten konnte. Der Fremde lachte. Ei nun, sagte er in einem launigen Tone; ich wollte den Hund da aufmerksam auf Ihre Höflichkeit machen. Es ist etwas Seltenes, daß ein wohlgekleideter Mann zu Pferde, und noch dazu ein Officier, seine Mütze oder seinen Hut vor einem schlecht gekleideten Fußgänger abnimmt.

„Wer ist Er denn?“ fragte der Major

den Menschen, und betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit.

Ein Glücksfind.

„Ein Glücksfind? Das meint Er wohl so nicht; denn sein Rock da scheint das nicht mit zu sagen.“

Der Rock, da haben Sie Recht, mein Herr. Aber, daß ich in diesem Rocke, der mein einziger ist, noch scherzen kann, das mag doch leicht so viel werth seyn, als ein ganzer Rock, und wenn auch ein Stern darauf säße.

„Wenn das nicht Leichtsinns ist, so hat Er Recht, Landsmann.“

Leichtsinn, oder leichter Sinn, ist zuweilen eine Gabe Gottes, wenigstens für Glücksfinder von meinem Schlage. Auch mir lag sonst mein Schicksal auf dem Gemüthe wie Blei: aber nun geht mein Kummer durch mein Gemüth, wie die Luft durch meinen Rock; und wenn das ein Fehler ist, so macht er doch viel Unglück wieder gut.

„Aber, wo kommt Er her, und wo will Er hin?“

Das läßt sich schwer sagen, mein Herr. Ich komme aus der Wiege, und mein Weg geht

gerade auf den Sarg los. Diese beiden Punkte meines Lebensweges kenne ich. Uebrigens suche ich meinem Glücke auszuweichen; ich muß aber wohl etwas Anziehendes an mir haben: mein Schicksal und mein Hund bleiben mir treu, und mein Schatten auch, aber freilich, wie ein falscher Freund, nur wenn die Sonne lacht. Sie schütteln den Kopf, Herr, als wollten Sie sagen: da hat Er sich eine schlechte Gesellschaft gewählt. Ich dachte das Anfangs auch; aber nichts ist so schlecht, daß es nicht zu gebrauchen wäre. Mein Schicksal hat mich demüthig gemacht, und mich gelehrt, was ich lange nicht glaubte, daß man die Welt nicht aus den Angeln heben kann. Mein Hund hat mich gelehrt, daß noch Liebe und Treue in der Welt ist; und — Sie glauben nicht, was für schöne Dinge man mit und über seinen Schatten reden kann.

„Ueber seinen Schatten? Das begreife ich nicht!“

Sie sollten einmal hören, wenn ich des Morgens bei Sonnenaufgang hinter meinem thurmlangen Schatten her gehe, wie philosophisch ich da mit ihm rede. Steh, sage ich, lieber Schatten, bist du nicht wie ein Jüngling,

dem, wenn ihm die Sonne des Lebens aufgeht, die Erde zu klein ist? Gerade, wenn ich mein Bein aufhebe, so hebst auch du eins auf, als ob du über zehn Morgen wegschreiten wolltest; und doch ist, wenn du das Bein niedersehest, dein Schritt kaum eine Spanne lang. So macht es der Jüngling auch. Er scheint eine Welt zerstören oder schaffen zu wollen; und am Ende thut er nichts von Allem, was man nach seinen Reden erwarten konnte. Aber das giebt sich, lieber Schatten. Laß die Lebenssonne nur höher heraufkommen; du wirst schon kleiner werden, wie der Jüngling kleinlauter wird, je mehr er lebt. Sehen Sie, so vergleiche ich den Schatten Morgens, Mittags und Abends mit hundert Dingen; und je länger wir mit einander gehen, desto bekannter werden wir. Ich kann jetzt sehr viel entbehren, was ich sonst für nothwendiges Bedürfniß hielt. Der Schatten ist meine Taschenuhr, mein Begleiter, und auch bald mein Bedienter, bald mein Läufer. Schade nur, daß man sich nicht in seinen eigenen Schatten legen kann, wie man sich immer auf ihn legt!



„Nun, und was sagt Er denn Abends zu Seinem Schatten?“

Abends? Da wird ein Menschenschatten ein sehr ernsthaftes Ding: der beste Prediger, ein wahres Stundenglas, ein wahres Memento mori. Wenn der Schatten so vor einem her läuft, und immer länger, immer unsichtbarer wird, als ob er den Kopf schon in das Grau der Ewigkeit verbürge, und dabei hinter einem die untergehende Sonne, vor einem ein aufgehender Stern; — es ist, als rief der Schatten einem zu: du wanderst in die Ewigkeit hinein: Deine Sonne geht unter. Aber verliere den Muth nicht; du wirst, wie ich, immer größer, und vor dir hängt schon der bessere Stern, der erste Strahl der Ewigkeit im Grabe.

Der Mensch wurde bei diesen Worten ernsthaft, und der Major legte gerührt die Hand auf das Herz. Beide sahen sich einige Sekunden schweigend, doch ruhig und zufrieden, an. „Aber wie ist Er denn dazu gekommen,“ fragte der Major weiter, „daß Er mit Seinem Schatten und Seinem Hunde so über die Erde hinzieht? Mich dünkt, Landsmann, Er wäre zu etwas Besserem bestimmt.“

Der Mensch ist wohl immer zu etwas Besserem bestimmt gewesen, als er am Ende wird. Oder glauben Sie, daß Sie nichts Besseres hätten werden können, als Sie sind? . . . Zu etwas Besserem! Sie wissen ja noch nicht, wie gut, oder wie schlecht ich bin. Freilich, wenn Sie sagen wollten: zu einem bessern Rocke, zu einer bessern Mahlzeit; so geb' ich Ihnen Recht, obgleich ganze Nationen auf der Erde leben und glücklich sind, die mich um diesen Rock und diese Rinde Brot beneiden würden. Ich bin ein Gelehrter, lieber Herr. (Der Major nahm schnell die Mütze ab.) Da mir aber zu meiner Gelehrsamkeit der Verstand fehlt, oder vielmehr so ein wenig von der Spitzbubennatur, so finden Sie mich heute hier in diesem Rocke. Sie hätten mich eben so leicht in einem Wagen antreffen können; und ich begreife noch immer nicht, warum das nicht der Fall ist: denn es fehlte nicht viel daran, daß es so weit mit mir kam. Sie sehen gerade so aus, als ob meine Begebenheiten Sie interessieren. Nun, ich kann sie Ihnen in einigen Worten erzählen. Ich habe studiert, und, glaube ich, recht viel gelernt; nur Eins nicht: zu

rechter Zeit Scherz treiben und zu rechter Zeit ernsthaft seyn. Sah ich eine Schurkerei, so konnte ich nicht lachen, und wenn es auch ein Präsident war, der sie beging. Bisweilen wieder, wenn die Herren, in deren Händen mein Glück stand, so ernsthaft thaten, als ob das Wohl der Welt auf ihnen beruhete, und ihnen dann doch nur eine von ihren großen Erfindungen, ein Wort, eine Lesart in einem alten Buche, oder etwas Aehnliches, im Kopfe steckte: so mußte ich lachen, mochte ich wollen, oder nicht. Schon davor konnte ich zu nichts kommen. Ich hätte wohl, trotz meinem Lachen, ein Amt haben können; aber hier sollte ich ein Mädchen heirathen, das ich nicht liebte, da einen Grundsatz verleugnen, den ich für wahr hielt, dort einer Dame schmeicheln, vor der ich den Hut nicht abnehmen mochte. Sehen Sie, damals war ich mein Schatten am Morgen. Ich dachte, es könnte mir nicht fehlen, und ich würde schon über alle Hindernisse wegsteigen. Es ging nicht. Da blieb mir nichts als diese Flibte (er nahm eine aus der Tasche), und dieser Hund, den ich mir zu meinem Freunde erzogen habe. Ich wurde Schauspieler, und hätte auf der

Schaubühne, die der Tempel der Moral seyn soll, beinahe meine guten Sitten verloren. Dann legte ich eine Schule an; aber ich mußte sie wieder aufgeben, weil die Eltern verlangten, daß ich ihre Kinder zu Dummköpfen machen sollte. Nun suche ich jetzt mein Unterkommen, Gott weiß, wie: als Musikus, Fechtmeister, Tanzmeister, oder, wenn sonst nichts gehen will, als Drescher. Ich habe ein Paar Arme, und schäme mich vor nichts als vor dem Betteln und vor dem Betriegen, was mir auch beides nicht gelingen würde.

„Hm!“ sagte der Major; „fürs erste gehen Sie mit mir, Landsmann. Der Winter ist nahe; und ich will Sie wenigstens wärmer kleiden: denn, wenn Sie es nicht anders machen als jetzt, so könnten Sie noch lange gehen und suchen.“

Mit wem, fragte nun der Mensch, und nahm seinen Hut wieder ab — mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen? Der Major nannte sich. — Das einzige aber, Herr Major, was ich nicht werden will, ist Soldat. Sie wissen schon, warum.

„Nein, das weiß ich nicht,“ erwiderte der Major.

Ich dürfte nicht mit meinem Schatten plaudern, wenn ich exercirte; und das muß ich können. Also?

Der Major gab ihm die Hand darauf, und nun ging Herr Selbold neben dem Pferde her nach Sollingen zu. Beide überlegten unterwegs schweigend: der Major, ob dieser Mensch wohl Hofmeister des kleinen Hennig werden könnte; und Selbold: was der Major wohl mit ihm zu machen gedächte.

Dem Major war es mit den Hofmeistern zu übel gegangen, als daß er sich dies Mal so gleich hätte entschließen können. Er ließ das ganze Haus, sogar Hannchen, ungewiß über die Bestimmung des lustigen Kopfes, den er mitgebracht hatte. Wurde er darum gefragt, so sagte er: „den armen Selbold hat sein Schicksal geheßt. Er soll sich hier ein vierzehn Tage oder vier Wochen ausruhen: dann mag er weiter ziehen.“ Aber schon nach drei Tagen hatte Selbold den Beifall des ganzen Hauses so sehr gewonnen, daß Hannchen ihren Mann bat, ihn noch vierzehn Tage länger bei sich zu behalten. Selbold nahm sich aller Geschäfte an, scherzte dabel fast unaufr-

Hörlich, und erheiterte jedermann im Hause. Er unterrichtete den Kleinen, oder vielmehr er lief mit ihm bald im Garten, bald im Felde umher, und sprach dabei über allerlei sehr belehrend.

Die vier Wochen waren verlaufen und der Major sagte: „lieber Seibold, Sie sind nun gekleidet, und hier haben Sie auch noch einen Zehrpennig auf den Weg.“ (Mit diesen Worten legte er eine Rolle Geld auf den Tisch.) „Nun steht es bei Ihnen, was Sie machen wollen.“

Herr Oberstwachmeister, soll das mein Abschied seyn, so mache ich nur, was ich muß, und ziehe weiter. Aber ich wollte, Sie hätten einen treuen, ehrlichen Menschen nöthig, so . . .

„Nun? Heraus! Ich habe gute Menschen immer nöthig. Sagen Sie, was Sie wünschen, lieber Seibold!“

Ich wünsche, hier zu bleiben; aber als irgend etwas, unter irgend einer Benennung.

„In Gottes Namen! Wie soll die Benennung heißen?“

Freund und Lehrer des kleinen Hennig, und, wenn Sie wollen, Ihr Freund, Ihrer ganzen Familie Freund.

Der Major schlug ein, und die Sache war abgethan.

Seibold war ein hübscher, blühender Mann von sechs und zwanzig Jahren, mit vielen und sehr mannichfaltigen Kenntnissen, leichtfertig, leichtsinnig, wild sogar, und dennoch in gewissen Stunden wieder ein überirdischer Schwärmer, der niemals die Welt sah, wie andere Menschen, und den der Anblick einer Wiege oder eines offenen Grabes bis zu Thränen rühren konnte, so wie ihn tausend andre Dinge, welche die Welt größten Theils für sehr ernsthaft hält, zu lautem Gelächter brachten. Von Natur war er sehr gesellig; doch nahm er, wie wir gehört haben, im Nothfalle auch mit seinem Schatten vorlieb. Er kannte die Welt und die Menschen; aber er wußte nicht mit ihnen umzugehen. Wenn er über Menschen sprach, oder von ihnen schrieb, so beurtheilte er sie immer sehr richtig; aber wenn er mit ihnen zu thun hatte, so handelte er, als ob er aus dem Monde unter sie herabgefallen wäre. Er gestand das selbst sehr freimüthig. Mein Herz ist zu schwach, zu leichtgläubig, sagte er zu Hannchen. Ich traue dem Menschen, mit

dem Ich zu thun habe, immer das Beste zu, mein Kopf mag sagen, was er will; denn ich habe jeden einzelnen Menschen lieb.

Diesem Manne wurden nun Herz und Kopf des kleinen Hennig übergeben, und gewiß zum größten Vorthelle für beide. Der Knabe nahm sichtbar zu. Sein Verstand, der bisher wenigstens nicht verbildet war, bekam nun durch Seibold sehr helle Ideen, und sein Herz ein sehr feines zartes Gefühl für Recht und Unrecht. Seibold hatte den Grundsatz: man müsse die ganze Moral wenigstens zur Hälfte dem Herzen anvertrauen; denn, sagte er, Abscheu vor Unredlichkeit, Schurkerei und allen Lastern ist eine stärkere Schutzwehr der Tugend, als das tief sinnigste Raisonement über ihre Niedrigkeit. Das Herz muß sich gegen eine schlechte Handlung empören; sonst ist man höchstens ein tugendhafter Schwächer. Der Verstand dient nur dazu, die Verhältnisse des Menschen richtig zu übersehen, damit man nicht ungerecht sey, wenn man gerecht seyn will.

Seibold suchte nach diesen Grundsätzen in dem Herzen des Knaben feurige Liebe zu allem Guten, Edlen und Großen, so wie den stärk-



sten Willkür gegen alles Schlechte, Unehle und Niedrige, zu erregen; und das mußte ihm in einem sehr hohen Grade gelingen, da der Knabe nur mit guten Menschen, aus mancherlei Ständen, und von allen Stufen der Kultur, umgeben war. Mehr durch Beispiele, als durch Lehren wurde der kleine Hennig edelmüthig, obgleich dabei auch etwas leichtsinnig, dreist und wild, weil niemand ihn tyrannisirte und weil er allein seinen Phantasieen folgen konnte. Er ritt jetzt die wildesten Pferde, setzte über die breitesten Gräben, erstieg die höchsten Bäume, und erhielt durch tägliche Uebung eine erstaunliche Gewalt über seinen Körper. Seibold lehrte ihn auch die Flöte und die Harfe spielen, singen, tanzen und fechten. Durch das Letztere wurden seine Figur und sein Anstand gebildet; durch die Musik sein Herz für sanftere Empfindungen geöffnet. Wenn er mit tiefer Rührung ein Lied zu seiner Harfe sang, so hätte man ihm seine Wildheit nicht zutrauen sollen. Kurz, seine Erziehung war in den besten Händen, und mußte, bei seiner Unverdorbenheit, einen edlen guten Menschen aus ihm machen.

Hann:

Hannchen war nun schon zwei Jahre mit dem Major verheirathet, und hatte noch immer nicht die Hoffnung, Mutter zu werden. Jetzt knüpfte die Schwägerin den abgerissenen Faden der Freundschaft wieder an; und nicht lange, so versprachen der Major und Hannchen ihr noch einmal sehr feierlich, den Vertrag wegen der Erbschaft treu zu halten. Hannchen freuete sich über die Wiederherstellung des guten Vernehmens mit der Moorsbergischen Familie; denn sie hatte bemerkt, wie sehr ihren Mann das Mißverständniß mit seinem Bruder schmerzte. Er seufzte, wenn die Rede auf den Kammerherrn kam, schrieb oft sich selbst und seiner Hülfe die Schuld der Feindschaft zu, und sagte ängstlich: „es ist doch mein Bruder; und als mein Vater starb, war sein letztes Wort: seyd einig, meine Kinder!“ Aus wahrer Liebe zu dem Major, sah Hannchen nun allen Anmaßungen ihrer Schwägerin nach, und ertrug den drückenden Stolz, mit dem sie behandelt wurde, ohne jemals die Geduld zu verlieren.

Aber jetzt fühlte sie sich auf einmal schwanger. Der Gedanke, nun bald Mutter zu wer-

den, machte sie glücklich; allein sie konnte nicht daran zweifeln, daß ihr Mann dieses Glück mit dem giftigsten Haffe seiner Schwägerin würde bezahlen müssen. Zwar fiel es ihr nie ein, zum Vorthell ihres Kindes den Major sein Versprechen zurücknehmen zu lassen: sie war in ihren Wünschen mäßig, und ihr Mann hatte wirklich seit seiner Verheirathung schon sehr beträchtliche Summen zurückgelegt; blieb er nur noch einige Jahre leben, so reichte, wie sie zuverlässig wußte, das Kapital hin, sie, und auch ein Kind, anständig zu erhalten. Aber konnte sie hoffen, ihre Schwägerin von der Bescheidenheit ihrer Wünsche zu überzeugen? Sie sah eine neue Trennung der beiden Familien voraus, durch die ihr geliebter Mann, bei seinem Herzen und seiner Denkart, nothwendig sehr stark leiden mußte. Nach langem Sinnen fand sie endlich ein Mittel, diese Trennung zu verhüten. Sie verhehlte ihre Schwangerschaft allen Menschen, selbst ihrem Manne, gab eine Kränklichkeit vor, die man bei ihrer Gesichtsfarbe auch nicht bezweifelte, und konnte daher die meiste Zeit im Negligé erscheinen. Nun beredete sie ihren Mann, der ihretwegen

In große Sorge gerleth, daß ein Bad ihre Gesundheit wieder herstellen würde. Sie wählte Pyrmont, traf die nöthigen Anstalten, besorgte das Haus, und reiste mit ihrem Manne ab. Auf ihr dringendes Bitten mußte der Major seine eignen Pferde nach der ersten Lagerreise zurückschicken, und den Bedienten, den er mitgenommen hatte, mit einem ansehnlichen Geschenck entlassen. Der Major gab ihr auch in diesem, ihm freilich seltsam schelmenden, Verlangen nach, weil sie kränklich war; und ehe nun ein anderer Bedienter kam, entdeckte sie ihm, daß er bald Vater seyn würde.

Man denke sich die Freude des Majors! Er wurde wechselseitig bleich und roth, nahm seine Mütze ab, machte das Fenster auf, sah mit dankbaren Blicken gen Himmel, vergoß Freudenthränen, und küßte seiner Frau mit solcher Ehrfurcht die Hände, als ob er noch einmal um sie anhalten wollte. Sobald er etwas ruhiger ward, stellte ihm Hannchen sein Verhältniß mit der Schwägerin vor, und zeigte ihm, daß die Geburt ihres Kindes ihn gewiß auf immer von seinem Bruder trennen würde. Er seufzte, und gestand das zu. Sie

ergriff seine Hand, drückte sie mit Zärtlichkeit an ihre Brust, und hob wieder an: nun sieh, liebster Frik, wir sind entschlossen, dem kleinen Hennig Sollingen zu lassen, und können das, ohne unsere Elternpflichten zu verletzen; denn das Kapital wächst von Jahr zu Jahr genug, unser Kind einmal glücklich, ja reich, zu machen. Aber deine Schwägerin wird nie glauben, lieber Frik, daß wir fähig sind, so zu denken und zu handeln. Ich habe daher meine Schwangerschaft verschwiegen, so weh es mir auch that, meine Freude nicht mit dir theilen zu können. Darum sollte Hennig nicht mit, so gern du ihn auch mitgenommen hättest; darum mußte der Kutscher zurück nach Sollingen, und darum wurde der Bediente entlassen. Sieh, lieber Frik, hier, oder wo es dir sonst gefällt, will ich Mutter werden, ohne daß es jemand weiß. Dann kehren wir zurück, lassen das Kind nachkommen, geben es für ein fremdes aus, und erziehen es, wie natürlich, mit aller Sorgsamkeit guter Eltern. Davon haben wir noch obendrein einen Vortheil, den Seibold immer die beste Grundlage der Erziehung nennt: unser Kind wird nicht wissen, daß es reich und vornehm ist.

Der Major schüttelte den Kopf, zog die Augenbraunen zusammen, und hatte vieles einzuzuwenden; aber welcher Ehemann kann einer geliebten Gattin, die ihm so eben erst entdeckt hat, daß sie bald Mutter seyn wird, etwas abschlagen! Er mußte zuletzt einwilligen, und nun wurde alles Nöthige verabredet. Beide gingen auf einige Wochen nach Pyrmont, und dann in ein nahe gelegenes kleines Städtchen. Hier erwartete die Majorin unter einem fremden Namen ihre Entbindung, und ihr Mann mußte den unterwegs angenommenen Bedienten wieder entlassen. Endlich wurde sie Mutter eines kleinen gesunden Mädchens. So schwach sie auch war, so flüsterte sie dennoch ihrem Manne zu: Gott hat meine Wünsche erfüllt, lieber Friß. Wenn es sein heiliger Wille ist, so wird das Kind einmal Hennigs Frau. — Die Idee, daß seine Tochter und sein geliebter Hennig Sollingen mit einander thellen sollten, setzte den Major in neues Entzücken. Er sagte mit leuchtenden Augen: „Hannchen, das wird Gott wahr werden lassen; denn es ist etwas Gutes. Ja, nun bin ich froh.“

Das Kind wurde getauft und einer Amme übergeben. Sobald die Majorin die freie Luft vertragen konnte, reisten sie mit dem Kinde und dem Taufzeugnisse aus dem Städtchen ab. In einer andern kleinen Stadt wurde das Kind unter einem fremden Namen mit seiner Amme bei einer sehr vernünftigen Frau auf ein halbes Jahr eingedungen, und die Eltern reisten nach Sollingen zurück, wo man von Allem, was vorgegangen war, auch nicht einmal eine Ahnung hatte, und wo man sich herzlich freuete, die Majorin nach einer Abwesenheit von fünf Monathen so gesund und blühend wieder zu sehen.

Als ein halbes Jahr vergangen war, ließ der Major das Kind und die Amme in eine benachbarte Stadt kommen, und fuhr mit seiner Gattin unter einem sehr schicklichen Vorwande eben dahin. Die Amme wurde reichlich bezahlt, die Rolle, welche sie zu spielen hätte, mit ihr verabredet, und ihr befohlen, um eine bestimmte Zeit an dem Wege zu stehen, den der Wagen kommen mußte. Als der Major zurückfuhr, stand die Amme mit dem Kinde richtig an dem vorgeschriebenen Orte.

Der Major hielt an; die Majorin stieg aus, bemerkte die Person, sprach mit ihr, so daß Kutscher und Bedienten es hörten, hielt das Kind ihrem Manne hin, erkundigte sich nach den Umständen, äußerte ihr Mitleid bei der verabredeten Fabel, und erbot sich endlich, das Kind mitzunehmen und zu erziehen. Das Mädchen willigte ein, und erhielt ein Geschenk. Die Majorin nahm nun das Kind an ihre Brust, setzte sich wieder in den Wagen, und fuhr sehr fröhlich weiter. Eine Viertelstunde nach ihrer Ankunft in Sollingen, war die Geschichte von dem Kinde im ganzen Dorfe verbreitet, und niemand bezweifelte sie, da man die Wohlthätigkeit und Menschenliebe der Gutsheerrschaft aus unzähligen Beispielen kannte. Der Major hatte indeß doch dafür gesorgt, daß die Amme noch in derselben Stunde in ihr Vaterland, Westphalen, zurückkehren mußte, damit nicht etwa ein Zufall das Geheimniß verrathen könnte.

Hannchen — so hieß das Kind — wurde mit der liebevollsten Zärtlichkeit erzogen, und die Mutter hatte nichts angelegentlicher zu thun, als ihr Hennigs Liebe zu erwerben. Er



durfte die Kleine tragen, mit ihr spielen, ihr zu essen geben, u. s. weiter. Die Mutter nannte es: seine kleine Braut; und wenn er etwas sehr Gutes gethan hatte, sagte sie: nun soll Hannchen dich auch recht lieb haben! Selbold war damit nicht recht zufrieden; er äußerte oft: Sie setzen dem Kleinen da Dinge in den Kopf, die er einmal Lust haben könnte, für Ernst zu nehmen. — Die Majorin erwiederte lächelnd: wenn das Kind gut wird — und das hoff' ich zu Gott und zu Ihnen —; so mag er das immerhin thun. Erziehen Sie nur getrost so, als ob Hannchen einmal Hennigs Frau werden sollte; ich will es nicht hindern.

Die Kammerherrin sah indessen mit großem Mißvergnügen das kleine Mädchen in dem Hause ihres Schwagers. Das weiß doch der liebe Gott, sagte sie zu ihrem Manne, wie dein Bruder zu allem dem Bettelvolke kommt! Da heirathet er ein Mädchen, das ein Dutzend Jahre in der Welt umhergelaufen, Kammerjungfer und, Gott weiß, was alles sonst noch, gewesen ist; aus einem gemeinen Kerl von Husaren macht er seinen Herzensfreund;

ein Bettler, den er am Zaune aufgerafft hat, ein nichtsnutziger Komödiant, ist sein Hofmeister; und nun schleppt er gar ein Hurkind von der Straße in's Haus, und erzieht es, wie eine Prinzessin. So wird das schöne Vermögen verschwendet, das doch einmal deinem Sohne gehört; und du sagst nichts dazu! Ja, laß ihn erst todt seyn; ich will die Bettler aus dem Hause bringen! Aber, so geht es! Darf nicht der Selbold am Tische das große Wort führen, als ob er die erste Person wäre? und redet der Mensch mich nicht immer an, ob ich gleich nie eine Sylbe mit ihm spreche? Mein Hofmeister sollte das thun! Das kommt davon, wenn man nichts auf seinen Rang hält. Dein seliger Vater ist an allem Schuld; der wußte auch nicht, wie freundlich er mit den Leuten seyn wollte, die in seinem Brote standen.

„Aber die Leute liebten auch meinen seligen Vater.“

Was lieben! Sie sollen uns ehren. Brauchen wir denn die Liebe der Leute? Geht nicht die Haushaltung bei uns noch einmal so gut, als bei dem Major? So sieh doch nur hin, wer bessere Domestiken hat! Das kommt

von der Liebe! Die Leute passen nicht auf, wenn man zu gut mit ihnen ist.

So ärgerte sich und klagte die Frau von Halden oft: aber der Major blieb bei seiner Art zu leben; Seibold wendete sich bei Tisch mit seinen seltsamen Fragen, Vergleichen und Einfällen immer an die Frau Kammerherrin; das kleine Mädchen war bei der Majorin im Zimmer, und wurde wie ihr eigenes Kind erzogen; der alte Hennig sprach noch immer mit, und der Major hörte nicht auf, seinen Rath zu befolgen. Noch mehr als das Alles verdroß aber die gnädige Frau die Lebenswürdigkeit des kleinen Hennig. Man durfte nur einen Blick auf die beiden Brüder werfen, wenn sie beisammen waren, um die Mutter sogleich der blindesten Partheilichkeit zu beschuldigen. Karl hatte eine recht anständige Stellung; aber er schien eine todte Bildsäule, wenn sein Bruder neben ihn hin trat. Hennig stand da, gleich dem Apoll, der den Python besiegt hat, mit freien, blitzenden Augen; und sah man das lachende, frohe Gesicht, die Rosenwangen, die seelenvolle Unschuld und den freundlichen Mund, so hätte man ihn für einen jungen Amor halten können.

Karl war nicht ohne Kopf, und hatte auch Kenntnisse, vielleicht besser geordnete, als sein Bruder. Sprachen sie Beide, so hörte man an Karl, wie er sich bestrebte, ein Jüngling zu scheinen; an Hennig sah man gar kein Bestreben, und konnte ihn bisweilen sogar für kindlicher halten, als er wirklich war. Aber zuletzt trug Hennig dennoch jedes Mal den Sieg davon. Er überließ sich dem Feuer, das ihn wegriß, sprach mit Augen, Hand und Fuß, kurz, mit einer Leidenschaft, die oft Begeisterung, und in einem Tone, der Musik war.

Karl sprach schnell, doch ohne Leben, in einem spitzen aber unkräftigen Tone, in geschliffenen aber kalten Ausdrücken; und dabei hatte er die eine Hand im Busen, die andre in der Westentasche. Hennig durfte mit seinem innigen Tone, mit den blitzenden Augen, dem begeisterten Gesicht, und den zusammenfallenden Händen nur einmal rufen: o mein Gott! so hatte er eine lange Rede seines Bruders besiegt. Karl hofmeisterte ihn fast unaufhörlich, wenn sie beisammen waren. Hennig hörte geduldig zu, und gab nach; wurde es ihm aber einmal zu arg, so ergriff er lachend seines Bru-

ders Hand, und sagte: du schüttelst immer den Kopf, wenn ich einmal einen Luftsprung oder so etwas, mache. Weißt du wohl, Brüderchen, wann ein gutes Pferd immer den Kopf und die Ohren schüttelt? . . . Wann es sich zu schwach fühlt zu springen. — Kurz, die beiden Brüder liebten einander nicht, und kamen oft in förmliche Zänkerelen.

Aber desto mehr hatte Hennig die Liebe seiner Schwester Emilie, so wenig diese sich das auch merken lassen durfte. Wenn es sich thun ließ, so gingen sie bei Selte, und dann fiel das kleine Mädchen dem Bruder mit zärtlichem Ungestüm um den Hals. Bisher hatte man dem Knaben den Widerwillen seiner Mutter gegen ihn verborgen; aber jetzt entdeckte Emilie ihm mit kindischer Vertraulichkeit, daß Mama ihn gar nicht leiden könne, und daß sie zu Hause immer auf ihn, auf den Onkel, auf die Tante, und auf Alle in Sollingen schimpfe.

Hennig wand sich aus Emilie's Armen, dachte mit trüben Augen nach, erinnerte sich an die unfreundlichen Blicke, die unaufhörlichen Vorwürfe seiner Mutter, und fand sehr bald,

daß es wirklich so seyn müßte, wie er jetzt von seiner Schwester hörte. Emilie, fragte er traurig, weißt du nicht, warum die Mutter mich nicht leiden kann?

Nein, das weiß ich nicht. Ich glaube, weil du gemauert hast, als du noch klein warst, oder . . . weil du bei dem Onkel bist, oder . . . Warte, ich will mich besinnen, lieber Hennig. Sie hat es einmal gesagt. Ich gab wohl Acht, weil ich dich liebe; aber recht behalten habe ich es doch nicht. — Jetzt fällt es mir ein. Weil sie dich geboren hat, sagte Mama. Nein, ich muß doch wohl nicht recht gehört haben; denn die Bonne sagt, alle Kinder müssen von ihren Müttern geboren werden. Und Karl hat die Mama ja auch geboren, und dem ist sie doch so gut, . . . so gut, wie ich dir. Nein, lieber Hennig, nicht weinen! Denke, ich wäre die Mama; ich will dich desto lieber haben.

Hennig schüttelte traurig den Kopf, und sagte: ein Habicht ist ein blutgieriger Raubvogel; aber seine Jungen hat er lieb. Ich möchte nur wissen, was ich Mama gethan hätte! . . .

Emilie suchte ihn zu trösten, und sagte: sieh, Mama hat auch mich nicht halb so lieb, wie

Karln, weil ich meine Bonne so lieb habe, ungleich weine, wenn Mama auf sie schilt, und weil ich mit Verwalters Christeln zuwellen spiele. Das soll ich nicht, weil ich ein Fräulein bin. Ach, ich habe mir schon manchmal gewünscht, daß ich ein Bauerkind seyn möchte.

Man kann denken, mit welcher Gewalt diese beiden, von Einem unnatürlichen Gefühle gedrückten, Kinderherzen sich nach dieser Unterredung an einander schließen mußten.

Der Knabe ging, sobald seine Mutter wieder abgereist war, zu seinem Onkel, wo er auch die Tante, Seibold und den alten Hennig antraf. Er warf sich in die Arme der Masorkn, küßte ihre Hände mit ungewöhnlicher Heftigkeit, und brach auf einmal in ein lautes Weinen aus. Der alte Hennig sprang herzu, nahm ihn in seine Arme, und fragte, ob ihn sein Bruder etwa wieder beleidigt hätte. Bei meiner Seele, sagte er: so etwas ist es! Aber ich schlage dem Buben noch einmal seinen Puder in den Hirschedel hinein. Meistert er nicht immer da den armen Kleinen, und stichelt auf ihn mit glatten Worten und einem Honigsmale so lange, bis ihm das Gift in der Brust sitzt? Komm, Kleiner! Ich will dir den Goldfuchs satteln.

Der Major betrachtete den Knaben mit besorgten Blicken, und sagte: „den Goldfuchs, mein Schöhnchen! Hennig soll mit dir reiten. Du mußt ihm nachsehen, lieber Junge; es ist dein Bruder.“

Was ist dir? fragte Hannchen, und drückte den Kleinen an ihre Brust.

Meine Mutter haßt mich, antwortete der Knabe leise; Emilie hat es mir gesagt.

„Ich wollte, sie hätte dir sonst etwas gesagt, die Plappertasche! . . . Na, nun weiß er, was wir ihm so lange verschwiegen haben.“

Plappertasche selbst! wiederholte Seibold halb laut. — Freilich, nun weiß er es! setzte er leiser hinzu, und ging an das Fenster.

Laß sie dich hassen, rief der alte Husar; haben wir dich doch lieb, wie unser Leben.

Hassen? sagte Seibold; wer redet von hassen! Die Mutter hat ihn nur nicht so lieb, wie ihren Karl; und das ist ganz natürlich, weil sie ihm nicht ein Zehnthell so viel Gutes thun kann, wie ihrem Ältesten. Da ist deine Mutter (auf die Majorin zeigend); die hat dich erzogen, gebildet, und dir Gutes gethan. Deine Mutter liebt dich vielleicht nicht ganz so



herzlich, wie wir; aber zwingen sie, daß sie es am Ende doch thun muß. Werde ein guter Mensch, daß sie Freude an dir erlebt. — Ich wollte doch, sie wäre hier, flüsterte Seibold dem Major noch zu; mich sollte nur wundern, ob ihr Kuckuksherz die Thränen des Kindes aushalten könnte.

„Kuckuksherz?“ erwiderte der Major leise: „ein Rabenherz, sagen Sie nur; eine Rabenmutter ist sie.“

Man beruhigte den Knaben wieder, so gut man konnte, und Seibold zeigte ihm nun die Mittel, das Herz seiner Mutter zu gewinnen. Liebt sie es dir dennoch nicht, lieber Hennig, setze er hinzu; so beweiße der Welt, daß die Schuld nicht an dir lag. Mache, daß du die Liebe aller Menschen verdienst; dann wird Gott um deiner Tugenden willen der Mutter verzeihen, daß sie dich nicht liebte.

Hm! sagte Seibold nachher zu dem Major: das Schlimmste bei einem so unnatürlichen Handel ist, daß auch das Klügste, was man dazu sagen kann, albern herauskommt; denn was kann man anders darüber sagen, als: schlag es dir aus dem Glute!

„Wohl

„Wohl wahr!“ antwortete der Major, und runzelte die Stirn. „Aber ist das nicht eine Rabenmutter? Sie zwingt gute Menschen, daß sie ihr Kind bitten müssen, seine eigene Mutter zu vergessen! Nein, zum Teufel! Ich will hin. Schade, daß es bald Abend ist; sonst ritt' ich noch heute.“

Am folgenden Morgen ließ er satteln, und sprengte nach Moorberg. Als er vor seiner Schwägerin stand, wußte er ihr erst eben so wenig etwas zu sagen, wie dem kleinen Hennig. Endlich aber rief er auf einmal, wie begeistert: „nein! und sollte es das letzte Mal seyn, das ich hier eingeritten wäre — in Gottes Namen! So wegreiten kann ich nicht wieder. Frau Schwägerin, der kleine Hennig ist so gut Ihr Sohn, wie Karl. Bis jetzt haben wir es dem Jungen verschwiegen, daß Sie ihn hassen; aber er hat es endlich gemerkt, und das Kind, das alle Menschen lieben, weil es ein Engel ist — das Kind steht nun da, und weint über seine Mutter. Hören Sie, über seine Mutter! Nimmermehr kann Gott ohne Zorn ein Kind über die Grausamkeit seiner Mutter weinen sehen; oder ich müßte an ihm verzweifeln.“

Er sagte das halb zornig, halb mitleidig. Es schauderte ihn bei den Worten, und er wurde bald bleich, bald roth.

Frau von Halden sah ihn an, und erröthete. Ja, sagte sie endlich mit niedergeschlagenen Blicken; kann ich den Jungen denn lieb haben? Ist er nicht von lauter Menschen umgeben, die meine Feinde sind? . . . Da wird ihm seine Mutter, fuhr sie wuthend fort, wie ein Geizteufel, wie ein Unmensch geschildert. O, ich weiß es wohl!

„Wie? was?“ fuhr der Major grimmig auf.

Von Ihnen sag' ich nicht, Herr Bruder, heulte sie mit zunehmender Erbitterung weiter fort. Aber ich sehe ja, wie Ihr Kellknecht mich haßt, und Ihr Hofmeister dazu, weil ich mich nicht mit ihm gemeln mache, nicht jeden Bettler und Vagabunden in's Haus und an meinen Tisch kommen lasse, nicht jedes Hurkind wie mein eigenes aufzlehe, meinen Kindern das Brot nicht vor dem Munde wegnehme, um es den Hunden vorzuwerfen. Da setzen sie sich denn zusammen, sagen dem undankbaren, nichtsnutzigen Jungen, ich haße ihn, und füllen sein schlechtes Herz mit Wider-

willen gegen Vater und Mutter, gegen Bruder und Schwester. O, ich weiß es wohl!

Der Major war Anfangs halb starr vor Zorn, und schweig. Endlich rief er: „nein, das ist zu arg! zu arg! Gott gebe mir Geduld! Aber hören sollen Sie einmal meine Beichte, und dann will ich es Gott überlassen, Sie zu rühren, oder zu strafen, wie es sein heiliger Wille für gut findet. Hören sollen Sie; denn ich will meine Hände in Unschuld waschen. Ja, wenn wir Ihrem Sohne sagten (wovor uns Gott behüten soll): Junge, deine Mutter ist ein Geizteufel; es wäre die reine Wahrheit. Wenn wir sagten: deine Mutter ist hart, grausam, unmenschlich; es wäre wieder die reine Wahrheit. Denn haben nicht alle Ihre Leute die Hölle bei Ihnen, von dem Hofmeister an, der Ihr Freund seyn sollte, weil er Ihre Kinder zu Menschen macht, bis auf den Küchenjungen? Hassen Sie nicht den Hennig, weil er Ihrem Karl, dem Hasenfuß, dem Taugenichts, im Wege steht? Lieber wollt' ich ja mein Vermögen einem Goldmacher geben, ehe der Bube einen Ziegel von Sollingen haben sollte. Er kann tanzen, sich pudern und die Leute

mißhandeln. Nun, ich sage Ihnen voraus, er wird einmal auch seiner Mutter schlecht begegnen. Das wird er, bei dem großen Gott! Der Junge weiß ja schon nichts als Geld, und befehlen. Nicht einen Funken Menschenliebe hat er in der Brust. Sie ziehen ihn muthwillig zu einem Unmenschen auf; warum sollte er Sie denn lieben? Na, wir sprechen uns über diesen Punkt in ein sechs oder acht Jahren wieder. Dann sollen Sie wohl noch Ihre Arme nach dem verstoßenen Hennig ausstrecken! Und was Ihren Bagabunden betrifft — ich weiß wohl, auf wen das gehen soll, und weswegen Sie dem Seibold so feind sind. Weil er den kleinen Hennig lieb hat, und in Ihrer Gegenwart nicht wie ein Hund auf allen Vieren kriecht. Und das Hurkind? Gott im Himmel! hätte ich nur nicht so heilig versprochen, zu schwelgen, Sie sollten von dem Klude Dinge hören . . . Aber nur Geduld! es wird noch kommen! Jetzt bin ich fertig. Nur noch ein Wort. Hennig ist mein Erbe und mein Sohn. Uebrigens sehen Sie uns nun als Fremde an, mich, meine Bettler, und das Hurkind." Er stampfte auf den Boden,

verließ eilig das Zimmer, schwang sich auf sein Pferd, und murmelte unterwegs zu wiederholten Malen: „wart, ich will dich bei Hurkindern!“

Die Frau Kammerherrin war höchst erbittert; aber sie vergaß ihren Zorn beinahe vor Neugierde nach dem Geheimnisse in Absicht des kleinen Mädchens, das in Sollingen mit so zärtlicher Liebe erzogen wurde. Was für Dinge sollte sie hören! was sollte noch kommen! — Das Alter des Kindes fiel in die Reise des Majors und seiner Frau; auch glaubte sie Ähnlichkeit in einigen Zügen des Kindes und des Majors zu entdecken. Sie erkundigte sich nach den kleinsten Umständen bei der geheimnißvollen Reise nach Pyrmont, und bei der andren, von der ihre Schwägerin das Kind mitgebracht hatte. Jetzt erfuhr sie, daß der Major, ob er gleich fünf Monathe ausgeblieben, doch nur vier Wochen in Pyrmont gewesen war. Sie sah, daß es mit dem Kinde eine eigene Bewandniß haben mußte, der sie nur nicht auf die Spur kommen konnte. Die richtige fiel ihr einige Male ein; aber sie sah dabei durchaus keinen Vortheil für Hannchen

ab, und gab daher die Idee wieder auf, doch ohne deshalb ihre Neuglieder fahren zu lassen.

Ueber den Zorn ihres Schwagers beruhigte sie sich bald; er hatte ja noch einmal feierlich versichert, daß Hennig sein Erbe seyn sollte, und sie wußte, wie heilig er sein Wort in jedem Falle hielt. Sie sah es sogar recht gern, daß der Umgang mit dem Major nun abgebrochen war; denn sie hatte bei jedem Besuche von und bei ihm den bittersten Verdruß gehabt. Alles in Sollingen hing mit Liebe an dem kleinen Hennig, und ihr Karl wurde übersehen. Auch Karl selbst, dem man zu Hause bei jeder Gelegenheit schmeichelte, bemerkte mit großem Verdruße, daß sein jüngerer Bruder ihn beständig verdunkelte; er ging daher äußerst ungerne nach Sollingen, und der völlige Bruch mit der dortigen Familie war ihm sehr angenehm.

Karl hatte das vierzehnte, und Hennig das dreizehnte Jahr zurückgelegt, als beide Familien sich trennten. Diese Trennung that übrigens nicht die heftige Wirkung auf den Major, die Hannchen befürchtet hatte; und Selbst trug dazu bei, sie noch mehr aus seinen

Gedanken zu bringen. Herr Oberstwachtmelster, sagte er; es giebt tausend Arten von Verbindungen zwischen den Menschen: Blutsfreundschaft, Verstandesfreundschaft, Charakterfreundschaft, Narrenheltsfreundschaft, Schurkeretfreundschaft, und so weiter. Mit Blutsfreundschaft fängt die Natur an; und das ist gut: denn fürs erste muß der Mensch etwas haben, an das er sich hängt, ohne zu wissen, warum. Dann kommt die Geschlechtsfreundschaft. Jüngling und Mädchen lieben einander, und man weiß bisweilen bei ihnen eben so wenig, warum, als bei Brüdern und Schwestern. Nun werden Herz und Kopf aus gebildet, oder ver bildet, je nachdem es kommt; und dann fängt eine neue, oft heilige, ehrwürdige, Verwandtschaft an. Der Tugendhafte wird aller Redlichen, der Verständige aller Klugen Bruder. Mit Narren und Bösewichtern geht es eben so. Alle Narren sind Brüder; doch die Geburtsnarren suchen ihre Verwandten in der Nartheit nur in ihrem Stande auf. So kann ein ehrlicher Mann näher mit einem treuen Hunde verwandt seyn, als mit einem Schurken, der auf zwei Bet-



nen geht, und wenn er auch Eine Brust mit diesem Schurken gesogen hätte.

„Das ist nicht wahr, Selbold. Mensch bleibt Mensch. Sie gehen zu weit; das fühl' ich.“

„Meinen Sie nicht, daß der Androkles, von dem Ihnen Hennig neulich erzählte, den Löwen, der ihm Nahrung und Schutz gab, lieber gehabt hat, als seinen grausamen Herrn, der ihn zwang, in der Höhle eines wilden Thieres Schutz zu suchen?“

„Ja, lieber gehabt hat! Aber davon ist die Rede nicht, sondern von Verwandtschaft.“

Nun, ist denn Liebe nicht die wahre Verwandtschaft? Haben nicht manche Leute Hunde, Katzen und Pferde lieber, als die besten Menschen? Die fühlen so etwas Katzenartiges in sich; wie wollte man das sonst erklären?

Der Major mußte am Ende zugeben, daß seine Verwandtschaft mit edlen und guten Menschen heiliger sey, als die mit seiner bösen Schwägerin. Er gewöhnte sich bald daran, nichts mehr von Moorberg zu hören oder zu sehen, und wurde fast vollkommen ruhig.

Auch Hennig gab seine Mutter und seinen

Bruder auf, doch nicht Emillen, die er so herzlich liebte. Er klagte seinem Lehrer mit weinenden Augen, daß er sie gar nicht mehr sprechen könnte. — Hole die Büchse, Hennig! sagte Selbold; wir wollen hinüber nach Moorberg. Ich stehe dir dafür, du sollst sie alle Woche einmal sehen. Es sind zwei Meilen; und deine Schwester verdient wohl, daß du ein Paar Stunden nach ihr gehst.

Hennig war in einigen Minuten mit seiner Büchse wieder da, und ging nun mit Selbold nach Moorberg. Sie schlichen um den herrschaftlichen Garten her; und nicht lange, so zeigte sich Emillens Bonne in der Allee. Hennig war in einem Sprunge bei ihr, sagte ihr, was er wünschte, und die Bonne ging, seine Schwester zu holen. Emille kam mit funkelnden Augen, sank an ihres Bruders Herz, und führte ihn dann nach dem hintersten Theil eines Birkenwäldchens, wo sie völlig ungestört seyn konnten. Die Bonne blieb unterdessen in der Allee, welche auf die Gartenthür stieß, um ihnen ein Zeichen zu geben, wenn jemand käme. Im Birkenwäldchen setzten sich die Geschwister Arm in Arm zu Sel-

bold's Füßen nieder, und weinten mit einander. Sie schworen sich ewige unverlegliche Freundschaft, und redeten mit einander ab, sich jede Woche einmal an einem bestimmten Tage auf eben die Art zu sehen. Emilie küßte vor Freude dem guten Seibold die Hand, als sie hörte, daß er den Gedanken zu diesem Besuche gehabt hatte. Die Kinder plauderten mit einander, und Seibold erzählte ihnen dazwischen. Ehe sie es sich versahen, war eine Stunde verflossen, und sie mußten sich trennen.

Emilie, jetzt beinahe zwölf Jahr alt, war ein reizendes Mädchen, und ihrem Bruder Hennig bis zum Verwechseln ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß sie eine viel zartere Gesichtsfarbe, und in ihrem Auge etwas Schwärmerisches hatte. Diese kleine Schwärmeret lag nicht nur in ihrem Blicke, sondern auch in ihrer Seele. Die Bonne, welche Emilien mit wahrer Zärtlichkeit liebte, war selbst nicht frei von Schwärmeret. Einsamkeit, der Druck, worunter sie lebte, und einige Bücher, ihre einzige Unterhaltung in Stunden der Muße, hatten ihren Kopf nach und nach mit Phantasmen von Freundschaft, Liebe, Natur und

Treue angefüllt. Sie selbst konnte die Romane nicht spielen, die sie im Kopfe hatte; aber sie that wenigstens, was in ihren Kräften stand: sie bildete Emilien nach sich, und erzählte ihr oft von Liebenden, die mitten im Elende, mitten unter den Verfolgungen harter Eltern, einander treu geblieben wären. Man kann also leicht denken, daß der Bonne sowohl als Emilien die heimlichen Besuche des Bruders Hennig sehr erwünscht seyn mußten. Beide hatten nun ihr Geheimniß; und besonders Emilie fühlte sich sehr glücklich, daß es ihr nicht länger an einer Liebe, einem Freunde, harten Eltern, Unglück und Thränen fehlte.

Die heimlichen Besuche, die Emilien so viele Freude machten, würden indeß doch bald wieder in's Stocken gerathen seyn, wenn nicht Selbold dabel zugegen gewesen wäre; denn was hätten die beiden kleinen Leute einander immer sagen sollen? Ewige Freundschaft hatten sie sich nun oft genug versichert; auch war von der Mutter Haffe gegen Hennig, und von ihrer Kälte gegen Emilien genug gesprochen. Jetzt mußte also der ältere Freund, Herr Selbold, anfangen, eine Rolle zu spielen. Er setzte sich zwischen

beide Kinder, und erzählte ihnen seine Schicksale. Als er nach einigen Wochen damit fertig war, und von Hennig noch immer gebeten wurde, an dem bestimmten Tage mit zu seiner Schwester zu gehen, dachte er darauf, diese Besuche für Emilien und seinen Zögling nützlich zu machen. Er fing an, das junge Mädchen zu unterrichten, brachte ein Buch mit, las daraus vor, sprach darüber, und suchte auf alle nur mögliche Art ihren Geist zu bilden. Bisweilen blies er auch mit Hennig die Flöte, und Emilie sang dazu; so verwandelten sich diese Besuche in kleine Lustparteen, die Emilien, da ihr so selten eine Freude gemacht wurde, natürlicher Weise sehr angenehm waren. Die Besuche hatten noch nicht drei Monathe gedauert, da sah Emilie Seibolden mit eben dem Verlangen entgegen, wie ihrem Bruder; und auch Seibold, der ein großer Kinderfreund war, fand unvermerkt vorzügliches Wohlgefallen an dem lebenswürdigen Mädchen, das mit der unschuldigsten kindischen Unwissenheit des Verstandes schon das Gefühl der Jungfrau zu verbinden schien. Er freuete sich, zu der Bildung ihres Geistes etwas bei-

tragen zu können, besonders als er merkte, welche seltsame Ideen sie durch den Unterricht ihrer Gouvernante im Kopfe hatte; und Emilie selbst fühlte mit Vergnügen, wie viel sie in den Unterredungen mit ihrem Freunde Selbold lernte. Die Sonne war zuweilen die vierte Person in der kleinen Gesellschaft; und da sie fast täglich einige Stunden mit Emilien spazieren ging, so hatte niemand etwas Arges aus ihrer langen Abwesenheit vom Schlosse. Näherete sich auch einmal zufälliger Weise Jemand, so waren Hennig und Selbold in einer Sekunde über der Mauer weg und in dem Gebüsch.

Emilien würden diese Besuche schon darum interessant gewesen seyn, weil sie heimlich waren, und weil weder die Mama noch der Bruder Karl etwas davon wußten; aber bald besetzte sich noch ein anderes Interesse an die süßen heimlichen Freuden. Die Kleine sah, daß sie von einem Manne werth gehalten wurde — von einem Manne, dem ihr Oheim die innigste Freundschaft und Achtung erwies. Sie war noch ein Kind; aber durch die Unvorsichtigkeit ihrer sonst guten Erzieherin wurde ihr Her

schon durch eine Ahnung der Liebe gehoben. Freilich hatte sie noch keinen Gedanken an Liebe; aber es that doch ihrem Herzen wohl, daß ein Mann, der so viel wußte, der die Flöte so schön blies, der so edel war, und den alle Menschen so liebten — daß dieser Mann ihr vorlas, sie unterrichtete, mit ihr sang, und sie seine kleine Freundin nannte.

Das läßt sich leicht begreifen, wenn man den ersten Fäden der Empfindung in einem Mädchenherzen nachgespürt hat; und daß Setbold nie daran dachte, wie vielen Schaden er dem Kinde dadurch that, daß er es an heimliche, der Mutter nicht bekannte Besuche gewöhnte, war ebenfalls sehr natürlich. Anfangs ging er nach Moorberg, um den Wunsch seines Lieblings, Hennigs, zu befriedigen; dann setzte er die Besuche fort, weil er glaubte, Emilien nützlich seyn zu können; und endlich bekam er selbst Interesse an dem kleinen gefühlvollen Mädchen. Nach einiger Zeit bemerkte er, daß in ihrem Köpfchen schon Romanideen saßen, und wollte sie wegschaffen. Er sprach mit Emilien, und zwar sehr vorsichtig; dann machte er die Bonne aufmerksam auf die Phantasieen des

Kindes. Aber, indes er glaubte, daß es ihm recht gut gelänge, diese Phantasieen auszurotten, schuf er selbst in der Seele des Kindes eine neue Welt voll Bilder, worin er die Hauptfigur war; und seine seltsamen Schicksale, seine ehemalige ungebundene Art zu leben, machten, daß er das Ungewöhnliche, ja selbst das Schädliche, in diesen heimlichen Zusammenkünften nicht bemerkte. — Der Winter unterbrach diese Besuche nicht gänzlich. Man sprach einander auf verabredeten Spaziergängen, und Emilie hängte sich mit der Innigkeit eines Kindes immer fester an ihren Freund Seibold.

So war ein Jahr vergangen, und Seibold fand nichts mehr dabei zu erinnern, wenn der Major einmal mit krauser Stirn sagte: „Loffel ist nun doch einmal mein Bruder.“ Er billigte es sogar, als der Major einmal wieder nach Moorberg reiten wollte, weil der Bruder Loffel ein Fieber hatte. Nehmen Sie doch, sagte er, auch den kleinen Hennig mit, Herr Oberstwachmeister. Und du, sey ja recht artig gegen deine Mutter! Größ Emilien. O, die Emilie, Herr Oberstwachmeister, ist ein wahres Edelgestein. Schade, daß sie dort drüben sey.



muß! Sie glauben nicht, was aus dem Kinde zu machen wäre!

Das war dem Major genug gesagt. Er ritt hinüber, und fand Emillen gerade, wie Seibold sie ihm beschrieben hatte. Sie flog mit inniger Herzlichkeit in Hennigs Arme und an die Brust ihres Oheims, fragte sogleich nach ihrer lieben Tante, nach dem alten Hennig, nach dem edlen Seibold, und war dabei in solcher Begeisterung, daß dem Major das Herz vor Freude klopfte, und daß er über die Tochter nicht mehr an die Mutter dachte.

Die Mutter hatte in dem verstorbenen Jahre den Gedanken gehabt, daß der Major, wenn er fortführe, sie und ihren Karl zu lassen, wohl gar auf den Einfall kommen möchte, ihr bei seinem Tode den allerschlimmsten Streich zu spielen. Er könnte ja, dachte sie, Hennigen zu seinem Erben einsetzen, ohne ihm dadurch seine Rechte auf die Erbschaft von seinem Vater zu nehmen; und einige in Ruf stehende Advokaten, bei denen sie sich Raths erholte, machten diese Besorgniß bei ihr noch stärker. Sie berief sich zwar auf des Majors Wort und Testament; allein man erinnerte sie, daß ein  
zweites

zweites Testament das erste ungünstig mache. Kurz, sie fand, daß sie den Major wieder ver-  
söhnen mußte. Als er nun nach Moorberg kam,  
gab sie Karl in aller Geschwindigkeit einige  
Regeln, wie er sich betragen sollte. Nein, Ma-  
ma, erwiderte Karl: ich kann dem Onkel und  
meinem Bruder unmöglich schmeicheln; sie sind  
mir Beide unerträglich. — Bedenke doch, mein  
Sohn, sagte die Mutter, ihm liebkosend, daß  
dein Glück in den Händen des Onkels steht!  
Ich kann den Grobian eben so wenig leiden,  
wie du; aber du sollst sehen, wie ich ihm be-  
gegnet werde. — Sie hatte lange zu reden,  
ehe sie ihren Sohn überzeugen konnte, daß es  
so wäre. Endlich aber gelang es ihr; und Karl  
betrug sich nun um so freundlicher, da sein On-  
kel ein fürchterlicher Mann für ihn war.

Die Mutter empfing ihren Schwager mit  
lauter Freude. Einen solchen Empfang hatte  
der arglose Major nicht erwartet. Er überließ  
sich nun gänzlich seiner Gutherzigkeit, drückte  
seinen Neffen zärtlich an seine Brust, und fand  
nach einigen Minuten, daß Karl sich sehr zu  
seinem Vortheile geändert hätte. „Neht, lieber  
Junge,“ sagte er; „nun bist du ein Mensch!“

Steh, was sollte auch der dumme gnädige Herr Onkel? Deines Vaters lieber Bruder bin ich, dein lieber Onkel, wie du mich jetzt nennst; und du bist mein lieber Karl, meines guten Vaters Enkel." Die Schwägerin vollendete die Täuschung; sie erzählte dem Major, und zwar listig genug in klagendem Tone, daß Karl alles weggäbe, was er hätte, die Dome stiften, wenn sie Fehler begingen, vertheidigte, jeden Bauer in Schutz nähme, und so weiter. — „Das thut er?" rief der Major, und küßte seine Schwägerin mit großer Freude; „das thut er, Herzenschwester? Nun, so hab' ich dem Jungen schweres Unrecht gethan. Gott vergeb es mir! Wahrhaftig, ich finde hier das ganze Haus umgeändert. Sehen Sie, liebste Schwester, lassen Sie mich jetzt so sagen! Verstand haben Sie von Gott genug bekommen, um einzusehen, daß . . . Doch still davon! Sie werden nun selbst finden, daß Menschlichkeit eine Brücke ist, wie Selbold sagt, die das Herz von dieser in jene Welt bauet; daß Menschenliebe und Hoffnung des ewigen Lebens Bild und Ueberschrift auf einer und derselben Münze sind: wer die Vorderseite, Menschenliebe, nicht hat, dem

fehlt auch die Rückseite, die Ueberschrift: Hoffnung. Nicht wahr, liebe Schwester, Sie finden jetzt, daß alles Andere, nehmlich Reichthum und Rang, Narrenpoffen sind, nur die Bonbons, die Devisen, die man zur Spielerei, nicht zum Sattessen, mit auf den Tisch setzt, nur, wie Seibold sagt, ein gemahltes Feuer im harten Winter; und, wie die Bibel sagt, ein Fallsstrick für die Menschen."

Die Frau Kammerherrin gab ihm vollkommen Recht; und der arglose, gutherzige Major hatte dabei auch nicht eine Ahnung von ihrer Heuchelei. Zwar fiel ihm die schnelle und gänzliche Umänderung wohl auf; allein das störte ihn nicht in seinem fröhlichen Entzücken. — „Wurde doch," sagte er vor sich, „aus dem Saulus in einem Augenblick ein Paulus. Warum nicht auch hier?"

Der kleine Hennig blieb zu großer Bewunderung des Majors kalt gegen seinen Bruder, so viele Mühe sich dieser auch gab, seine Liebe zu gewinnen. Der Major nahm ihn in einen Winkel, und schalt auf seine üble Laune. „Vergeben und vergessen, Hennig! Höre, wenn Seibold wüßte, daß du so steif da stehst, wie

eine Wachsplatte, der würde dich ...! Denk' an die fünfte Bitte, mein Söhnchen!" — Hennig drückte seinem Onkel die Hand, blieb aber noch immer so steif und kalt, wie vorher. Sehr natürlich. Die kleine Emilie hatte geplaudert. Der Heuchler! flüsterte sie ihrem Bruder zu; Mama hat ihm gesagt: der Onkel hat dein Glück in Händen; und nun sieh nur, wie er um den Onkel her schmeichelt!

Diese Entdeckung erregte in Hennigs Brust neben dem Widerwillen gegen seinen Bruder auch eine tiefe Verachtung. Er hatte gar keinen Begriff davon, wie man um einer Welt willen Jemanden auch nur ein verbindliches Wort sagen könne. In wie fern seines Bruders Glück von dem Onkel abhinge, begriff er eben so wenig: denn er hatte noch nie an künftiges Vermögen gedacht, so fertig er auch rechnete; indes seines Bruders Glück stand in des Oheim's Händen: mehr brauchte er nicht zu wissen, um Karls Heuchelei zu verschweigen, und bei allen Vorwürfen des Onkels nur die Achseln zu zucken.

Die Frau Kammerherrin fühlte, daß ihr neuer Sieg so lange ungewiß bleiben würde, als Hennig noch in Sollingen wäre. Sie setzte

sich daher zu dem Schwager, und fing an, über ihre Söhne mit ihm zu sprechen. Ich denke, sagte sie, nach gerade oft mit Unruhe daran, was die Vorsehung aus meinen beiden lieben Söhnen einmal machen wird.

„Die Vorsehung,“ erwiderte der Major, „hat darum den Kindern Eltern gegeben, daß die aus ihnen redliche Menschen machen, und ihnen über die Wahl eines Standes rathen sollen.“

Das meine ich eben, lieber Bruder! — Und nun hielt sie dem Soldatenstand eine lange Lobrede, die sich mit den Worten schloß: mein ältester ist zu schwächlich zu einem Soldaten; sonst sollte er je eher je lieber in Dienste gehen. Aber mein guter Hennig — dem haben Sie, lieber Bruder, eine Erziehung gegeben, die einmal einen tüchtigen Soldaten aus ihm machen muß. Er rettet, er sicht, er . . .

„Soldat soll er nicht werden!“ sagte der Major trocken; „dazu habe ich meine guten Gründe.“

Aber, lieber Bruder, ich dachte . . . Doch Ihre Gründe werden vernünftig seyn. Ich dachte, weil Sie selbst gedient haben . . .

„Eben deswegen, Frau Schwester, kenne ich

das Wesen anders, als Sie. Soldaten müssen seyn; und wenn das liebe Vaterland angegriffen würde, so wollt' ich selbst noch einmal mitziehen, und sollte ich auch die Flinte nehmen. Aber sonst . . . ! Es ist kein schwererer Stand in der Welt: das habe ich wohl gefühlt. Subordination ist nöthig. — Wenn sie einen Menschen, der sich in dem Punkte vergangen hatte, arkebuseren, so schwamm mein Herz zwar in Thränen, und ich wünschte: wärest du doch todt; aber ich schwieg, und dachte nur: es muß seyn! Doch, Dank dir, lieber Gott, daß es in deinem Himmel keine Subordination, keinen Unfrieden, keinen Streit mehr giebt! Erbarme dich der Seele des Unglücklichen, und vergieb uns, daß wir ihn aus der Welt schaffen müssen! . . . Sehen Sie, Frau Schwester, zur Subordination ist der Hennig gar nicht erzogen; da paßt Karl tausendmal besser. Aber, wenn das auch nicht wäre — ich wollte, Sie sähen einmal ein Schlachtfeld, auf dem man selbst mit dem Säbel thätig gewesen ist! Wenn die Arbeit gethan war, — großer Gott! großer Gott! können das deine Kinder! — wenn ich den blutigen Säbel abgewischt hatte . . .” — Er

schüttelte den Kopf, und fing heimlich an zu weinen. — „Nein, Gott bewahre den Heilig, daß er nicht sieht, was ich hundertmal habe sehen und fühlen müssen! Einen Menschen, ein Ebenbild Gottes, meinen Bruder, vom Pferde zu hauen! Ach!“

„Ei, es sind ja aber doch Feinde, lieber Herr Bruder; und der Fürst, oder der König, wenn man dem dient, befiehlt es.“

„Hm! hätte mein Vater ein Paar Meilen weiter gegen Mittag gewohnt, so wären es Freunde, und der Kaiser beföhle es. Es waren Feinde, freilich; aber doch Menschen! Und wissen Sie wohl, was ich allemal heimlich betete, wenn der alte Oberste sein „vorrwärts, Marsch, in Gottes Nahmen!“ rief? Lieber Gott, betete ich, sey doch so gnädig, der ersten Kanonenkugel ein Billet auf mein Leben zu geben! (Sehen Sie, die Soldaten sagen immer: jede Kugel hat ihr Billet; ob das gleich nicht wahr ist, wie der Stabsprediger es mir oft erklärt hat.) Nun, es sollte nicht seyn, und es war gut: denn jetzt kann ich doch wieder schlafen, ohne daß die Sterbenden um mich her winseln und seuffzen; in den ersten drei



Fahren nach dem Kriege konnte ich das nicht. Hätte ich das alles in meiner Jugend so gewußt, ich wäre nicht in des großen Königs Dienste gegangen, sondern ruhig in dem Lande unsres Fürsten geblieben. Nein, nein! Hennig soll kein Soldat werden, ausgenommen, wenn es noth thäte, wenn es an Bertheidigern des Vaterlandes fehlte; dann müßte er."

Frau von Halden schwieg; denn von der tiefsten Nüchternung bis zu dem höchsten Zorne war bei dem Major nur ein Schritt, und er konnte nie leichter heftig werden, als wenn ihm Thränen in den Augen standen oder wenn er Beklemmung in seinem Herzen fühlte. Auch dieser Plan, Hennigen zu entfernen, war verunglückt. Sie mußte sich also gänzlich auf sich selbst und auf ihren Karl verlassen. In der That gelang es heute Beiden, sich die Gunst des Majors in einem hohen Grade zu erwerben; denn dieser glaubte eher an alle Laster der Menschen, als an Heuchelei, die tiefste aller Niederträchtigkeiten, von der sein argloses Herz sich gar keinen Begriff machen konnte. Er war zufrieden mit Karl, mit der Schwägerin, und mit seinem Bruder. Um ihn noch mehr zu

gewinnen, ließ man den Hofmeister und die Bonne heute mit am Tische essen, und sprach mit Beiden sehr artig.

Als Emilie sah, daß ihre Mutter gegen den Onkel so freundlich und gefällig war, entwarf sie einen Plan, dieses gute Vernehmen zu ihrem Vortheile zu nützen. Sie äußerte bei einem Spaziergange mit dem Major den Wunsch, einmal einen Monath lang bei ihrer Tante zu seyn. Lieber Onkel, sagte sie, ich sehe meinen Bruder Hennig und die Tante so selten. Und das kleine Hännchen muß nun auch schon recht groß werden. Ach, ich möchte wohl einmal recht lange in Sollingen seyn! Und Herr Seibold ist so gut, und ich habe ihn so lieb!

„Nun, Mädchen, so komm mit!“ sagte der Major.

Ja, erwiderte Emilie, mit heimlichen Blicken; Onkel muß es aber der Mama sagen. Wenn ich es sage, so erlaubt sie es nicht. Und dann muß Onkel die Mama bitten, daß sie auch Karl mit nach Sollingen gehen läßt. Karl kommt zwar nicht mit, das weiß ich; aber desto leichter wird Mama erlauben, daß ich hin darf.

Der Onkel lächelte darüber, daß er bei jeder solchen Kleinigkeit so umständlich zu Werke gehen sollte; aber Emilie wußte wohl, was sie bat, und erinnerte den Onkel noch einmal, ja um Karl, und erst dann, wenn Mama Mein sagte, um sie zu bitten.

„Höre, Mädchen,“ sagte der Major; „du gehst ja mit deiner Mutter um, wie mit einem Feinde. Das ist nicht recht, mein Edchterchen! Hübsch gerade heraus mit deinen Eltern!“

„Lieber Onkel, mit Ihnen wollte ich immer gerade herausgehen, Ihnen wollte ich alles in der Welt sagen, alles, was mir die Sonne anvertrauet; aber mit Mama ist das nichts. Waschen Sie es anders, lieber Onkel, so komme ich nicht mit; und ich wollte doch so gern einmal zu Ihnen, weil ich Sie Alle in Söllingen so lieb, ach! so herzlich lieb habe.“

„Hast du? Nun, ich will es so machen, wie du sagst, liebes Mädchen.“ Der Major bat seine Schwägerin, ihm Karl auf einen Monat mitzugeben. Sie wurde verlegen, und brauchte Entschuldigungsgründe, die augenscheinlich aus der Luft gegriffen waren; denn sie wußte nur allzu gut, daß Karl bei dem Major

nicht acht Tage lang in seiner heutigen Rolle bleiben könnte. Um nur los zu kommen, schlug sie von selbst Emillen vor, und die Kleine sagte ihr Ja in einem Tone, als ob ihr wenig an dieser Reise gelegen wäre.

Der Major dachte: „Ueber Gott! ist es möglich, daß eine Mutter das Vertrauen ihres Kindes so verlieren kann!“ Emille bekam von ihrer Mutter einige Verhaltensregeln, und fuhr dann nach Sollingen. Die Bonne mußte zu Hause bleiben, so gern sie auch mitgereist wäre; denn die Frau von Halden traute ihr nicht. Emille klatschte in die Händchen, so wie sie Moorberg nur im Rücken hatte, und sprang freudig in die Arme ihrer Tante, als sie in Sollingen aus dem Wagen stieg.

Seibold war sehr vergnügt, als er das Mädchen wieder sah, dem er, weil es mit solcher Begeisterung, mit solcher mädchenhaften, und doch so kindlichen Innigkeit an ihm hing, so nützlich seyn konnte. Der Major übergab ihm Emillen, mit der Bemerkung: „Sie haben einen Zug aus der Seele des Kindes weggeschaffen, der mir gar nicht gefällt. Denken Sie nur! sie macht schon Cabalen gegen ihre Mutter.“ —

Das kommt von dem Romanenlesen Ihrer Gouvernante, antwortete Selbold sehr treuherzig; dadurch ist die Phantasie des Kindes in Bewegung gesetzt. Aber ich stehe Ihnen dafür, Herr Oberstwachmeister, Emilien's Herz ist ohne Flecken. Doch heraus muß der Zug, da haben Sie Recht. Es wäre Schade, wenn nicht auch in dem Köpfchen der Kleinen die beste Ordnung wäre! Ich danke Gott, daß sie hier ist. Nun hoffe ich, die Romanenideen von Liebe, Treue und dergleichen wohl wieder wegzuschaffen.

Diese Versicherung gab Selbold mit der gutherzigsten Zuversicht. Was würde er aber gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß eben Er die Ursache von Emilien's Hierseyn war, daß eben Er eine so große Rolle in ihrem Köpfchen spielte! Er nahm sich vor, den Monath, den Emille in Sollingen bleiben sollte, recht zu nützen, und sie war daher vom frühen Morgen bis in den späten Abend bei ihm. Ueber sie versäumte er sogar den Unterricht seines Hennig. Er ging mit ihr spazieren, suchte sie dabei auszuholen, und fand bald, daß die Romanenideen bei ihr tiefer und fester und in sich zusammenhangender

der saßen, als er vorher dachte, und daß in ihrem Kopfe schon tausend Begriffe waren, die er noch nicht darin vermuthete. Sie hatte die Bücher ihrer Nonne mit Begierde gelesen. Freilich gab ihre Unwissenheit in anderen Stücken und ihre Unschuld allen ihren Vorstellungen ein eigenes Colorit, so daß man diese leicht für Einfälle eines Kindes hätte halten können; aber ein so theilnehmender Beobachter wie Seibold mußte in dem Grunde ihrer Phantasie die Wahrheit dennoch entdecken. Sie dahin zu bringen, daß sie diese Gefühle und dunkeln Vorstellungen vergäße, das war, wie Seibold bald merkte, unmöglich. Es blieb ihm also nichts übrig, als ihre Gefühle zu entwickeln, ihre dunkeln Vorstellungen aufzuhellen, und ihr zu zeigen, daß es bloße Träume wären, deren Wirklichkeit sie in der Welt nicht erwarten dürfte. Er that richtig, was geschehen mußte, wenn dieses schon in so jungen Jahren empfindende Herz nicht spät oder früh ein Raub der Sinnlichkeit werden sollte; nur hätte es ein Anderer thun sollen, und nicht Er, der selbst der Gegenstand dieser dunklen Sehnsucht, dieser Wünsche und Träumereien war. Er sprach mit Emilien, und,

well diese Art von Unterredung es nothwendig machte, wie mit einem erwachsenen Mädchen. Diese Auszeichnung blieb von ihr nicht unbenutzt: sie fühlte sich durch Selbolds Vertrauen sehr geehrt, und gab sich nun alle Mühe, in diesem Verhältnisse mit ihm zu bleiben.

Um nun ja kein Kind mehr zu scheinen, that sie, als verstände sie Alles, was Selbold ihr sagte. Manches, was sie verstand, beantwortete sie, so geküßt sie nur konnte; und das Andre ließ sie hingehen, ohne etwas zu erwiedern. Sie versprach, alles zu thun, was er von ihr verlangte, sich nach allem, was er sagte, zu richten, und dachte nicht einmal daran, es verstehen zu wollen. Es war ihr nur darum zu thun, ihm groß und verständig zu scheinen; und sie schien ihm wirklich so: das merkte sie an der zutraulichen Güte, mit der er sie behandelte. Er glaubte, Alles ganz vortrefflich gemacht zu haben, und gab ihr die Hand darauf, daß er immer ihr Freund, ihr Rathgeber seyn wollte.

Emilie war sehr zufrieden; sie fühlte sich nun mit Stolz über andre Kinder hinweg gehoben, da sie die Freundin eines Mannes, und eines edlen Mannes, war. Jetzt hängte

sie sich, selbst stärker als ihr Gefühl es ihr gebot, an Seibold, um ja seine Freundschaft durch Kälte nicht wieder zu verlieren. Sie hatte nun, als seine Freundin, einen ihr in der That fremden Charakter zu behaupten: den Charakter eines erwachsenen Mädchens; und sie hielt ihn mit vieler Ueberwindung.

So wenig auch Seibold dabei dachte, so hätte er dennoch kein Mensch seyn müssen, wenn ihm die kleine Emilie durch ihre innige, seelenvolle Anhänglichkeit nicht interessant geworden wäre. Was er für sie empfand, schien ihm eine reine väterliche Liebe zu seyn; aber in diese Liebe mischten sich zugleich ein seltsames, scheues, zartes Gefühl und eine Höflichkeit, die ihn hätten aufmerksam machen müssen, wenn er sich ihrer deutlich bewußt, und nicht so frohlich leichtsinnig gewesen wäre.

Ein Blick von ihm, ein kleiner Wink mit den Augen, war hinlänglich, Emilien dahin zu bringen, daß sie ihre liebste Beschäftigung unterbrach, und nur auf ihn ihre ganze Aufmerksamkeit heftete. Verließ er das Zimmer, so ging auch sie einen Augenblick nachher hinaus, und suchte so lange, bis sie ihn gefunden hatte.



Beim Spazierengehen faßte sie seine Hand, und ließ sie nicht los, der Weg mochte so schmal werden, wie er wollte; und das alles nahmte sie, wenn der Major sie bisweilen mit Selbold neckte: Dankbarkeit.

Bester Onkel, sagte sie; ja, ich habe auf der Erde niemanden lieber, als den guten Selbold. Er ist mein Lehrer, mein Freund, mein Rathgeber; und wenn ich einmal gut werde, so habe ich es ihm zu verdanken.

Das fand der Major sehr lobenswerth. Er küßte Emilien dafür, und sagte: „habe du ihn nur lieb; wir lieben ihn Alle. Und Gott gebe, daß einmal dein künftiger Mann ein Mensch ist, wie Selbold!“ Niemand dachte daran, daß diese und ähnliche Neußerungen Gift für das Herz des Mädchens seyn könnten. Sie erregten freilich Anfangs keinen eigentlichen Gedanken bei Emilien; aber sie schärften ihre Gefühle, aus denen zuletzt Gedanken, sogar Vorsätze und Entschlüsse, wurden. Ihre Bonne sprach, wie schon erinnert worden ist, von nichts öfter und bitterer, als von dem Ahnenstolze, weil sie von dem so viel zu leiden hatte. Sie gab sich alle Mühe, Emilien's Herz gegen diesen so gewöhnlichen Fehler zu sichern,

sichern, und ging in ihrem Eifer wohl oft ein wenig zu weit. So erklärte sie, zum Beispiel, die Mißheirathen für Beweise von Verstand, von einem edlen, sich über elende Vorurtheile wegsetzenden Herzen; sie sprach davon so oft, bis ihre Schülerin begriff, was sie meinte und was sie andeuten wollte. Es war also natürlich, daß Emilien bei den Worten ihres Oheims: „Gott gebe, daß einmal dein künftiger Mann ein Mensch ist, wie Seibold!“ jene Aeußerungen über Mißheirathen wieder einfielen, und daß der Gedanke: du könntest ja einmal Seibolds Frau werden! bei ihr so klar wurde, wie er in der Seele eines Kindes werden konnte. — Kurz, in Emilien's Brust setzte sich der zarte Keim einer Liebe an, der um so schneller wuchs, da jedermann in Sollingen ihn recht absichtlich zu pflegen schien.

Seibold war den ganzen Tag bei ihr, las ihr vor, unterrichtete sie, lehrte sie die Harfe spielen, hatte sie dabei zwischen seinen Knien vor sich stehen, hielt sie in seinen Armen, nahm sie auf seinen Schooß, wenn sie stumm gewesen war, und küßte sie, wenn sie ihm mit kindlicher Unschuld die Wange streichelte. Er

gab ihr alle ihre Liebkosungen wieder, weil er nicht wußte, wie viel sie ihm gab. Der Onkel und die Tante neckten sie unaufhörlich mit ihrem lieben Selbold, den sie nie verließ, und gaben ihr den Rath, sich an ihn schmiegen zu lassen, damit sie ihn immer behielte. Der kleine Hennig zankte sich mit ihr in Scherz darüber, daß sie ihm Selbolds Liebe und nun auch seinen Unterricht entzöge. Kurz, es ging Allen in der Sollingischen Familie, wie es tausend Müttern mit ihren Töchtern geht: sie wußten nicht, was sich in dem Herzen des Mädchens regte. Emilie hatte aufgehört ein Kind zu seyn, und man hielt sie noch immer dafür.

Auch in ihren Kenntnissen machte sie unglaubliche Fortschritte; denn Selbolds Liebkosungen waren ja der Preis ihres Fleißes. Sie schrieb Aufsätze, die Selbold der Majorin mit Erstaunen zeigte; man bewunderte Emilie's hohes Gefühl in diesen Aufsätzen, ohne nur einmal auf den Argwohn zu fallen, daß diese Begeisterung etwas Unnatürliches in ihrer Seele voraussetzte.

Der Monath war verlaufen. Der Major erhielt von der Mutter noch einen Monath,

Dann wieder einen, und endlich ein ganzes Jahr. Er und alle Menschen im Hause wußten zuletzt nicht, wen sie mehr liebten: Emilien oder den kleinen Hennig; jeder aber wußte, daß Emilie nur Seibolden liebte: denn in der That schien sie allen Anderen nur deshalb freundlich zu begegnen, weil Seibold es wollte.

Seibold las mit ihr historische Schriften, vermied alle Dichter, und verbot ihr sogar, einen zu lesen. Emilie befolgte seinen Willen, so sehr es sie auch schmerzte, daß sie nicht genießen sollte, was ihr aus einigen von Hennig vorgelesenen Stücken, und aus der Erinnerung (denn ihre Gouvernante hatte schon Dichter mit ihr gelesen) so äußerst reizend war. Aber was bedurfte ein Herz, in welchem die Liebe so mächtig aufwuchs, eines Dichters? Hennigs Styl blieb protaisch, so viele Verse er auch las; und Alles, was Emilie schrieb, war Poesie, ob sie gleich nicht Einen Dichter in die Hand nahm. Seibold fürchtete den romantischen Schwung ihres Kopfes, dessen Ursache ihm verborgen blieb, und gab sich daher Mühe, ihren Charakter zu befestigen. Er suchte einen edlen Stolz in ihr zu erwecken, der das Leben wie eine Arinseltigkeit verachtet, und nur

die Erfüllung der Pflicht anerkennt; er erregte bei ihr allmählig tiefen Abscheu vor dem Genusse der groben Sinnlichkeit; er stellte es ihr als das höchste Glück vor, Herr seiner selbst zu seyn, sich nicht von seinen Gefühlen, noch weniger von seiner Sinnlichkeit, von Schmerz und Freude, beherrschen zu lassen. Der weichlichen Schwärmeret in ihrer Seele suchte er ein Gegengewicht in der stolzesten Größe zu geben. Er las ihr die Geschichte der Arria, der Portia, aller großen Römerinnen und Griechinnen vor. Was diesen ihr Vaterland gewesen war, dazu machte er bei Emilian die Pflicht, die Tugend; und sie fing von diesem Tage an, kalt, einfach zu werden: freilich in Kleinigkeiten, in Rindereien; aber was sie übersehen konnte, nahm den neuen Charakter an, den Selbold ihr geben wollte. Sie pußte sich nicht mehr: denn sie dachte an die Mutter der Gracchen; sie weinte nicht mehr; denn die edelsten Römerinnen hatten im Unglück keine Thräne vergossen; sie bestrebte sich, einfach und kurz zu reden: denn auch die Spartanerinnen hatten das gethan.

Selbst dieser Stolz, diese Kälte, wurde eine

neue Flamme in ihrem Herzen, und so betrog sie Selbolden aufs neue. Sie war stolz geworden, um jedes Hinderniß ihrer Liebe zu verachten, erhaben über Schmerz und Freude, um ihrem Freunde treu zu bleiben, kalt gegen das Meiste, weil es nicht zu ihrer Liebe gehörte. Selbold erstaunte über die Gewalt, die das Mädchen über sich selbst hatte.

Endlich kam der Tag der Trennung, so lange er auch verzögert war. Schon drei Tage vorher war der Major sehr ängstlich, weil er sich vor den Klagen des Mädchens fürchtete. „Gieb Acht,“ sagte er zu Hannchen, „es geht nicht gut, wenn Emilie von dem Selbold weg soll!“ Der Morgen war da. Emilie kam mit verwelkten Augen und bleich zum Vorschein. Selbold faßte ihre Hand, und sagte: es thut dir weh, Emilie, daß du uns verlassen sollst; aber es ist deine Pflicht. Mehr habe ich dir nicht zu sagen. — Emilie sah ihn starr an, und ihre Thräne stand. Sie sprach ernst, aber doch freundlich, mit ihrem Oheim. Als der Wagen vor das Haus fuhr, brach einige Male ein weinender Ton durch ihre Worte; und dennoch hielt sie sich wieder. Adieu! rief sie auf einmal, sprang die

Treppe hinunter in den Wagen, und rief dem Kutscher zu: fort! geschwind!

Alle im Zimmer sahen einander mit großen Augen an, und der Major sagte: „wahrhaftig! Seibold, Sie haben das Mädchen zu einem Manne gemacht, ohne an ihrer Seele etwas zu verderben.“ Seibold hatte sich an Emilien so gewöhnt, daß er die ersten Tage nach ihrer Abreise ganz zerstreuet und wie verlassen umherging. Wenn der Major neckend zu Hannchen sagte: „er ist eben so verliebt in Emilien, wie sie in ihn;“ so antwortete Seibold: ja, Herr Oberstwachmeister, ich habe nie einen Menschen so zärtlich geliebt, wie dieses Kind; aber Sie glauben auch nicht, welch eine große Seele in unsrer Emilie wohnt.

Frau von Halden hatte ihre Tochter nun seit einem Jahre nicht gesehen; denn sie kam nicht nach Sollingen, unter dem Vorwande, daß sie das Fahren nicht vertragen könnte, doch eigentlich, um die ehemalige Kammerjungfer nicht Frau Schwägerin nennen zu dürfen. Emilie war nun vierzehn Jahre alt; man hätte sie aber für funfzehnjährig angesehen: so ausgebildet waren jetzt alle ihre Züge. Die Mutter

erstaunte, als sie Emillen wieder sah, deren Gang etwas Edles, deren Stellung etwas Großes, und deren Gesicht etwas Stolzses bekommen hatte. Ihr war vor dem ersten Anblick ihrer Tochter sehr bange gewesen. Nun sollst du sehen, sagte sie in den letzten Tagen vor der Ankunft zu ihrem Manne, Welch ein Bauermädchen die Emille seyn wird! Zwei Jahre lang werde ich an ihr zu predigen haben, ehe man es ihr wieder ansieht, daß sie keine Pastoren-Tochter oder noch etwas Gemeineres ist! — So hatte sie geklagt; und nun trat Emille so edel in das Zimmer. Sie konnte ihr Vergnügen darüber nicht verbergen, und sagte: Ih! willkommen, liebes Mädchen! Mein Gott, Herzens-Kind, du bist ja wahrhaftig so schön geworden, wie die Venus. Ei, mein Himmel! Welch einen Gang hat das Mädchen! wahrhaftig, wie eine Königin! Hat denn der Schwager einen Tanzmeister da gehabt? Dreh dich doch einmal um! Aber, lieber Mann, so sieh doch her! du bist ja Vater! — Wahrhaftig, flüsterte sie halb laut; das Mädchen ist ein wahrer Engel! — Aber Emille! deine Hände! Hat dir denn der Geldhals, hätte ich bald ge-



sagt, der Onkel, nicht einmal Handschuhe gehalten? Herr Gott, deine Arme sind ja braun von Sonnenbrand! Das dacht' ich wohl! Aber wie vollständig das Mädchen geworden ist! Wahrhaftig Mädchen, nun muß ich bald aufs Brautbett denken.

So zufrieden die Mutter Anfangs auch gewesen war, so unzufrieden wurde sie nachher, als sie Emilien näher beobachtete. In das Mädchen war der Geist des Widerspruches gefahren, und eines sehr wunderlichen, mit dem sie nichts anzufangen wußte, der sie erbitterte, und doch zugleich furchtsam machte. Emilie verwarf z. B. gewisse Kleidungsstücke, und trug sie nicht. Fragte die Mutter: warum; so gab Emilie den Grund davon sehr ruhig an. Nun schalt die Mutter, nach ihrer Gewohnheit, und behauptete: man müsse es machen wie Andre; Mode sey Mode. Während die Mutter so sprach, änderte Emilie mit großer Ruhe das Kleidungsstück, von welchem die Rede war, nach ihrem Willen. Ihre Mutter fuhr auf, und Emilie sagte mit der größten Gelassenheit: „ich will gern gehorchen, liebe Mutter, sobald Sie nur einen einzigen Grund

anführen, warum Sie es so haben wollen; denn daß es Mode ist, gilt mir für keinen Grund. Auch das, was ich trage, ist Mode; und von zwei Moden wähle ich immer die bescheidenste und einfachste. — Dabei blieb es; denn zu einem Zanke ließ es Emilens Kälte nicht kommen.

Eben so ging es mit dem Bruder Karl. Dieser junge Mensch hatte gegen jedermann, selbst gegen Vater und Mutter, einen befehlenden Ton angenommen; aber Emilie wagte es, ihm nicht zu gehorchen. Ohne sich mit ihm in einen Streit einzulassen, sah sie ihn, wenn er den Herrn mit ihr spielen wollte, nur scharf an, und sagte ruhig: „du willst das; ich aber will das nicht!“ Am unbegreiflichsten war Karl dabei, daß sie ihm Gefälligkeiten erwies, die er gar nicht erwarten konnte, und oft zu einer Zeit, wo er sie sehr unhöflich behandelt hatte. Kurz, Emilie war ein seltsames Geschöpf, mit dem alle anderen Menschen im Hause sehr gut fertig werden konnten, nur die Mutter und der Bruder nicht. Die Mutter klagte ihrem Manne: sieh, da hat dein Bruder wieder eins von seinen edlen Stückchen

gemacht! - Emillen gegen mich und Karl auf-  
gehetzt! Das ist dein edler Bruder! Ein  
Teufel zwischen Eltern und Kindern!

Kam das Gespräch in Emillens Gegenwart  
auf den Oheim und den Bruder Hennig, so  
ließ sie ihre Mutter sagen, was sie wollte;  
mischte sich aber ihr Bruder hinein, so sah sie  
ihm ernst und scharf in das Gesicht. Schwieg  
er dann nicht bald, so sagte sie: „Karl, du  
bist ein armseliger Mensch. Eine einzige von  
den Tugenden des Onkels oder des Bruders  
würde dich schon achtenswerth machen.“ Dann  
fuhr Karl auf, und Emille, wenn man sie zu  
Worte kommen ließ, fing an ihre Behauptung  
mit vielem Feuer zu erweisen, ohne auf seine  
Schmähungen und Sticheleien etwas zu er-  
widern.

Das Seltsamste bei der Sache war, daß  
die Mutter, so sehr auch Emillens Betragen  
sie verdroß, es doch nicht wagte, sie hart zu be-  
handeln. Sie hob in einem solchen Zanke zwis-  
schen Emillen und Karl wohl einmal die  
Hand auf, und rief heftig: Emille! — Emille  
aber sah sie ruhig, doch ehrerbietig, an, und  
sagte: „ich bitte Sie, Mutter, behandeln Sie

mich nicht so! Ich sage meine Meinung, wie Karl die seinige. Ihre Liebe zu ihm kann ihn unmöglich berechtigen, mir zu befehlen, daß ich schweigen soll." Frau von Halden erröthete halb vor Zorn, halb vor Scham, ließ die Hand sinken, die sie schon aufgehoben hatte, hustete verlegen, und brach das Gespräch auf einmal ab. Der Vater schwieg, ob er gleich immer Emilien den Sieg wünschte, und die Familie saß dann einige Minuten unruhig und stumm neben einander.

Nach einer solchen Scene war indeß die Mutter immer bald wieder versöhnt, da ihre Eitelkeit durch Emilien so süße Opfer bekam. Hatte man Gesellschaft in Moorberg, und Emilie trat in das Zimmer, so erröthete die Mutter vor Verdruß über die einfache, prunklose Kleidung ihrer Tochter; allein nach einer halben Stunde war aller Verdruß verschwunden. Emilie gerieth bald in ein Gespräch mit irgend einem aus der Gesellschaft, der dann mit Aufmerksamkeit vor dem holden, schönen Mädchen stand, und ihr mit sichtbarer Ehrerbietung zuhörte. Sie sprach nur von alltäglichen Dingen: von der Natur, von den Armen im Dorfe, von der

letzten Feuerbrunst, von einem Unglücklichen, von ihrem Oheim, ihrer Tante, ihrem Bruder, und dem alten Hennig; aber welcher Mann hätte von diesem Lächeln, von diesem seelenvollen Blicke, von diesem schönen Mitleiden, von diesem himmlischen Entzücken ein Auge verwenden können!

Wenn die Mutter eine solche Unterredung bemerkte, so näherte sie sich mit großer Freundlichkeit, und horchte von der Seite auf jedes Wort, das Emilie sagte. Der Inhalt gefiel ihr nicht immer; doch sie vergaß das über die ehrerbietigen Antworten des Fremden. Hörte endlich das Gespräch auf, so trat sie zu dem letzteren, und fing an: Sie haben ja recht viel mit meiner Emilie geplaudert. Ich bedaure es, wenn Ihnen das Mädchen lange Weile gemacht haben sollte. Die Antwort des Fremden war dann für sie ein köstlicher Weihrauch, den sie mit langen Zügen in sich sog. Ihre Blicke begleiteten Emilien unaufhörlich, so lange die Gesellschaft da war; sie bewunderte die Sicherheit, mit der ihre Tochter sich überall zu betragen wußte, und ärgerte sich nur dann über sie, wenn irgend ein Anderer, oder gar ein

Mädchen, das große Wort nahm, weil Emilie dann sogleich schwieg, und auch nicht einmal eine höhnlische Miene machte.

Französisch sprach Emilie nie, wenn sie es anders vermeiden konnte, so viele Fertigkeit sie auch in dieser Sprache hatte, und so oft auch ihre Mutter ihr Gelegenheit gab, dadurch zu glänzen. Um sie zu zwingen, wurde oft ein armer Franzose aus der Nachbarschaft eingeladen; denn nur mit dem unterhielt sich Emilie Französisch, weil er das Deutsche sehr elend sprach.

Eben so wollte Emilie in Gesellschaft nie die Harfe spielen, die sie noch immer mit großer Begeisterung übte; und wurde sie ja einmal durch das Bitten der ganzen Gesellschaft dazu gezwungen, so spielte sie gewiß schlechter als sonst, und wußte dann das Gespräch so geschickt auf etwas Anderes zu bringen, daß man die Harfe bald wieder vergaß.

Dieses Verhalten hatte ihr Selbold empfohlen, dessen Rath sie auf das sorgfältigste befolgte. Sie stand in einem Briefwechsel mit ihrem Freunde, und erzählte ihm alles, ihr Betragen, ihre Gedanken, ihre Empfindungen. So ungern Selbold auch Briefe schrieb, so

ließ er doch keinen von Emilien unbeantwortet.  
 Er hielt es für seine Pflicht, sich des lieben  
 Mädchens auch jetzt noch anzunehmen, und  
 gab ihr Verhaltensregeln über ihr Betragen  
 gegen ihre Mutter, gegen ihren Bruder, und  
 selbst gegen ihre Bonne. Diese nahm Emilien  
 nach der Trennung von einem Jahre mit un-  
 beschreiblicher Liebe wieder auf; aber auch sie  
 fand ihre Schülerin gänzlich verändert. Das  
 natürliche Vertrauen, das Emilie sonst gegen  
 sie geäußert hatte, wurde in eine andere Form  
 gegossen: es war mehr das Vertrauen einer  
 Schwester, einer Freundin. Emilie schlug es  
 ihrer Bonne ein: für allemal ab, wieder Ro-  
 mane mit ihr zu lesen; doch die Träumereien  
 der schwermüthigen Erzieherin, die sie anzuhören  
 nicht umhin konnte, waren eben so schlimm,  
 und vielleicht noch schlimmer, als die Romane,  
 die sie ehemals zusammen gelesen hatten.

Emilie erzählte Seibolden freilich auch ihre  
 Unterredungen mit der Bonne; doch verschwieg  
 sie einen kleinen Umstand dabei: ihr Wohlge-  
 fallen an den Erzählungen derselben. Dagegen  
 wiederholte sie alles das, was Seibold über  
 diesen Punkt gesagt hatte, so natürlich, daß

er sehr ruhig wurde. Selbst Emilie wußte nicht, daß sie ihren Lehrer betrog.

Die heimlichen Zusammenkünfte fingen jetzt aufs neue an. Emilie hatte Selbolden so viel zu sagen, was sich ihrer Meinung nach gar nicht schreiben ließ; und er konnte also nicht umhin, sie von Zeit zu Zeit auf eine Stunde zu besuchen. Kam er, so war ihr Herz so voll, daß sie vor Freude jedes Mal vergaß, was sie fragen wollte, und ihn um einen neuen Besuch bat, damit sie sich erst wieder erinnern könnte.

Selbold hätte merken müssen, daß die Empfindungen des Mädchens mehr als Freundschaft waren, wenn er ein sinnlicher Mensch gewesen wäre. Emilie hatte jedes Mal, wenn er kam, schon eine Stunde auf ihn gehofft; sie stog ihm mit lautem Freudengeschrei entgegen, und war so unbeschreiblich zärtlich, so innig bewegt, so unruhig! Er fing sogar schon an, ähnliche Empfindungen zu haben, wenn er das Mädchen erblickte; aber diese Liebe war auf einem so seltsamen Boden gewachsen, daß vielleicht auch größere Kenner, als der fröhliche Selbold, der die einzelnen Verhältnisse so oft übersah, sich hätten täuschen lassen.



Emilie war noch immer ein Kind; wie konnte Selbolden auch nur träumen, daß sie ihm gefährlich wäre! Sie war reich, und von Adel; dieser Gedanke betrog ihn, wenn er über die Art seiner Empfindung nachdachte. Wäre Emilie von seinem Stande gewesen, so würde ihm wahrscheinlich doch einmal der Gedanke eingefallen seyn, vielleicht in der Zukunft durch den Besitz dieses Mädchens glücklich zu werden. Schon dieser Gedanke allein wäre dann hinlänglich gewesen, ihm die Stärke seiner Neigung zu Emilien zu zeigen; allein in seinem Verhältnisse konnte er ihn nie haben, und so blieb ihm die Art seiner Empfindung immer unbekannt.

Er war ein Enthusiast in der Freundschaft, und hier fand er ein Herz, das sich dem seinigen gänzlich hingab. Emilie ihrer Selts konnte gar nichts thun, ihren Freund mit seinen geheimen Empfindungen bekannt zu machen. Mit Hülfe ihrer Romane hätte sie freilich bald wissen können, daß sie mehr als Freundschaft für Selbold fühlte; allein er spottete über die Liebe, erklärte sie für versteckte Sinnlichkeit, und hatte seine Schülerin wohl hundertmal vor dieser Leidenschaft gewarnt. Um ihrem geliebten

geliebten Lehrer gefällig zu seyn, sprach sie wie er, nannte ihre Liebe zu ihm Dankbarkeit, Achtung, und glaubte ganz ehrlich, daß es nichts andres wäre. Da sie sich in dem Besitze ihres Freundes glücklich fühlte, so kümmerte es sie nicht, unter welchem Nahmen sie ihn besaß.

So wuchs diese Liebe, allen Menschen unbekannt; und nach und nach wurden durch sie die Herzen der beiden Liebenden so fest umschlungen, daß keine Gewalt sie wieder trennen konnte, ohne sie zu zerreißen. Vielleicht würden aber Zeit und Entfernung diese so seltsam entstandene Leidenschaft dennoch wieder zerstört haben, wenn nicht die Mutter selbst, ohne es zu wollen, der Tochter das süße Gift in dem schönsten Gefäße gegeben hätte.

Der alte Franzose lobte Emilien's Kenntniß der Französischen Sprache. Mais, gnädige Frau, sagte er in gebrochenem Deutsch, maken Sie lesen an Ihr' aimable Tochter niks als Französisch. Es ihr fehl niks par dieu, als zu vergeß totalement der Deutsch. Ihr Styl er is zu sehr kalt, trop diffus, niks genug animé. Attendez! sie muß lesen die besten auteurs françois, et au nom du ciel rien de se-

rieux, ettevas, wodurk sie sit forme für den sentiment. Ich komm zu erhalten ein Buch. A la verité is der auteur kein François de naissance, aber würdik geboren zu seyn à Paris. C'est la nouvelle Heloise. Machen Sie lern den Buch par coeur an Mademoiselle Emélie. Paris davon is enchanté. Quel style! Er surpasse all idée, all imagination. Ich es hab' erhalten von Bâle. C'est adorable, délicieux. Mademoiselle, ich geh es Ihnen zu schick. Sie werden seh, wie viel der Buch is schön! über all' expression!

„Was ist es denn für ein Buch?“ fragte Emille.

Un Roman, ma charmante Déesse: lettres de deux amans. O, Sie haben niemah geles' etwas Kleiches.

„Und werde es nicht lesen. Man hat mich vor dieser Lektüre gewarnt; sie ist ein verderbendes Gift.“

Gift? poison? Quel pédant Ihnen hat gesak das? Ich Ihnen sak, es hat kein Buch auf der Erde, das formir mehr den Styl als dies. Sie müß es lesen; Sie müß davon machen die lecture an Ihre Frau Mutter.

Das sollst du, Emilie, sagte die Frau von Halden, die freilich nicht viel Französisch mehr wußte. Ich brauche eben so gut noch Fort- hülfe in der Sprache. Man vergißt auf dem Lande alles. Schicken Sie es nur.

Der Franzose schickte es; aber Emilie dachte an Seibold, und war durchaus nicht zum Vor- lesen zu bringen. So sollst du es wenigstens an- hören, sagte die Mutter aufgebracht, und ließ die Bonne rufen. Da setze dich hin, Emilie! Lesen Sie, Mamsell! Und Karl, gib auch du Acht.

Die Bonne fing mit zitternder Stimme an. Emilie dachte: ich kann ja zuhören oder nicht. Wirklich überhörte sie auch die ersten Perioden; aber bald machte Einiges sie aufmerksam. Bei der Stelle im ersten Briefe: *J'ose me flatter quelquefois que le ciel a mis une confor- mité secrète entre nos affections, ainsi qu'entre nos goûts . . . Nous avons des manières uniformes de sentir et de voir; et pourquoi n'oserois-je imaginer dans nos coeurs ce même concert que j'apperçois dans nos jugemens* \*)? glaubte Emilie, Sei-

\*) Ich schmeichle mir zuweilen mit dem Gedanken, daß eine geheime Ähnlichkeit unserer Empfin-

bolden sprechen zu hören. — Die Bonne las weiter:

Quelquefois nos yeux se rencontrent; quelques soupirs nos échappent en même temps; quelques larmes furtives . . . ô Julie! si cet accord venoit de plus loin . . . si le ciel nous avoit destinés . . .\*)! Emilie horchte mit stiller Aufmerksamkeit, und seufzte. Der Brief fing an, Selbolden und sein Betragen gegen sie, wenn er bei ihr war, so genau zu beschreiben, daß sie in große Bewegung gerieth. Der zweite und dritte Brief setzte sie in noch größere Bewegung. Es war ihr, als ob Selbold an sie schriebe. Die Illusion wurde so stark, daß sie aufstehen wollte, um ihre Theilnahme zu verbergen; die Mutter befahl ihr aber, sitzen zu bleiben. Die Bonne las weiter. Emilie, die kaum zuzuhören schien, vers

dungen, unserer Neigungen, unsers Geschmacks da ist. Wir denken, wir sehen auf Eine Weise. Ach, lassen Sie mir den Gedanken, daß auch unsere Herzen ähnlich fühlen.

\*) Zuweilen begegnen sich unsere Blicke. Sie seufzen, wenn ich seufze; eine verstoßne Thräne in Ihrem Auge — Ach, Julie, wenn der Himmel uns für einander bestimmt hätte!

schlang alle Worte; und jedes entzündete ein neues Gefühl in ihrem Herzen, ein neues Licht in ihren Ideen. Als die Mutter anfang lange Belle zu bekommen, und das Vorlesen aufhören mußte, ging Emilie schweigend mit der Bonne auf ihr Zimmer; und jetzt fühlte sie zum ersten Male bestimmt, daß Sie Selbolden liebte, wie Julie ihren Lehrer.

Sie stand am Fenster, und sah durch die Scheiben. Die Bonne fragte: was ist Ihnen? und Emilie antwortete in einem weinenden Tone: *puissances du ciel! j'avois une ame pour la douleur, donnez-m'en une pour la felicité\**)! Mit diesem Ausrufe warf sie sich heftig um den Hals ihrer Bonne, doch ohne sich zu erklären.

Am folgenden Abend las die Bonne weiter. Bei dem elften Briefe sagte Karl: wenn das meine Schwester wäre, so sperrte ich sie ein; und den albernen Menschen von Liebhaber ließ' ich mit Hunden aus dem Hause heßen.

„O, du elender Mensch!“ sagte Emilie. Sie sprang auf, und setzte sich in dem Augenblicke

\*) Mächte des Himmels! ich hatte eine Seele für den Schmerz; gebt mir auch eine für die Freude!

wieder. Die Mutter nahm Karls Parthei, Emilie vertheidigte Julien mit Hitze; und dennoch ließ die thörichte Mutter weiter lesen, nachdem sie Emilien eine Närrin gescholten hatte.

Bei der Stelle: c'est pour cela, qu'on a dit que l'amour faisoit des Héros \*)! schlug Karl ein lautes Gelächter auf. Schnell sah die Mutter Emilien an. Diese schwieg mit einem stolzen, verachtenden Blicke; sie fühlte, welche Stärke sie durch ihre Liebe, ohne sie zu kennen, schon bekommen hatte. Nun, sagte die Mutter, was das auch für Zeug ist!

Emilie konnte nicht länger schweigen. „Man muß,“ sagte sie, „wenigstens ein Mensch seyn, um durch etwas ein Held zu werden. Karl wird nie einer, durch nichts, durch gar nichts.“ — Durch die Liebe wahrhaftig nicht, antwortete Karl mit einem noch lauterem Gelächter; ich wüßte auch nicht, wie das zugehen sollte. — „Ich aber fühle, wie es zugeht!“ antwortete Emilie; und die thörichte Mutter ließ weiter lesen.

Bei dem vierzehnten Briefe sagte Karl: mein Gott, welch ein lächerlicher Lärm um

\*) Daher hat man gesagt: die Liebe macht Helden.

einen Kuß! — Emilie ließ das Köpfchen auf den Busen sinken, ohne ein Wort zu erwidern. Sie hörte nach diesem verführerischen Briefe nicht mehr recht zu, versank in tiefe Träumereien, und seufzte laut; aber dennoch ließ die Mutter weiter lesen, sogar bis zu dem drei und funfzigsten Briefe. Nein, sagte sie; das wird doch allzu arg! Wie kann der Franzose mir und Emilien ein solches Buch empfehlen! Ja, Emilie, machtest du mir solche Dinge, ich wüßte nicht, was ich thäte! Die Julie ist ein liebes Mädchen, trotz ihrem schönen Geschwätze. — So sprach die Mutter eine Zeitlang fort, um den Eindruck in Emilien's Phantasie wieder zu vertilgen; aber es war schon Gift in des Mädchens Herzen, obgleich ein andres, als die Mutter dachte. Emilie war nun mit allen ihren Empfindungen im Hellen; sie wußte, daß sie Seibolden liebte, und zweifelte nicht, daß sie von ihm wieder geliebt würde. Hätte Seibold nur eine Ahnung von dem gehabt, was mit seiner Schülerin vorging, so würde er jeder Zeile in ihrem nächsten Briefe die Leidenschaft angesehen haben, womit er geschrieben war. Sie hütete sich wohl, das Wort Liebe zu brauchen,



und schrieb anstatt dessen: Freundschaft, Uebereinstimmung der Seelen; aber Alles war so feurig gesagt, daß selbst Seibold den Kopf ein wenig dabei schüttelte, und, als er dem Major den Brief vorlas, die Bemerkung machte: das Mädchen mischt doch überall ihr Herz mit in's Spiel!

Der Major erwiderte: „wenn es nur nicht Heuchelei ist, lieber Seibold! Die Worte sind gar zu hübsch gesetzt, und so viel Ach und Weh, hätte ich bald gesagt, dazwischen, daß man denken sollte, sie nähme auf immer von Ihnen Abschied.“ — Heuchelei ist es gewiß nicht, behauptete Seibold mit einer Art von Hitze. — „Nun, so muß sie einmal dem Bruder Toffel über die Weinflasche gekommen seyn; denn so schreibt kein Mensch bei kaltem Blute.“

Der Major traf beinahe die Wahrheit. Wäre er mit einer anderen Liebe als der seinigen, die eben nicht viel hatte seuffzen dürfen, bekannt gewesen, so würde er Seibolden das Geheimniß verrathen haben; doch jetzt blieb es bei diesen wenigen Worten.

Als Seibold Emilien das nächste Mal besuchte, empfing sie ihn mit einer unruhigen,

blöden Hestigkeit, mit einer zärtlichen Zurückhaltung. Er hätte wenigstens jetzt merken sollen, daß es nicht mehr war wie ehemals, wo sie ihm lachend in die Arme hüpfte und ihn küßte. Als er sie heute, wie er gewohnt war, in seine Arme nahm, erröthete sie, und ihr Busen klopfte stärker. Theils fühlte sie, was Saint - Preux bei dem ersten Kusse seiner Geliebten empfand; Theils überredete sie sich, alle die Empfindungen zu haben, welche Rousseau beschreibt, und bekam sie nach und nach wirklich.

Sie war die ganze Stunde über, welche Selbold bei ihr blieb, so heftig, so in sich versunken, so mit sich beschäftigt, und dennoch so zärtlich, daß sie ihrem Freunde ihre Leidenschaft mittheilte. Selbold empfand jetzt zum ersten Male, daß er ein Mädchen im Arme hielt. Er fühlte sich bewegt, ohne zu wissen, warum. Das alte Vertrauen erstarb mitten unter Emillens Liebkosungen; in dessen Stelle trat eine gewisse Scheu, mit Achtung gemischt, und das „Du“ wollte nicht mehr von seinen Lippen. Nie hatte er weniger, nie schlechter mit Emillen gesprochen, als heute, und nie war ihm die Zeit schneller vergangen. Das Mädchen kam ihm jetzt schö-

ner vor als sonst, ihre Figur schlanker, edler, lieblicher, ihr Arm runder. Er sagte sich selbst heimlich zum ersten Male: es ist ein schönes Mädchen!

Schon die kleinste Hoffnung, die fernste Aussicht, Emilien einmal die Seinige nennen zu dürfen, würde ihn bald über das, was in ihm vorging, belehrt haben; aber ihr Geburtsrang ließ ihn nicht zur Entwicklung seiner Gefühle kommen. Zwar verträumte er die eine Hälfte des Weges nach Sollingen, und fühlte ein gewisses Verlangen, eine gewisse Sehnsucht nach Emilien; aber auf der andern kam er nach und nach wieder in seine gute Laune.

Emilie ihrer Selts kehrte mit dem brennenden Pfeile im Herzen zurück; sie nahm die Heulose, die noch auf dem Tische ihrer Mutter lag, und las auf ihrem Zimmer den ersten Band zu Ende. Das Buch that die größte Wirkung auf ihr Herz; und nicht lange, so brannte ihre Liebe zu Seibold in hellen Flammen. Zu gleicher Zeit fühlte sie, daß sie entschlossener sey, und für den Besitz ihres Geliebten mehr thun könne, als Julie. Sie faßte den Entschluß, nie die Gattin eines andern

Mannes zu werden, als Seibolds, und zwar mit der ganzen eigensinnigen Festigkeit, deren sie bei ihrer Mutter so sehr bedurfte.

Jullens Lage war der ihrigen so auffallend ähnlich, daß sie die glühenden Briefe beinahe Seite für Seite auf sich und Seibold anwenden konnte. Auch sogar eine Claque war da, sobald Emilie nur wollte: die Bonne. Es fehlte an dem ganzen Romane, der schon in des Mädchens Kopfe lag, weiter nichts, als ein Brief, worin Seibold ihr seine Liebe entdeckte; doch auf den wartete sie noch immer vergebens. Sie hatte schon vorher geglaubt, daß Seibold sie liebe; aber seit dem letzten Besuche konnte sie nun gar nicht mehr daran zweifeln: denn warum wäre er sonst so stumm, so in sich gekehrt gewesen? warum hätte er sie so verstoßen, so heimlich zärtlich angeblickt? Er liebt mich, sagte sie vor sich allein; ja, er liebt mich! Und bald wird die schöne Stunde kommen, da ich eben so glühende Briefe von ihm in den Händen habe, wie Julie sie von ihrem Geliebten erhielt. — Ihre Erwartung war so zuversichtlich, daß sie den nächsten Brief von Seibold mit einem geheimen Beben erbrach.

Sie las ihn mit fliegenden Blicken, und — schlug ihn innig betrübt, empfindlich sogar, wieder zusammen; denn er enthielt nichts als die Beschreibung von einem Familienfeste, das man in Söllingen an Hennigs Geburtstage gefeiert, und einige moralische Bemerkungen über Geburtstage, in denen Selbold sich ganz seiner guten Laune überlassen hatte. Sie studierte bald nachher den Brief recht eifrig durch, um irgend eine Wendung zu finden, die seine Liebe verriethe. In der That fand sie Liebe genug darin, aber nicht die, welche sie wollte. Selbold nannte sie: meine Tochter. Sie hatte sonst das Wort mit Freude von ihm gehört; doch jetzt war es ihr zuwider. „Meine Freundin,“ sagte er zwar auch, aber in einer so scherzhaften Wendung, daß da sogar die Worte „meine Geliebte“ ohne alle Bedeutung geblieben wären.

Jetzt weinte das funfzehnjährige Mädchen die erste Thräne des süßesten Unglücks; und doch fand sie endlich das Mittel, den Faden ihrer schönen Romanenträume, den der kalte Brief zerrissen hatte, wieder anzuspinnen. „Der Brief,“ dachte sie, „ist kälter, als irgend einer, den er mir je geschrieben hat. Warum kälter? Ist das

nicht Verstellung? Hält ihn nicht vielleicht mein Stand zurück? Fürchtet er sich vielleicht, mich unglücklich zu machen? Denn — habe ich nicht seine Liebe in seinen Augen gelesen?" Sie versank in ihre Phantasieen, überredete sich bald, Seibold handle aus edlem Stolze so, und hängte sich deshalb nur noch fester an ihn. Jetzt sah sie schönen Tagen entgegen: dem herrlichen Schauspiel eines Kampfes zwischen seinem Edelmuthe und seiner Liebe. Sie freuete sich auf den Augenblick, da er, von dieser mächtigen Leidenschaft überwältigt, ihr zu Füßen sinken würde.

Seibold kam, fast gegen ihre Erwartung, zu der bestimmten Zeit, und ging mit seinem frohen, arglosen Gesichte auf sie zu. Sie flog ihm mit ihrer leidenschaftlichen Herzlichkeit entgegen. Nach einer halben Stunde, in der sie wegen seiner unbefangenen Fröhlichkeit sogar ein wenig mit ihm gemault hatte, wurde er wieder unruhig, nachdenkend, wortarm. Schon stieg der Erlumpf der Liebe in ihr Auge; aber Seibold nahm Abschied, nannte sie wieder „seine liebe Tochter," und verließ sie, ohne sich nur mit einem Worte verrathen zu haben.

Sie ging, mit Kopfschütteln über seine Hart-

nächtigkeit, nach Hause. Zwar machte seine Unruhe sie gewiß, daß er sie liebte; aber — ein junges Herz ist ungeduldig. Sie wollte den Geliebten zu ihren Füßen sehen, seine Wunden, seinen Kampf endigen, und an seiner Brust die süßen Worte: ich liebe dich! hören und sagen: Tausend Gründe geboten ihr, der Sache ein Ende zu machen. Sie setzte sich nieder, ihm zu schreiben, und nahm mit der Kühnheit einer glühenden Phantasie die Feder; aber schon den ersten Zug ihrer Hand führte die jungfräuliche Scham, die züchtige Furchtsamkeit. Der Brief wurde kälter, als irgend einer von allen, die sie ihm je geschrieben; und dennoch glüheten ihre Wangen bei den undeutlichen Winken, die sie ihm von ihrer Liebe gegeben hatte. Sie zerriß den Brief, und warf jetzt sogar einen Blick auf die Schwierigkeiten, die ihrer Liebe entgegen standen.

Ein Gedanke an ihre stolze Familie blieb nicht ganz ohne Wirkung in ihrem Herzen. Seibold hatte zu oft mit ihr von den Pflichten, die sie ihren Eltern schuldig sey, gesprochen. Emilie, sagte er, deine Mutter haßt dich nicht, wie sie Hennigen haßt; sie liebt dich nur nicht

so herzlich, wie Karl: doch bei dem allen mehr, als du je mit dem pünktlichsten Gehorsam, mit der größten Dankbarkeit verdienen kannst. Suche ihr Herz durch Gehorsam und Geduld zu gewinnen. Ehre ihre Parthelligkeit, und zeige ihr, daß du wenigstens ihre Liebe gern verdienen möchtest, und daß es nicht an dir liegt, wenn du sie nicht hast.

Daran erinnerte sich Emilie; und nun fing sie wenigstens an zu zweifeln, ob sie gleich Entschuldigungsgründe genug zu haben glaubte. Sie beschloß am Ende, unthätig zu bleiben und die Sache dem Zufalle zu überlassen. Das thut ja der Mensch fast immer, wenn er vermuthet, daß der Zufall ihn begünstigen werde.

Emilie fand auf diese Art ihr Gewissen beruhigt, warf die Feder weg, nahm sich vor, Selbolds Erklärung ruhig abzuwarten, und hoffte, dennoch bald an das gewünschte Ziel zu kommen. Als Selbold sie das nächste Mal wieder besuchte, machte sie über sich, und wurde dadurch kalt, selbst kälter, als sie seyn wollte. Er war und blieb heiter, scherzte und lachte eine Stunde lang, und kehrte dann zurück, ohne ihre Hoffnung erfüllt zu haben. Emilie



ging kessinnig nach Hause. Jetzt dachte sie zum ersten Male ernstlich: wie, wenn Seibold mich nicht liebte! Wenn das bei ihm weiter nichts als Freundschaft und väterliches Wohlwollen wäre! Sie sann über Seibolds Betragen nach. Konnte die Unruhe, die er gezeigt hatte, nicht bloß durch ihre Heftigkeit veranlaßt worden seyn? Hatte er nicht so oft erklärt, daß er die Leidenschaft der Liebe verachte? Ihr ganzes Glück stürzte bei diesen Vorstellungen zusammen. Sie sank von dem so süßen Stolze, die Geliebte des edlen Seibold zu seyn, auf einmal zu der Beschämung hinab, sich vielleicht abgewiesen zu sehen. Ihr ganzes Herz wurde im Innern sehr heftig angegriffen. Sie erschrak vor sich selbst, bedeckte ihr Gesicht vor Scham, und wünschte jetzt nichts mehr, als daß nur Seibold ihre Leidenschaft nicht schon bemerkt haben möchte. Bei dem allen überredete sie sich noch immer, daß sie Seibolden liebe, wie Julie ihren Lehrer. Den Gedanken, daß Rousseau's Heloise und die Romane ihrer Bonne zum Theil diese Leidenschaft in ihrem Herzen rege gemacht hätten, warf sie weit von sich, so oft er auch wiederkam.

In

In diesem Augenblicke fehlte Emilien nur eine Mutter, zu der sie Vertrauen haben durfte, um zu dem Gefühl ihrer Thorheit zu kommen. Warum können die Mütter gewöhnlich nichts als die ersten Gefühle ihrer Töchter verspotten oder verdammen? warum nicht mit Güte die erwachende Leidenschaft leiten, deren Allmacht sie selbst aus ihrer Jugend her kennen? — Emilie mußte alle ihre Sorge, ihre Angst, ihre Hoffnung, ihre Scham, ihre Entschlüsse, tief in ihre Brust vergraben. Ihren einzigen Freund, Selbold, dem sie sich sonst in kleinen Verlegenheiten anvertrauet hatte, konnte sie gerade am wenigsten zu Rathe ziehen. So stand sie ganz allein da mit ihrer glühenden Leidenschaft, die eben durch das Verheimlichen alle ihre Gefühle noch immer stärker entflammte; und sie glaubte nun sehr unglücklich zu seyn, weil sie ihre Liebe für ewig hielt, obgleich diese Leidenschaft bei ihr vielleicht wenig mehr war, als das erwachende Gefühl, durch ihre Phantasie belebt. Sie nahm sich zuletzt vor, Selbolden nicht wiederzusehen; und dieser Entschluß beruhigte sie ein wenig.

Das alles dachte sie in der ersten Hitze, den

Abend nachher, als Selbold in Moorberg bei ihr gewesen war. Am folgenden Morgen wunderte sie sich, daß sie noch so gesund aufstand, und so süß geschlafen hatte. Sie begriff nicht, wie man so unglücklich und dennoch so ruhig seyn könne. Ihre herben Gefühle waren milder geworden; jetzt verschaffte die Hoffnung sich wieder Gehör, und sagte ihr, daß auch in dem schlimmsten Falle ihr Unglück doch mit einer geheimen Süßigkeit verbunden seyn würde. Sie gerieth bald wieder in ihre lieben, romantischen Träumereien; und ehe noch der zu Selbolds Besuchen gewählte Tag kam, war der Entschluß, ihn nicht wiederzusehen, rein aus ihrer Seele verschwunden. Sie ging, ohne einmal daran zu denken, in die Birken. Selbold kam, als sie schon einige Zeit gewartet hatte, sehr eilig, sagte bestürzt: gehen Sie, Emilie! und sprang wieder über die Mauer, ohne nur ein Wort von ihr angehört zu haben. Sie kehrte langsam, über diesen Vorfall sinnend, zurück, und trat in das Zimmer ihrer Mutter, als Selbold so eben mit einer Bestellung fertig war, die ihm der Major aufgetragen haben sollte.

Emilie erschrak; und auch er schlen in Ber-

legenheit zu seyn, als er sie erblickte. Sie fragte: wollen Sie wohl ein Buch an die Tante mitnehmen? Als er sich verbeugte, ging sie, in der Meinung, daß er ihr folgen würde; allein er kam nicht, und sie mußte das Buch bringen. Er steckte es ein, und empfahl sich dann. Im Weggehen fragte ihn Emilie, doch so, daß ihre Mutter nichts hörte: wann Seibold? — Niemals! antwortete er. — Niemals? erwiderte sie, und wurde bleich. — Niemals, Emilie! wiederholte er; ich war unbesonnen! Mit diesen Worten verließ er sie.

Jetzt! jetzt! rief sie auf ihrem Zimmer mit blitzenden Augen, weil sie Seibolds Worte für eine Liebeserklärung hielt. Sie triumphirte; aber wie kleinlaut wurde sie, als er am folgenden Tage ihr in einem Billet die Sache erklärte! „Indem ich, schrieb er, gestern auf das Birkenwäldchen zu ging, kam der Gärtner. Er sah mich an, nahm den Hut, und sagte lächelnd: Fräulein Milchen ist schon da. — Es war in der That unbesonnen von uns Beiden, daß wir einander so oft heimlich sprachen, ohne daran zu denken, daß diese Besuche endlich bekannt werden mußten. Je mehr ich überlege, liebe

Emilie, desto mehr finde ich, daß dein Lehrer noch immer nicht von seinem alten Fehler, nur sein Herz, und nie die Welt zu fragen, befreiet ist. Es hätte nicht Einmal seyn sollen, Emilie. Eine Heimlichkeit, die ein Mädchen hat, und sey es auch mit ihrem väterlichsten Lehrer, ist bis in das vierzigste Jahr Unrecht.“

Der ruhige Ton in diesem Billet stach gegen das, was Emilie erwartet hatte, sehr auffallend ab. Seibold machte den heimlichen Besuchen ein Ende, ohne nur mit einem Worte darüber zu klagen, daß er es thun mußte: gerade, als ob diese Besuche die gleichgültigste Sache von der Welt gewesen wären. Die arme Emilie fühlte sich unglaublich beschämt und gedemüthigt; indeß war sie nicht eitel genug, unwillig über Seibold zu werden: sie wurde es nur über sich selbst, und war in sich zurückgezogen. Doch das süße Gift der Sehnsucht nach Liebe hatte ihr Wesen zu stark durchdrungen, als daß jene kleine Beschämung im Stande gewesen wäre, sie gänzlich zu heilen.

Um diese Zeit kam eine junge Dame zum Besuche nach Moorberg, und zwar zu Pferde. Man sprach mit ihr viel über das Kelten der

Frauenzimmer; und kaum war sie wieder fort, so beschäftigte Frau von Halden sich mit dem Gedanken, daß auch ihre Tochter reiten lernen sollte. Emilie ergriff diese Vorstellung mit großer Begierde, und machte sogleich einige Versuche, die sehr gut gelangen. Frau von Halden sagte: ein schönes Reitpferd könnte der Onkel dir wohl geben! und es wurde beschlossen, daß Emilie nach Sollingen hinüber reiten und den Onkel auf gute Art um ein Pferd bitten sollte.

Das war es eben, weshalb Emilien das Reiten so viel Vergnügen machte. Sie ritt mit ihrem Bruder nach Sollingen. Der Major empfing sein Mädchen mit einem Freudengeschrei; der alte Hennig rief ihr sein Hussah! zu; der Bruder Hennig hob sie vom Pferde, und Selbold hing mit leuchtenden Augen an der edlen Figur des schönen Mädchens. Bald warf der Major seinen Blick auf das Pferd, und rief: „den Goldfuchs, Hennig! Auf dem Kameele muß das Kind sich ja Angst und Weh reiten. Die Knauserel sieht doch aus allem hervor, was sie in Moorberg machen. Einem solchen Mädchen, meiner Nichte, den Gaul zu geben! Mädchen, den Goldfuchs sollst du haben.

Du wirst sehen, wie der tanzt! Laß mir doch auch meinen satteln." Seibold rief nach seinem Schwarzen, und Hennig forderte seinen Springer. Alle saßen bald zu Pferde; aber nun fand sich, daß Milken den Goldfuchs nicht bändigen konnte. „Das ist nichts!“ sagte der Onkel; „du mußt ein Paar Wochen hier bleiben, bis du mit dem Thiere bekannter bist.“

Karl wollte vom Dableiben nichts hören. — „So reite du nach Hause, und sage deiner Mama, daß Emilie den Schwanzriemen nicht von dem Zügel zu unterscheiden weiß, daß sie so krumm auf dem Pferde sitzt, als hinge sie einem alten Manne auf dem Rücken, daß Reiten kein Tanzen ist, daß, wenn sie den Goldfuchs haben will, sie ihn auch muß regieren können, und so weiter. Das sag du deiner Mama, und grüße von uns schärestens.“ Karl trabte nach Hause; und die glückliche Emilie, für die sogleich in der nächsten Stadt ein sehr prächtiges Reitkleid bestellt wurde, ritt nun alle Tage mit dem Ohelm, den beiden Hennigen, und dem geliebten Seibold, im Felde umher, spazieren.

Als sie sich zum ersten Male in dem engen, prächtigen Reitkleide zeigte, bemerkte sie mit frühe

lich pochendem Herzen, daß Seibold's Blick auf ihr hing: nicht lächelnd, wie die Blicke ihrer Verwandten, sondern verdunkelt, verstoßen, heimlich. Seibold näherte sich ihr furchtsam von der Seite, und redete sie nicht mit dem Tone an, wie sonst. Als Emilie sich muthig auf den Goldfuchs schwang und leicht dahin tanzte, erhoben die Andern ein Freudengeschrei; Seibold aber ritt düster an ihrer Seite daher, hielt kaum den Zügel, und betrachtete sie mit langen, heimlichen Blicken. Er blieb immer neben ihr, und sie las in seinen Augen den Wunsch, daß sie den Major und ihren Bruder dahin sprengen lassen und mit ihm zurückbleiben möchte; aber dennoch sprach er fast nichts, hob jedes Mal, wenn er einige Worte sagte, mit einem tiefen Seufzer an, und brach ab, ohnte geendigt zu haben. —

Emilie fühlte jetzt mit geringerem Trümpe, aber mit mehr Wohlwollen für Seibold, daß sie ihm nicht gleichgültig war. Ihr Herz schlug hoch vor Liebe, und sie gereth neben ihm in süße Träumereien, die vorthellhafter für ihn sprachen, als er selbst es gekonnt hätte. Der Major kam zurück. „Aber,“ rief er



lachend, „reiten die Belden nicht, als ob sie zur Leiche ritten? und sehen sie nicht aus, als ob sie sich gezankt hätten?“ Sie erschrafen Beide, und ritten nun mit den Anderen nach Hause. Das Vertrauen zwischen Emilien und Selbold hatte aufgehört; er umfaßte sie nicht mehr, wenn sie bei ihm auf dem Zimmer war, und zog sie nicht mehr in seine Arme, an seine Brust, auf seine Kniee. Der Grund von dem Allen war, — weil ihr das Reitkleid so schön saß.

Emilie ging in den Garten, und Selbold folgte ihr nach einer kleinen Welle mit zögernden Schritten. Er erröthete, als sie sich ihm näherte. Sie hängt sich in seinen Arm, wie sonst; aber zu einer Unterredung kam es nicht, so lange sie auch gingen. Der Major begriff nicht, wie man so lange, ohne müde zu werden, gehen könne. Was würde er gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß Beide nicht zehn Worte mit einander gesprochen hatten!

Selbold fühlte jetzt weit mehr, als vorher, daß Emilie äußerst reizend war. Ihre edle Figur, die sich in dem ungeschnürten engen Kleide so deutlich zeigte, und ihr jugendlicher Bu-

sen, der sich mit einem Seufzer hob, wenn sie das Auge auf ihn warf, erregten in seiner Brust so starke unbekannte Empfindungen, daß er es nicht wagte, seinen Blick wieder gerade auf sie zu richten. Freilich nannte er seine Empfindungen nicht Liebe. Aber, dachte er, ich würde das reizende Mädchen unendlich lieben, wenn sie von meinem Stande wäre. Er fühlte nicht, daß dieser Gedanke kein anderer war, als der: ich liebe sie unendlich.

Lange konnte eine Täuschung hier nicht dauern. Selbolds Zustand wurde peinlich, und er merkte nur allzu bald, daß er Emilien, trotz ihrem Geburtsrange, liebte. Er bebte vor diesem Gedanken, zumal als er noch hinzu dachte: „und Emilie liebt auch mich!“ Ob er vor Schmerz oder Entzücken bebte, davon wußte er sich keine Rechenschaft zu geben.

Er rieb wohl hundertmal die Falten von seiner Stirn; und immer kamen sie wieder. Es geht so nicht! sagte er endlich. Ich will Mittel ersinnen, mich von der verderblichen Leidenschaft zu befreien; und meine rasende Phantasie stellt mir weiter nichts dar, als Wege, zu dem Besitze des Mädchens zu gelangen.

Er sah bald, daß er unmöglich Emillen je die Selnige nennen könnte, ohne sie dem Haffe ihrer Verwandten auszusetzen, ohne sie aus dem väterlichen Hause zu entführen, oder sich mit ihr den Zufällen eines umher irrenden Lebens Preis zu geben. Emille, das fühlte er wohl, würde einen solchen Schritt nicht unrecht finden; und auf des Majors Unterstützung, wenn auch nicht auf dessen Beifall, glaubte er doch am Ende rechnen zu können. Seine Phantasie mahlte sogar einen Rand von Rosen um das Bild seiner Flucht mit Emillen: aber er war gewohnt, seiner Vernunft den Urtheilspruch über seine Handlungen zu überlassen; und diese erklärte die Sache für ein Bubenstück.

Zwar zog er bei diesem harten Urtheile die Stirn in Falten; aber dennoch hielt er sich daran. Und sollt' ich auch, sagte er entschlossen, noch einmal mit meinem Hunde und meinem Schatten eine Wanderung über die Erde anfangen — bei Gott, lieber damit, als mit Emillen! lieber so, als mit einem Bubenstücke auf dem Gewissen!

So weit war die Verhandlung recht gut gegangen; und nun kam es zu der Ueberles-

gung, welche Mittel die besten wären, sich selbst und das Mädchen zu heilen. Sich selbst — daran verzweifelte er sogleich. Aber Emmillen! Es gab kein anderes Mittel, als ihr alle Hoffnung zu nehmen. Er wollte kalt, heiter, lustig scheinen, Poffen treiben, wenn sie seufzte, lachen, wenn ihr eine Thräne in das Auge stiege, tanzen, wenn sie mit dem langsamen Schritte der unglücklichen Liebe daher träte. Das war leicht beschlossen; aber die Ausführung wurde ihm schwerer, als er gedacht hatte.

Er ging zu dem Major, wo Emille sich befand. Heute mußte er nach Einfällen suchen; und überdies sagte er sie mit einer gewissen Bitterkeit, deren man an ihm gar nicht gewohnt war. Er machte Poffen, so gut es gehen wollte; doch wenn nun Emille auf ihn trat, ihm die Hand reichte, und mit rührendem Tone „Seibold!“ zu ihm sagte: so stand er da, als sollte er zum Tode gehen. Nicht lange, so fühlte er, daß es am besten wäre, ihre Gegenwart zu meiden; und das that er, so schwer ihm auch jeder Schritt wurde, durch den er sich von ihr entfernte.

Lange hätte er auch das nicht ausgehalten;

es war also ein Glück, daß Emilie einen Boten bekam, der sie nach Moorberg rief. Auch für Selbold wurde sein Pferd gesattelt. Er stand am Fenster, wollte, und wollte wieder nicht, nahm den Hut, warf ihn weg, und machte verdrießliche Gesichter. Endlich ging er ohne Hut, und blinkend, hinunter. Ich habe mich stark am Fuße beschädigt, sagte er, und muß zu Hause bleiben. Emilie näherte sich ihm, um Abschied zu nehmen; er sah vor sich nieder. Sie reichte ihm ihre Hand; er nahm sie, als wollte er sie nie wieder loslassen. Der Major rief endlich: „aber, sagt mir nur, wie lange nehmt Ihr denn Abschied! So setze dich doch auf, Emilie!“

Emilie zog ihre Hand zurück, und Beide sahen sich an, als sollten sie sterben. Selbold ging, als Emilie mit den Uebrigen weggeritten war, auf sein Zimmer, warf sich mit Heftigkeit auf einen Stuhl, und rief: sie ist fort! sie ist fort! Er wäre beinahe hinunter gelaufen, um nachzureiten, wenn er sich nicht vor den Spöttereien des Majors gefürchtet hätte.

Doch nach vier und zwanzig Stunden war er schon um vieles ruhiger. Er rief wohl noch Emi-

liens reizendes Bild in seine Phantasie zurück,  
 und träumte sich stundenlang an ihre Seite, in  
 ihren Arm; aber dabei blieb es auch. „Pfui!“  
 sagte er zu sich selbst; „welch ein verächtlicher  
 Mensch müßte ich seyn, wenn ich des Mädchens  
 Leidenschaft nähren wollte!“ So viel es ihm  
 auch kostete, er beantwortete Emiliens lange, see-  
 lenvolle Briefe, in denen die Leidenschaft sehr  
 deutlich sprach, dennoch nur mit einigen kurzen,  
 bloß höflichen Worten. Er tadelte ihre Spötte-  
 reien über ihren eigenen Stand, als eine Un-  
 dankbarkeit gegen die Vorsehung, als überspannte  
 Romanenideen. Nach und nach stieg er von der  
 alten Vertraulichkeit bis zur Fremdheit, und  
 nannte Emilien: Sie. In ihrem nächsten Brie-  
 fe sprach das gekränkte Gefühl der Freundin,  
 und sie verlangte wieder das alte vertrauliche  
 Du. Er drehete ihre ernsthaften Vorwürfe in  
 Scherz um, und blieb bei dem „Sie,“ wie vor-  
 her. Emilie wurde irre an ihm. Sie wollte es  
 auf eine andere Weise versuchen, und schrieb  
 ihm einige Zeit gar nicht. Auch das ertrug er,  
 und schwieg ebenfalls. Dann schrieb sie ihm  
 wieder, zärtlicher als sonst; und aus der Ant-  
 wort, welcher der Oheim einige Zeilen ange-

hängt hatte, sah sie, daß Selbold ihre Briefe als ein Gemeingut betrachtete und sie der Familie mittheilte.

Sie kam selbst nach Sollingen; aber Selbold war so heiter, so unbefangen, so natürlich, daß ihre Liebe, die so eben hervorbrechen wollte, sich wieder in das Innere ihrer Seele verbergen mußte. Selbold war ein edler Mann, und hatte den Muth, seine Rolle fortzusetzen, so schwer sie ihm auch wurde. Er fürchtete nichts mehr, als daß einmal ihren Lippen das Geständniß der Liebe entschlüpfen möchte. Diesen entscheidenden Augenblick suchte er, wo möglich, zu verhüten. Er sagte in Emiliens Gegenwart, zufälliger Weise, wie es ihr schien: Herr Oberstwachmeister, Sie fanden mich mit meinem Hunde und meinem Schatten. Der Himmel gebe, daß mich nicht noch einmal Jemand so finden muß! Ich würde Sollingen ungern verlassen.

„Verlassen?“ erwiderte der Major, und drückte ihm die Hand. „Das wolle Gott verhüten! Was könnte Sie je dahin bringen, Selbold?“

Meine Pflicht Herr Oberstwachmeister; die

Ueberzeugung, daß Entfernung mich vor irgend einem Unrechte bewahren könnte.

„Hoho! das müßte eine seltsame Begebenheit seyn, die es Ihnen zu etwas Gutem machte, aus Sollingen wegzugehen.“

Das müßte es freilich; aber ich fühle, daß ich in einem solchen Falle ihr Haus, worin ich so glücklich bin, ohne Bedenken verlassen würde.

Das sagte Selbold mit blitzenden Augen. Emilie erblaßte. Also stand sie in Gefahr, den edlen Mann gänzlich zu verlieren, ihn unglücklich zu machen. Sie verließ das Zimmer, weinte sich aus, verbarg ihre Liebe, die jetzt noch höher aufflammte, desto sorgfältiger, und verließ Sollingen mit der Ueberzeugung, daß Selbold für sie verloren wäre. Ach, dachte sie unzählige Male; wenn ich nur das Einzige wüßte, ob er mich liebt! Sie warf sich in diesen quälenden Zweifeln hin und her. Selbold war sonst so frei von Vorurtheilen; er hatte den Ahnenstolz so oft für das elendeste von allen erklärt: und jetzt? Freilich sah sie wohl, daß er und sie in ganz verschiedenen Lagen waren. Sie konnte ihm großmüthig ihre Hand anbieten; und er mußte, wenn er eben so großmü-



thig seyn wollte, sie ausschlagen. Aber, sagte sie mit einiger Erbitterung, würde ich denn nicht glücklich mit ihm seyn? Bedenkt er denn gar nicht, daß ich es nur mit ihm seyn kann? O, dürfte ich ihm nur einmal sagen, wie unrecht er mir eben dadurch thut, daß er recht zu thun glaubt! Was würde er mir antworten können?

Sie überlegte, womit Selbold sich wohl zu vertheidigen im Stande wäre; und nun bemerkte sie zum ersten Male recht deutlich die furchtbaren Schwierigkeiten, die ihrem Wunsche im Wege standen. Am Ende sah sie, daß sie auf keine andere Weise Selbolds Geliebte — es mußte heraus — Selbolds Frau werden könnte, als wenn sie mit ihm entliefe. Was thut das? dachte sie bei dieser Vorstellung; werde ich doch dadurch glücklich! — Freilich sah sie nun auch, daß Selbold einen solchen Schritt nicht so geradezu wagen konnte. Es wäre wohl möglich, dachte sie weiter, wenn Selbold nur wüßte, wie ich denke, und daß ich Alles — Rang, Vermögen, Vaterland, Ruhe — für das Glück mit ihm zu leben, aufopfern würde. Aber eben daran, setzte sie heftig

heftig hinzu, glaubt er nicht. Ich kenne ihn! Er hält das für eine Folge von den Romanen der Bonne, und mich noch immer für ein Kind. Ich muß schweigen; ich darf ihm nicht sagen, was ich ihm seyn könnte.

So überlegte sie; und dennoch blieb Alles, wie vorher. Endlich nahm der Zufall sich ihrer an, und brachte zugleich neues Leben in beide Familien.

Karl war um diese Zeit, in seinem neunzehnten Jahre, nach der Hauptstadt abgegangen, um seine Laufbahn am Hofe anzutreten. Er hatte den Titel Kammerjunker bekommen, und befand sich jetzt sehr an seiner Stelle. Seine Briefe waren voll von dem Glücke, dessen er genoß; und Hofleute, die auf dem schlüpfrigen Boden alt geworden waren, gaben der entzückten Mutter die Versicherung, daß ihr Karl für den Hof passe, als ob er daran geboren wäre. In der That zeichnete er sich durch mancherlei Kenntnisse und Eigenschaften aus, die an einem Hofe etwas Seltenes sind. Sehr Betragen war bescheiden, aufmerksam, dienstfertig; und auch die eigentlichen Hofjugenden bekam er sehr bald: er sprach geschwind und

leise, lächelte immer, war nie verlegen, wußte ein Gespräch ganz artig zu unterhalten, konnte schweigen, und hatte doch eine Gutartigkeit, derentwegen man ihn bewunderte. Ein Prinz vom Hause unterschied ihn bald, und zog ihn an sich. Der Prinz hatte Talente, und Karl wußte tausend Dinge, die man vergebens bei den Uebrigen am Hofe suchte. Er las noch etwas über die bildenden Künste, merkte sich noch die Nahmen von einigen Malern, nebst den Worten, mit denen ihre Manier bezeichnet wird, und sprach nun in der That besser über Gemälde, als jeder Andre am Hofe. Der Prinz ging, ritt, fuhr beinahe immer in seiner Gesellschaft; und Karl schwamm in Bonne und Glück. Man würde ihn nach sechs Monaten nicht wieder gekannt haben: so hatte er sich abgeschliffen, so frei und leicht war sein Anstand, so natürlich artig alles, was er sagte.

Sein Bruder Hennig, jetzt siebzehn Jahre alt, war ein schlanker Jüngling, mit funkelnden Augen, mit Wangen, die vor Gluth springen zu wollen schienen, und mit einem edlen Gange. Man sah es ihm bei dem ersten Blicke an, daß er nie auf dem glatten Parkett eines

Hofzimmers gestanden hatte, und daß er dahin nie passen würde. Er war ein wenig wild, und konnte wohl einmal bei einem Erntetanze der Bauern schwärmen. Sein Pferd mußte immer in Galopp gehen. Er rauchte Tabak, wie sein Oheim, und trank zuweilen, ihm zu gefallen, auch ein Glas Wein mehr, als er sollte, ohne das Trinken zu lieben. Seine Kleidung war natürlich und gut; aber die Frauenzimmer fanden immer etwas daran auszufehen. Er war ein Waghals, der sich, besonders wenn Frauenzimmer ihn sahen, mitten im Galopp vom Pferde warf, oder sonst eine gefährliche Posse unternahm. In der Regel war er sehr geduldig, doch, wenn er lange gereizt wurde, zornig und heftig; mit Einem Worte: ein Wildfang.

Emilien, die jetzt beinahe sechzehn Jahre alt war, kennt der Leser.

Gerade um diese Zeit bezog der Graf Espenbruch, ein sehr reicher Mann, ein Landgut in der Nähe von Moorberg. Er brachte eine Tochter mit, sein einziges Kind, und seine Erbin: ein Mädchen von vierzehn Jahren, deren Schönheit und Reichthum der Ruf schon vorher angekündigt hatte. Der alte eigensinnige

Graf, ein Mann voller Formen, übrigens aber ein ehrlicher Mann, war eine Zeitlang Gesandter in Regensburg gewesen, hatte zweien Kaiserkrönungen mit beigewohnt, und hielt auf die alte Spanische Etikette, an die er von Jugend auf gewöhnt war. Er hatte seinen Hof, dem er so lange diente, deshalb verlassen, weil der junge Fürst einige Male Bürgerliche zu Tische bat, und zwei oder drei schöne Mädchen von sehr angesehenen bürgerlichen Familien durchaus zu einem Hofballe bitten lassen wollte. Der alte Graf war gerade nicht stolz, vielmehr gegen jedermann sehr höflich; aber so etwas vertrug sich doch schlechterdings nicht mit der Hofsitte. „Jedes Ding in seiner Ordnung!“ sagte er, überwarf sich mit seinem Fürsten, und forderte in aller Unterthänigkeit seinen Abschied. Er erhielt ihn, und die Mädchen kamen doch nicht auf den Hofball; denn die Väter waren so klug, ebenfalls zu sagen: jedes Ding in seiner Ordnung! So blieb Alles beim Alten. Der Hofmarschall sagte dem Fürsten: Ew. Durchlaucht können doch nichts dabel beabsichtigen, als die beiden hübschen Mädchen — zu sehen; und die Hofdamen haben Ursache, es übel zu

nehmen, wenn sie übersehen werden. Der Fürst zog die Stirn kraus, und murmelte vor sich: da soll man sich ewig mit der langen Weile schleppen! — Es blieb, wie gesagt, beim Alten, ausgenommen, daß der Graf Espenbruch seine Stelle niederlegte, und ein angenehmes Landgut nicht weit von Moorberg bezog.

Sobald Frau von Halden Erkundigungen über ihren Nachbar eingezogen hatte, fiel sie auf den Gedanken, daß die kleine reiche Gräfin eine Partie für ihren Karl seyn würde. Schon nach einigen Tagen kam der Graf, in Begleitung einer Cousine, die ihm seit dem Tode seiner Gemahlin die Haushaltung führte, um dem Kammerherrn seinen Besuch zu machen. Frau von Halden, die sein ceremoniöses Wesen schon kannte, empfing ihn unten an der Treppe, und mit allen Zeichen der Achtung. Der Graf war zufrieden, und sagte auf dem Rückwege zu seiner Cousine: die Leute, der Herr von Halden und seine Frau Gemahlin, wissen doch zu leben! — Eine angenehme Frau! antwortete das alte Fräulein, welches in einer halben Stunde von der Halden hundert Neuigkeiten aus der Gegend erfahren hatte.

Bald fuhr der Graf auch nach Sollingen, um den Major zu besuchen; und hier kam ihm niemand entgegen. „Wer, in aller Welt, Hannchen,“ sagte der Major zu seiner Frau, und machte das Fenster wieder zu — „wer kommt denn da? Ein alter Mann mit einem Orden, über und über mit Gold besetzt, und eine alte Frau mit einer Schleppe, so lang, daß sie die ganze Treppe von oben bis unten bedecken kann!“ Er wußte noch nicht einmal, daß ein Graf in der Gegend wohnte. Auf eine Erinnerung von seiner Frau ging er dem Fremden entgegen, aber — welche Fehler! — in seinem Ueberrocke und mit der brennenden Pfeife im Munde.

„Ich bin der Graf Espenbruch aus Nansleben,“ fing der Alte an. „Es ist meine Schuldigkeit, Ihnen meinen Besuch abzustatten, Herr Oberstwachtmelster; und ich bitte . . . —“ „Ei, der Teufel!“ unterbrach ihn der Major; „haben Sie Nansleben gekauft? Gratulire. Wollen Sie Sich's bequem machen? Kaffee und eine Pfeife Tabak, oder ein Glas Wein, Herr Graf? Nun, einen getreuen, ehrlichen Nachbar sollen Sie an mir haben. Na, willkommen hier im Grünen, Herr Nachbar!“ Und damit

bot er dem Grafen die Hand. Dieser schüttelte den Kopf; denn der Major rauchte seine Pfeife ruhig fort, rief dann aus dem Fenster, daß man den Pferden Futter geben sollte, und fragte: „Herr Graf, haben Sie die Pferde schon lange?“ Er hatte sie erst vor Kurzem gekauft, und sagte den Preis. „Ei, der Teufel! Herr Graf, da sind Sie angeführt!“ So beging der Major, ohne etwas Arges daraus zu haben, einen Verstoß gegen die gute Lebensart über den andern. Das Fräulein erzählte unterdessen der Majorin, was sie von der Kammerherrin gehört hatte, kam dann auf Bälle und Cour-Tage, und fragte: sind Sie auch schon an einem Hofe gewesen? Die Majorin antwortete lächelnd: nein; ich bin eines Predigers Tochter. — Lieber Gott! erwiderte die Alte seufzend; sehen Sie einmal! eines Predigers Tochter!

Die Majorin hätte beinahe laut aufgelacht. Ihr kleines Hännchen saß und putzte ihre Puppe, ohne sich im mindesten um die Fremden zu bekümmern. Des Majors Nefse, Hennig, kam auf einen Augenblick in das Zimmer; aber die Gesellschaft gefiel ihm nicht, und er



ging wieder seines Weges. Bald nachher empfahl sich der Graf. Er sagte zu seiner Cousine: „es mag ein lieber Mann seyn, der Herr Major von Halden; aber Lebensart hat er nicht im geringsten. Wer in aller Welt raucht wohl Tabak, wenn Fremde zum ersten Male zu ihm kommen? Er sollte doch wenigstens einen Unterschied machen!“ — Das kann man nicht von ihm verlangen, erwiderte die Cousine; die Frau Majorin ist ja nur eines Predigers Tochter, und das kleine Mädchen hat eine Bettlerin zur Mutter. Der junge Mensch, den Sie gesehen haben, ist ein Sohn der Frau Kammerherrin, und von dem Herrn Major adoptirt; aber man sieht es ihm auch gleich an, daß die Majorin ihn erzogen hat. Ich war doch eine fremde Dame; und küßte er mir wohl die Hand?

„Ja, wo soll ein Husar, der aus dem Lager auf sein Gut geht, Lebensart lernen? Es ist traurig. Ein ehrlicher Mann scheint er zu seyn. Nun, wir haben das Unsrige gethan, und werden ja sehen, was er weiter thut.“ — Unter diesen und ähnlichen Gesprächen führen sie wieder nach Hause.

Die Frau Kammerherrin von Halden machte nach einigen Tagen ihren Gegenbesuch mit so vieler Pracht, als sie nur konnte. Im Gespräche mit dem alten Fräulein kam sie auf den Major; und Beide merkten es einander bald an, daß sie viel von ihm zu sagen hatten. Frau von Halden erzählte sehr seltsame Dinge von ihrem Schwager; denn es lag ihr ja daran, daß man keinen vorthellhaften Begriff von ihm bekommen sollte.

Endlich zeigte sich auch die junge schöne Gräfin. Frau von Halden bewarb sich augenscheinlich um ihre Gunst, liebte ihr mit aller der Freundlichkeit, deren sie fähig war, und stellte sie dann ihrem Manne als das lebenswürdigste Kind vor, das sie jemals gesehen hätte. Beim Abschiednehmen bat sie die kleine Gräfin um ihre Freundschaft für Emilien. Die alte Cousine versprach, recht oft nach Moorberg zu kommen und die kleine Luise mitzubringen.

Der jungen Gräfin hatte die Frau von Halden eben nicht sonderlich gefallen, aber desto mehr auch heute der alten Cousine, der sie auf die unverschämteste Art schmeichelte, und dem alten Grafen, gegen den sie so höflich, oder

vielmehr kriechend, gewesen war. Auf dem Rückwege sann sie mit freundlicher Miene und öfterem Kopfnicken über ihre Pläne nach; und schon sah sie ihren Karl als den Besitzer der Gräfin und ihres großen Vermögens. Sie kam fröhlich zu Hause, und packte sogleich vielerlei Dinge ein, von denen sie mit der alten Cousine gesprochen hatte, und welche diese Theils sehen, Theils gern haben wollte.

Dem Major fiel es nicht lange nachher auf einem Spazerritte mit Seibold ein, dem Grafen seinen Gegenbesuch zu machen. Beide sprengten nun nach Mansleben, und kamen Vormittags um neun Uhr dort an. Sie mußten eine Viertelstunde allein bleiben, weil der Graf noch nicht gekleidet war. Endlich kam er im vollen Anzuge, und wunderte sich nicht wenig, daß er den Major in seinem Ueberrocke vor sich sah. Er fragte bald, wer Seibold wäre. „Es ist mein Freund,“ sagte der Major, „und meines Neffen Lehrer. Wir ritten ein wenig, der Morgenluft zu genießen; da fiel es mir ein, daß ich Sie besuchen wollte, und es ging der Augenblick fort über Stock und Stein.“ Der Graf fand das wieder ein wenig allzu gerade aus; indeß behandelte

er sie Beide mit anständiger Höflichkeit. Als sie fort waren, sagte er: wie ich schon neulich bemerkt habe, es ist ein lieber ehrlicher Mann, der Herr Major, und sein Hofmeister sehr gelehrt, wie es scheint; aber von der Lebensart verstehen sie Beide nicht das ABC.

Nun brach das Fräulein mit den Nachrichten los, die ihr die Frau Kammerherrin von dem Major mitgetheilt hatte, und die auf ihrer giftigen Zunge noch übler wurden. Der Graf wunderte sich. Hm! sagte er; seine eigne Schwägerin spricht so von ihm? Da muß er es doch arg machen! Der Graf war nun entschlossen, nicht wieder nach Sollingen zu fahren, so sehr ihm auch Seibolds Kenntnisse gefallen hatten.

Dagegen wurden die Besuche zwischen den Familien in Moorberg und Mansleben desto häufiger, und die Freundschaft der Frau von Halben mit dem Fräulein Cousine alle Tage inniger. Jene machte mit zärtlichen Händedrücker schon Anspielungen auf ihren Plan. Wolle Gott, sagte sie, daß wir so verwandt wären, wie ich es mit dem Major bin; wie glücklich würde ich seyn! — Nun glaubte sie, ihren Karl so bald als möglich in Mansleben einfüh-

ren zu müssen, und bat den Grafen um Erlaubniß, ihn vorstellen zu dürfen. Sie schrieb Karl ihren Plan; und er war auf den Flügeln der Ehrsucht da. Er fuhr mit seinem Vater zu dem Grafen hinüber, und erhielt bei dem kurzen Besuche sogleich dessen ganzen Beifall. Seine künftige Braut bekam er nicht zu sehen, und eben so wenig das alte Fräulein, das seine Gönnerin werden sollte; allein seine Mutter gab eine Fete, zu der vor allen Andern die Kantsleber eingeladen wurden. Die Frau Kammerherrin war entzückt über das Betragen ihres Sohnes, und ermahnte Emilien unaufhörlich, dessen Anwesenheit zu nützen und sich nach ihm zu bilden. Karl machte sich geltend, und sprach sogar davon, daß er Emilien leicht als Hofdame bei der Gemahlin seines Beschützers, des Prinzen, oder bei der Fürstin anbringen könnte. Aber dein Kopfhängen mußt du lassen, Emilie, sagte er; das riecht nach dem Lande, und man würde dich damit lächerlich machen. Emilie sah ihn verachtend an, und erklärte sehr bestimmt, daß sie nie an einem Hofe leben würde.

Das kommt noch von dem verdamnten Jahre her, sagte die Mutter, da sie bei dem Major

gewesen ist! — Ja wohl! davon kommt es! dachte Emilie mit einem Seufzer. Sie blieb unerschütterlich bei ihrem Vorsatze; denn die Einsamkeit machte sie glücklicher, als der Hofglanz ihren Bruder.

Das Gerücht von des Kammerjankers Ankunft und von seiner Liebenswürdigkeit war auch bis nach Sollingen gedrungen. „Der Junge sollte zwar eigentlich zu mir kommen,“ sagte der Major; „aber er ist meines Bruders Sohn. Wir müssen einmal wieder hinüber, und ich werde mich freuen, wenn etwas aus ihm zu werden scheint. Du mußt auch mit, lieber Hennig. Aber zieh deine beste Jacke an, mein Sohn. Karl soll sehen, daß auch wir Schneider haben. Und auch Sie müssen mit, lieber Seibold. Das Mädchen, die Emilie, fragt sich sonst die Zunge nach Ihnen ab, wenn ich hinkomme und Sie nicht mitbringe. Kurz und gut, Sie müssen; mir zu gefallen, wenn Sie auch keine Lust haben. Sie glauben nicht, wie lieb Emilie Sie hat! Wir wollen einmal eine prächtige Kelterei machen. Morgen früh um sieben Uhr sitzt die Eskadron auf. Schlag sieben Uhr! und die Staatsuniformen! Ich werde erst Musterung halten.“

Am folgenden Morgen um sechs Uhr saßen der Major, sein Neffe, Selbold, der alte Hennig, und noch zwei Reitknechte, zu Pferde, alle mit prächtigen Schabracken, die von Golde starrten. Hennig in einem rothen Reitkollet mit goldenen Epauletts, zog die Blicke seines Oheims auf sich. „Der Junge,“ flüsterte er Selbolden lächelnd zu, „sieht doch aus wie der Engel Michael. Sehen Sie nur die Figur, und das Gesicht! Na, wenn der sein Hännchen einmal findet, dem wird es nicht so viele Angst kosten, wie mir und dem alten Hennig.“

Als sie auf den Hof von Moorberg sprengten, stieß die gnädige Frau vor Angst einen derben Fluch aus: denn heute sollte die Fete seyn, zu der sie den Grafen Espenbruch eingeladen hatte; und nun führte das Unglück gerade den Major und ihren Sohn her. Ach! setzte sie hinzu, und schlug die Hände zusammen: und wie ein Prinz gekleidet!

Die Sollinger traten herein. Emilie stürzte außer Athem in das Zimmer und gerade auf Selbolden zu. Sie wäre ohne Zweifel in seine Arme gesunken, ohne an ihre Mutter zu denken, wenn nicht der Major sie aufgefangen hätte.

Dieser zog sie an seine Brust, und liebkoste ihr; aber sie hatte die nassen Augen immer auf Selbold geheftet, der vor Verwirrung nicht wußte, wohin er blicken sollte. Emilie erholte sich in des Majors Armen ein wenig, so daß sie nur mit einem zärtlich bestrafenden Blicke vor Selbold hintrat, und ihn leise fragte: haben Sie Ihre Emilie denn ganz vergessen?

Vor aller Angst, wie sie dieser unangenehmen Gäste wieder los werden sollte, bemerkte die Mutter nicht, daß Emilie Selbolden sehr vertraulich die Hand bot. Diesen Mittag, sagte sie zu dem Major, ist eine große Gesellschaft bei uns, und zwar, wie ich wohl hinzusehen kann, zum Theil von Leuten, die Ihnen nicht angenehm sind. Sie nannte einige Personen, die der Major wirklich nicht leiden konnte; und er rief zum Fenster hinaus: „Hennig, es soll nicht abgesattelt werden!“

Jetzt kam auch der Kammerjunker. Er betrug sich sehr artig, und bescheidener, als sonst gewöhnlich. Der Major war mit ihm zufrieden, und sagte das der Mutter. Nun bläbete diese sich auf, und erzählte von der Gnade des Prinzen, von dem Beifalle, den



Ihr Karl am ganzen Hofe hätte, und so weiter. Endlich wollte sie ihren ältesten mit Hennig vergleichen; aber da kam sie übel an. „Nichts, nichts!“ rief der Major halb zornig; da ist nichts zu vergleichen! Der Karl ist, wie Seibold sagt, ein Baum, den man ein evantail geschnitten hat, der seinen Schatten nur auf ein Fenster wirft, das Gesichtchen einer Dame zu schützen, und um sich her sengen und brennen läßt, wie die Sonne will. Hennig aber ist eine hohe Buche, die weit umher ihre schattigen Zweige verbreitet, unter die sich jeder müde Wanderer legen kann, und die Niemanden ihren Schatten abschlägt. Er wäre im Stande, wie Simson, ein Stadthor wegzutragen, damit er Platz hätte, hineinzugehen. Karl aber? der ist so geschmeidig, daß er durch ein Mäuseloch kriechen könnte. Sie haben den Karl nun einmal an einen Hof bringen wollen, und es ist mir schon recht, daß er nicht ewig um mich her von Prinzessinnen und dergleichen schwast; aber mein Hennig, nehmen Sie mir das nicht übel, ist ein Simson gegen ihn. Sehen Sie, das ist also nichts mit Ihrem Vergleiche.“

Aber

Aber bringen Sie einmal Hennigen an einen Hof: Sie werden sehen, ob er da fortkommt.

„Das soll er auch nicht; dazu ist er nicht erzogen. Aber bringen Sie einmal Belde, wie den Robinson, auf eine wüste Insel, oder unter Wilde, oder unter die Menschen, in Gefahr, in Noth und Elend, wo es darauf ankommt, Muth zu haben, zu helfen, zu arbeiten, etwas zu entbehren, sein Leben in die Schanze zu schlagen: da sollen Sie sehen, ob nicht Karl stocksteif da steht, wenn Hennig Arme und Beine, Kopf und Herz so geschwind bewegt, wie ein Tausendfuß. Nein, noch einmal, das ist nichts!“

Die gnädige Frau hätte ihm gern seine Antwort zurückgegeben: dazu ist Karl auch nicht erzogen! Aber sie schwieg, damit der Major dies Mal in Güte, und je eher je lieber, wieder nach Hause reiten möchte. Emilie hörte zu ihrer Verwunderung, daß der Onkel schon vor Tische wieder weg wollte, und bat ihn, zu bleiben. Aber, Emilie, sagte die Mutter; du weißt ja, daß der Herr Bruder in der Gesellschaft der Leute, die wir zu Tische haben, alle Mal ungeduldig wird. Warum sollen wir ihm

nicht einen Kerger ersparen? Du kannst ja den Onkel eine halbe Stunde weit begleiten.

Das schlug an. Die Mutter hatte verlangt, daß Emilie heute ihr Reitkleid anziehen sollte, weil dieser Anzug ihr am vorthellhaftesten stand. Emilie weigerte sich, da es in ihren Augen unnatürlich und lächerlich war, ohne zu reiten, ein Reitkleid zu tragen. Jetzt aber setzte die Mutter ihren Willen ohne Schwierigkeit durch, und sie freuete sich schon darauf, daß die Gesellschaft ihre Tochter, die vortrefflich zu Pferde saß, würde zurückkommen sehen. Das Reitkleid wurde hervor gelangt, und die Mutter hielt nun den Major bis gegen Mittag auf, damit Emilie nicht zu früh wiederkommen könnte. Um zwölf Uhr saß die ganze Gesellschaft aus Söllingen mit Emilien zu Pferde; und jetzt rief ein Bedienter: der Herr Graf von Espenbruch kommt den Berg herauf! Schnell flog der Kammerjunker hinunter über den Hof, um den ceremoniösen Grafen schon am Thore zu empfangen. So eben sprengten die Reiter über die Zugbrücke, auf die der Wagen des Grafen in demselben Augenblick einbog; und nun entstand eine kleine Unordnung. Der Kutscher woll-

te die ersten Pferde zurückziehen; es glück aber nicht, da sie sich hoben. Das alte Fräulein im Wagen schrie; der Major donnerte mit seiner kräftigen Stimme dazwischen, und warf sein Pferd herum. Emilie hielt bei Selbolden nahe am Rande der Brücke, die eine nur drei Fuß hohe Brustwehr hatte, und gab mehr auf ihren Nachbar, als auf ihr Pferd Acht. Sie kam durch das rasche Umwenden des Ohlms in's Gedränge. Der Goldfuchs wurde scheu, und hob sich. Selbold griff in den Zügel, und zwar aus Angst zu stark; nun machte der Goldfuchs einen wilden Satz, und seine schöne Reiterin stürzte über die Brustwehr in den tiefen Schloßgraben hinunter.

Jetzt erhob sich ein furchtbares allgemeines Geschrei. Selbold sprang todtenbleich vom Pferde, und stürzte sich mit dem Ausruf: heiliger Gott! von der andern Seite der Brücke, über die Brustwehr weg in's Wasser. Der Major hing beinahe leblos auf dem Pferde. Der Bruder Hennig war in einem Augenblicke auf den Füßen, riß eine Latte von der Mauer, lief an das Ufer des Grabens, und watete bis an die Schultern hinein. Selbold hatte Emilien

schon gefaßt, und schwamm mit ihr dem Ufer zu. Hier ergriff er die Stange, die Hennig ihm zureichte. Beide hielten nun Emillen über das Wasser, und trugen sie an das Ufer. Emilie war schon gerettet, als die Knechte vom Hofe erst mit Seilen und Stangen kamen. Sie hatte in nicht geringer Gefahr geschwebt; denn nicht weit von der Brücke war die Mühle, und das Wasser hatte deshalb ein starkes Gefälle.

Jetzt nahm Seibold Emillen auf den Arm, und rief: Hans! einen Arzt! Sogleich sprengte ein Reitknecht nach der nächsten Stadt, und beinahe eben so schnell flog Seibold mit seiner süßen Last über den Hof. Hennig eilte ihm nach, und alle Leute mit den Pferden am Zügel kehrten wieder um. Der Major wurde von seinem alten Husaren geführt. Dann folgte der Graf; vor ihm lief weinend seine Tochter, und fragte jeden: ach Gott! sie ist doch nicht todt? Zuletzt kam der Wagen mit dem alten Fräulein, das aus Selbstkräften schrie.

Der Kammerjunker, der bei Emillens Unfälle schon auf der Brücke gestanden hatte, holte sich von seinem Schrecken, sobald er sie

gerettet sah. Er ging nun sogleich zu dem Grafen, und machte ihm eine tiefe Verbeugung; aber der Graf sah es nicht. Er lief zu der kleinen Gräfin, die sich durch die Pferde vordrängen wollte, und machte auch ihr eine Verbeugung, mit einem artigen Compliment; aber sie starrte ihn an, fragte, noch immer bleich vor Schrecken: ist sie todt? und lief ängstlich bei ihm weg nach dem Hause. Der Graf wurde also nicht empfangen, und nahm es dies Mal nicht übel. Karl hob nun die alte Cousine aus dem Wagen, die sich sehr darüber beklagte, daß man ihr einen solchen Schrecken verursacht hätte.

Selbold trug Emillien in ihr Zimmer. Hier rief er der Bonne zu: geschwind Kleider, und in's Bett! Die Mutter fing an Emiliens Kleid aufzuknöpfen; Selbold aber riß es mit Einem Griff von oben bis unten auf. Er ging nur auf Bitten der Bonne in das Nebenzimmer, bis Emillie entkleidet war und im Bette lag. Jetzt fuhr schon ein Wagen nach dem andern vor; Frau von Halden mußte also ihre Gäste empfangen und ihre Tochter den Händen der Bonne und der Fremden aus Sollingen über-

lassen. Seibold stand in seinen tiefenden Kleidern todtenbleich und ängstlich am Bette; Hennig neben ihm. Der Major lag in einem Sessel, rührte die Lippen, und hielt die Hände gefaltet, als ob er betete. Die kleine Gräfin hatte sich zwischen Hennig und Seibold an das Bett gedrängt, und schluchzte; das Wasser lief von Beiden immer über sie hin, ohne daß sie es merkte. Als Seibold Emillen einige Löffel voll Thee eingestößt hatte, schlug sie die Augen wieder auf, und fragte mit schwacher Stimme: wo bin ich? Seibold sank an dem Bett auf die Kniee, und rief triumphirend: Emille, liebste, theuerste Emille! O, Gott sey Dank, sie lebt! — Emille reichte ihm matt die Hand, die er küßte und mit heißen Thränen benetzte. Der Major sah Emillens Augen offen, sprang auf, rief: Gott sey Dank! und umarmte alles im Zimmer: Seibolden, seinen Neffen, die kleine Gräfin und die Kammerjungfer. Ach, Gott! sie lebt! rief die kleine Gräfin laut vor Freude. Meine Schwester lebt! rief Hennig. Und nun stürzten alle Drei, der Major, die Gräfin und Hennig, in das Besuchzimmer, und riefen: sie lebt! sie hat die Augen geöffnet!

Gott Lob! sagte der Kammerjunker, Gott Lob! rief Hennig nach, und schloß ihn an seine tiefende Brust. Sie lebt, Mutter! rief er dann, und umarmte auch die Mutter, wie begeistert. Wer ihn fragte: lebt sie? dem antwortete er mit einer Umarmung: ja, sie lebt! und jeder trocknete sich murrend die Kleider. Das alte Fräulein lief aus einem Winkel in den andern, um nur ja weit genug von dem tollen Menschen zu sein. Der Major war unterdessen in ein Fenster getreten, und weinte stille Freudenthränen.

Endlich wurde alles im Besuchzimmer ruhig; aber Frau von Halden trat feuerroth im Gesichte herein. Sie war, sobald sie ihre Gäste bewillkommt hatte, wieder zu Emilien gegangen, und hatte da eine Scene gesehen, durch die sie ganz aus ihrer Fassung kam. Seibold kniete an dem Bette ihrer Tochter; Emilie ruhte mit dem Gesicht auf seiner Schulter, und er drückte ihre Hand an seinen Mund. Frau von Halden ärgerte sich über diese Stellung, und wollte doch nichts sagen, weil Seibold ihrer Tochter so eben den größten Dienst geleistet hatte. Sie hob freundlich an: ich bin



Ihnen vielen Dank schuldig, Herr Seibold, daß Sie meine Emilie gerettet haben.

Sie? fragte Emilie zitternd; Sie haben mich gerettet? . . . O Seibold, fuhr sie dann mit festerer Stimme fort, und schlang auf einmal mit glühender Leidenschaft den Arm um seinen Hals: mußten Sie erst mein Leben retten, um zu erfahren, daß mein ganzes Herz Ihnen gehört? Die Mutter faßte zwar den Sinn dieser Worte nicht völlig; aber sie merkte ihn doch ungefähr an Emiliens Blicken und Tone. Gewiß würde sie jetzt gleich aufgefahren seyn, wenn sie nicht befürchtet hätte, daß es Emillen schaden möchte. Sie bat Seibolden, ihrer Tochter einen Augenblick Ruhe zu gönnen; und zwar so artig, daß er es nicht abschlagen konnte. Er verließ nun das Zimmer, um sich anders anzukleiden.

Während dieser Scene am Krankenbette wurde im Besuchzimmer nur von der Begebenheit gesprochen, und man hatte sie wenigstens schon dreißigmal erzählt, ohne nur Einmal nach Emillens Retter zu fragen. Endlich kam Seibold in einem Ueberrocke des Kammerherrn. Der Major trat auf ihn zu, drückte ihn schwel-

gend an seine Brust, und sagte dann: „Selbold, ich weiß noch immer nicht, wie das Mädchen da hinunter flog und von den Belien verschlungen wurde. Tausende habe ich durch Kartätschen um mich her fallen sehen, und den Kopf nicht verloren; aber als das Mädchen sank, da war es, als wäre mir jedes Glied am Leibe gelähmt. Und Sie, lieber Selbold, Sie! Wo nahmen Sie die Entschlossenheit her, Sich auf der andern Seite sogleich nachzustoßen? . . . Das that er! Bruder, das that er! Er war vom Pferde, und sprang hinunter in den Graben, als läge seine Seltsamkeit darin. Ach Gott! wenn er das nicht gethan hätte, so wäre meine Emilie jetzt von der Mühle gerädert. Sieh, Bruder, das Alles war ein Augenblick. Willen flog hinunter, Selbold hinterher, und keine halbe Minute, so stand auch schon der brave Hennig — komm her, mein Sohn, an meine Brust! — ja, da stand er bis an den Hals im Wasser, mit einer Stange in der Hand. Sag mir nur, wo hattest du den Augenblick die Stange her, Hennig?“

Ja, unterbrach ihn das alte Fräulein; wie

der Herr Major sagen. Und hler, mein kleiner Brausewind (sie zeigte auf die junge Gräfin) war in eben dem Augenblicke zum Wagen hinaus, und an den Graben hinunter. Ich zitterte vor Angst, daß sie nachspringen möchte.

„Ach, sagte die kleine Gräfin, ich wäre nicht im Stande gewesen, im Wagen zu bleiben, und wenn ich hätte mit ertrinken müssen. Ich mußte heraus.“

„Mußtest du das, mein edles Mädchen?“ sagte der Major, und drückte die Kleine an sein Herz. „Dafür gebe Gott dir auch einmal einen Helfer in der Noth!“

Der Graf war sehr gerührt, ob er es gleich für ein wenig ungezogen hielt, daß der Major seine Tochter Du nannte. Er wollte sie umarmen, und fühlte die Nässe ihrer Kleider. Aber Lulise, sagte er, hast du denn auch im Wasser gelegen? Du bist ja von oben bis unten naß. Man umringte die Gräfin, und faßte ihr Kleid an. Auch der Kammerjunker legte seine Hand auf ihre Schulter, und sagte lächelnd: Sie sind ganz naß, meine theure Gräfin. — Sie hat Emilien mit auf das Bett

tragen helfen, sagte Hennig. — „Und sie stand ja zwischen euch Dachrinnen am Bette!“ sagte der Major.

Ich bedaure Sie, meine Gnädige, sagte Karl. Sie sollen sogleich Kleidung von Emilien bekommen. Aber Sie hätten das nicht thun sollen! Sie können sich erkälten! Ich nehme den innigsten Antheil an Ihrer Gesundheit.

„Und hüte dich, mein edles Kind,“ fuhr der Major fort, „daß du nicht einmal in's Wasser fällst; denn an seinen goldenen Tressen und dem seidenen Futter unter seinem Rocke nimmt er doch größeren Antheil, als an dem Leben eines Menschen. Jetzt fällt es mir erst ein! Mich hatte der Schrecken gelähmt; dein Bruder lief hinunter in den Graben; ein Fremder stürzte sich von der Brücke, um deine Schwester zu retten; und während dessen sprangest du von einem Stein auf den andern, damit die Pferde dir die Strümpfe nicht besprizen sollten. Pfui Teufel!“ — Lieber Onkel, sagte der Kammerjunker erröthend, ich war von Schrecken gelähmt, wie Sie.

Der Major wollte ihn nicht noch stärker beschämen; er zog nur die Augenbraunen zu

sammen, und brummte: „nun, wenn das ist, so mag es seyn.“

Die Gräfin mußte sich jetzt umkleiden, und als sie wiederkam, ging man zu Tische. Bei dem ersten Schritte in das Eßzimmer sagte der Major: „Na, heute soll mir der Achtundvierziger schmecken! Es ist Emmilens zweiter Geburts-, oder Taufstag.“

Der Kammerjunker hatte die Hand der Gräfin gefaßt, und führte sie hinauf. — „Halt!“ rief der Major, und nahm sie ihm ab; „Emmilens Pächter, Ketter und Helfer müssen zusammen, obenan, sitzen.“ Die ganze Gesellschaft stimmte mit ein, und so gingen alle Winke der Frau von Halden verloren. Obenan saß die Gräfin; auf beiden Seiten Hennig und Seibold. „Die Massen gehören neben einander, Better Kammerjunker!“ rief der Major Karl zu; „und die Lahmen auch: ich alter Mann, und du junger Mensch! Komm her, setze dich zu mir! Vater und Mutter müssen da oben hin, zu den Kettern ihres Kindes.“ — Frau von Halden wurde grün und gelb; allein es half nichts: sie mußte neben Seibold, und der Kammerherr neben selb

nem Sohne Hennig sitzen. „Ich Sünder,“ fuhr der Major fort, „der ich nichts konnte, als beten, ich will die unterste Stelle einnehmen, den drei Edelgesteinen dort gegenüber.“ Kaum saß er, so füllte er sein Glas, und rief: „Emiliens Gevattern sollen leben! hoch!“ Die ganze Gesellschaft stimmte ein, und alles wurde heiter durch des Majors Fröhlichkeit; nur Seibold, die Kammerherrin, und der Kammerjunker waren still und verlegen.

Hennig wurde bei seiner schönen Nachbarin desto lustiger und gesprächiger. Sie nannte ihn: Gevatter; er sie: Gevatterin. Rings um den Tisch flogen lachende Gesundheiten; alle Augenblicke hörte man bei dem lauten Klingen der Gläser rufen: Emille! und dann wieder: die drei nassen Patten!

Der alte Hennig hatte unterdessen für die Pferde gesorgt, und schlich nun, als schon alles bei Tische saß, auf Emiliens Zimmer, um ihr seine Freude zu bezeugen. Sie saß, schon wieder angekleidet, in einem Lehnstuhle, und war in den stärksten Gefühlen der Dankbarkeit, der Liebe, der Freude über die glückliche Rettung ihres Lebens. Hennig mußte sich zu

Ihr setzen, und die Sonne ging hinaus, um ihr noch Thee zu besorgen. Nun, da es so abgegangen ist, sagte der ehrliche Alte, mit Thränen in den Augen — nun möchte ich kein Rittergut für das Springen und Nachspringen nehmen. Ich habe schon lange gewußt, wie es mit Ihnen und dem lieben Seibold steht. Und vollends heute! Jetzt kann die Mama wahrhaftig gar nichts mehr dagegen haben, daß Milchen und Seibold ein Paar werden. Der Herr Oberstwachtmelster? ja, das weiß Gott, der würde wieder jung, wenn es bald geschähe. Aber, nun müssen Sie auch nicht säumen, Liebes Milchen!

Emilie erstaunte, daß der Alte so von ihrem Geheimnisse sprach. „Lieber Hennig,“ hob sie verlegen an; „weiß denn der Onkel . . .?“ — Sie konnte keine Worte finden, und erröthete.

Et, was wollt' er nicht! Wir haben ja die Erfahrung selbst gehabt, und Augen sehen uns im Kopfe, so gut wie andern Leuten. Herr Seibold ging ja so trübselig umher, und seufzte, und schnappte nach Luft, gerade wie der Herr Major, als er verliebt war. Und nun

heute noch dazu der Sprung! Die Mama darf jetzt nicht einmal die kleinsten Umstände machen; denn wer einer Tochter das Leben rettet, dem können die Eltern sie gar nicht verweigern. Was hilft da Adel oder so etwas! Da heißt es: ist nicht das Leben mehr, denn der Leib, und der Leib mehr, denn ein Adelsbrief? Sehet die Vögel . . . Nein, das gehört nicht mehr dazu.

Emilie gestand dem alten treuen Hennig, der so theilnehmend in sie drang, daß sie als Selbolds Frau sehr glücklich seyn würde.

Haben Sie denn das Selbolden schon gesagt? fragte Hennig fröhlich. Emilie schüttelte den Kopf. — Nicht? fuhr Hennig fort; und in diesem Augenblicke fiel ihm ein, daß Geschwindigkeit seinen Herrn bei Hannchen glücklich gemacht hatte. So gehen Sie auf der Stelle, Fräulein Milchen, und sagen Sie es ihm! — Lieber Hennig, erwiderte Emilie nach einer kleinen Pause; das ist unmöglich. Wo denkst du hin? Das schickt sich nicht.

Jetzt zog Hennig die Stirn in Falten. Wie? das wäre unmöglich? Den Teufel auch! Sie wollen Sich wohl erst lange besinnen? Besann



sich denn Seibold, als Sie da hinein plump-  
 ren? Sie fielen, und er sprang hinterher. Be-  
 sinnen! Ei, Fräulein Milchen! Hätte er sich  
 nur einen Augenblick besonnen, so könnten Sie  
 jetzt nicht so undankbar seyn und Sich besinnen  
 wollen. Das schickt sich nicht! Geh doch einer!  
 Dem Retter meines Lebens, sagt der Major,  
 gehört Liebe und Herz. Es schickt sich wohl  
 auch nicht, daß ein Major einen Reitknecht  
 küßt; aber Ihr Onkel thut es doch, ohne sich  
 zu besinnen, und wenn wir Beide vor dem Kö-  
 nige ständen, er würde es thun. Nein, Mil-  
 chen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich ginge  
 hinüber, und sagte in Aller Gegenwart, daß  
 ich Seibolden lieb hätte, daß ich seine Frau  
 werden wollte. Und da würde die Mama auch  
 keine Umstände machen: denn heute muß sie  
 doch Schimpfshalber etwas thun; morgen aber  
 denkt sie vielleicht schon nicht mehr daran, daß  
 Seibold ihr Milchen aus dem Wasser geholt  
 hat. Und dann ist der Major da; der wird  
 gleich Amen! rufen. Geben Sie Acht, wenn  
 Sie erst anfangen zu trödeln, so geht es gar  
 nicht. Und in der Bibel steht: wer mich be-  
 kennet vor den Menschen. Da könnte Herr

Selbold recht sehen, wie lieb Sie ihn haben! Und da würde bald alles richtig, und Milchen wäre Braut, huffa! Na, Milchen, sitzen Sie da nicht länger!

Hennigs Vorstellungen thaten die heftigste Wirkung auf die exaltirte Emilie. Sie fand etwas Großes, Erhabnes in einem solchen Schritte; und überdies argwöhnte sie einen Plan ihrer Mutter, von dem die Leser bald mehr erfahren werden: nemlich, sie mit einem gewissen abscheulichen Menschen zu verheirathen. Man nehme noch dazu, daß in Emilie's Herzen jetzt die stärksten Empfindungen der Dankbarkeit, der Liebe und der Freude lebten und wirkten; daß sie ganz außer sich, wie über sich selbst erhaben war: so wird man es nicht unnatürlich finden, daß sie in dem Tumult ihres Herzens und ihrer Sinne das Unschickliche eines Entschlusses, den sie jetzt faßte, nicht bemerkte. Sie stand auf, sagte: ich will! und ging.

Mitten unter dem fröhlichen Getöse der Gäste öffnete sich die Thür des Eßsaales, und Emilie, in einem weißen Kleide, mit blaffen Wangen, und das blonde Haar schlicht um die Stirn her hangend, trat langsam herein. —

„Emilie!“ rief die kleine Gräfin; und alle Gesichter wandten sich um. Der Major sprang auf, und wollte sein Mädchen in die Arme nehmen; sie sagte aber: lieber Onkel, mein erstes Wort gehört dem Retter meines Lebens.

„Ja, Mädchen, da hast du Recht!“ erwiderte der Major, und nickte mit dem Kopfe. Er führte sie langsam um den Tisch, zu Selbolden. Dieser stand erröthend da, und Emilie trat mit Thränen in den Augen vor ihn hin. Sie wollte verschiedene Male anfangen zu sprechen, und vermochte es nicht. Alles wurde todtenstill im Saale; alle Blicke hingen gerührt auf den beiden Stehenden.

Endlich sagte Emilie sanft: „Sie haben mir das Leben gerettet, lieber Selbold.“ — Mit diesen Worten zog sie einen einfachen Goldring von ihrem Finger. — „Nehmen Sie diesen Ring von mir zum Unterpfande meiner Dankbarkeit, und“ — sie schlang den Arm um seine Schultern, und drückte ihre Lippen auf seinen Mund — „diesen Kuß zum Unterpfande meiner Liebe.“ — Selbold wollte sie unterbrechen. — „Lassen Sie mich ausrufen; ich muß noch einige Worte sagen. Sie lieben

mich schon längst. Bisher zweifelte ich daran; aber heute haben Sie es mir bewiesen. Und ich? ich liebe Sie schon, seitdem ich mich meiner Gefühle zu erinnern weiß."

Der Major nickte noch immer mit dem Kopfe; die Mutter hörte mit gespannter Miene zu, und war sehr ängstlich. Emilie fuhr fort: „Wir schwiegen Beide; erst sollten alle Rechte, die Eltern und Verwandten über mich hatten, an Sie fallen. Das ist heute geschehen. Ohne Sie wäre ich nicht mehr; nun gehöre ich Ihnen, Ihnen allein, und ewig. Ich bitte Sie, nehmen Sie mein Herz, meine Hand an, und geben Sie mir auch Ihren Namen; dann bin ich, wie ich wünsche, alles nur durch Sie."

Man kann leicht denken, wie sehr die Gesichter rings um den Tisch her sich veränderten. Der Major hörte jetzt auf mit dem Kopfe zu nicken. „Das kann eine fatale Geschichte werden!" sagte er, und schlich wieder auf seine Stelle.

Die Mutter sprang auf, und lief auf ihre Tochter zu. „Liebe Mutter," sagte Emilie sanft, aber sehr fest und eindringlich; „beruhigen Sie sich noch einen Augenblick, damit Sie erst

hören, was ich eigentlich will.“ — Sie wendete sich wieder an Selbold: „Ich weiß wohl, daß Sie fähig sind, Ihre Wanderschaft aufs neue anzutreten. Aber Sie sagten: mit Ihrem Schatten. Ganz richtig! Hören Sie nun auch, wozu ich fähig, wozu ich fest entschlossen bin! Verlassen Sie Sollingen, so verlasse ich Moorsberg, und folge Ihnen, als Ihr Schatten. Nichts soll mich davon abhalten; ich sage . . .“

„Mein Kind, rief die Mutter erhitzt; wir müssen dich einsperren. Jetzt geh den Augenblick auf dein Zimmer! — Bei diesen Worten faßte sie die Hand ihrer Tochter mit Heftigkeit.“

„Mein theurer Onkel, rief Emille laut; erbarmen Sie Sich Ihres Kindes! Ich verlange weiter nichts, als ausreden zu dürfen.“

Der Major sprang finster auf, und ging zu Emillen hin. — Ich hoffe doch, Herr Bruder, sagte die Schwägerin spitz, Sie werden ein Kind nicht gegen seine Mutter aufheben wollen? . . . Fort, den Augenblick, auf dein Zimmer! den Augenblick!

Dem Major standen große Schweißtropfen auf der Stirn. Er sah Emillen eben so finster an, wie die Mutter. „Weiß es der allwissende

de Gott, was hier Recht ist! Seibold, sagen Sie, was thu' ich hier!" Seibold war todtenbleich, und schwieg. Die Mutter zog Emilien an die Thür. Emilie riß sich los; der Kammerjunker sprang auf, und gegen sie zu. „Bleib' Er sitzen, Hans Hasenfuß!" rief der Major. „Vor zwei Stunden hätt' Er springen sollen, als sie im Wasser lag! Wenn da Hennig schweigt, so . . ."

Die Ehre unsres Hauses, — sagte der Kammerjunker —

— lag heute im Wasser, und da hattest du Maulaffen feil. Da setz dich! Auf dem Trocknen sollst du nicht groß thun! Bruder Toffel, sprich doch! du bist ja Vater!" Endlich siegte bei dem Major die Liebe zu Emilien, die noch immer bleich mit ihrer Mutter kämpfte, und nur um die Erlaubniß bat, drei Worte reden zu dürfen.

Er riß sich die Uniform auf, und rief: „Liebste Frau Schwester! Herr Gott, das Kind kann ja den Tod davon haben! Da sitzen sie Alle, als wenn sie fest genagelt wären auf den Stühlen, und ich muß mich hier allein herumtummeln." Seine Unentschlossenheit und eben darum auch seine Angst wurden schnell so groß, daß er

den Säbel zog, und mit Thränen in den Augen, halb wüthend, ausrief: „großer Gott, ich könnte ein Unglück anrichten!“ Nun sprangen alle Damen kreischend auf. Plötzlich ließ die Mutter Emilien fahren, schlug die Hände zusammen, und rief in einem wirklich Mitleid erregenden Tone: barmherziger Gott! ich unglückliche Mutter! Emilie hörte diesen jammernnden Ausruf, und die Natur behauptete ihre Rechte. Sie sank auf die Kniee, und rief mit wilden Blicken, mit ängstlicher Stimme: ach, liebe Mutter, vergeben Sie mir! Ich gehe ja schon! — Mit diesen Worten ellte sie, wie ein gescheuchtes Reh, zum Saale hinaus.

Die Scene war über alle Vorstellung erschütternd und zerstörend. Hennig hatte den Kopf auf den Tisch gelegt, und schluchzte; der Vater saß todtenbleich da; die Gräfin zitterte wie ein Espenblatt; der Graf goß eine ganze Flasche Wein in sein Glas, und das Tischtuch schwamm, ohne daß er es merkte; der Major zog seine Augenbraunen mit unbeschreiblicher Schnelligkeit auf und nieder; die Mutter schluchzte laut vor Zorn und Scham; Seibold stand wie eine Bildsäule.

Der Kammerjunker schlich sich hinter dem Major weg zu Selbolden hin, und sagte, vor Zorn wüthend, doch halb leise: mach Er, Patron, daß Er die Thür findet! — Der Major hörte das. „Wen nennst du Er, Bursche? wen Patron? Den Mann da, der deiner Schwester das Leben gerettet hat? Großer Gott! ohne diesen Mann wäre hier jetzt ein Haus des Trauerns, ein Sterbehaus. Zwar viel besser ist es auch jetzt nicht. Kommen Sie, Selbold! Wir wollen weg. Wenn es meine Tochter wäre; bei dem lebendigen Gott! noch heute gäb' es Hochzeit. Wer sich zu einem Mädchen in's Wasser legt, ein Haarbret von den Mühlrädern und dem Tode, dem sollte es doch wohl ganz gehören. Und daß Milchen sich in der Geschwindigkeit in Sie verliebt hat, das begreif' ich. Es ist mir ja eben so gegangen mit der Retterin meines Lebens, mit Hannchen.“

Wenn es Ihre Tochter wäre, sagte Frau von Halden, so könnten Sie es halten, wie Sie wollten; ich aber will die Schande nicht auf meine Familie laden.

„Schande? Alle Teufel! Schande?“ Er sprang an das Fenster, und rief mit lauter



Stimme: „die Pferde!“ Auf einmal kam der ganze Hof in Bewegung. Ein Gast schlich nach dem andern fort, und eilte, je eher je lieber in den Wagen zu kommen. Der Major führte Seibolden, der fast ohne Bewußtseyn war, sanft und tröstend die Treppe hinunter, und half ihm auf das Pferd. Alles ritt, oder fuhr ab. Die kleine Gräfin sagte auf der Brücke: hier war es! Ich hätte ihm Emmilen gegeben. — Es ist ein intrikater Fall! sagte der Graf; das Fräulein: nein, die Mutter hat Recht; sonst würden ja, wenn man einmal das Unglück hätte, in's Wasser zu fallen, gleich alle Bürgerlichen nachspringen.

Der Major saß bald auf dem Pferde, und ritt langsam nach Sollingen zu. Der alte Hennig blieb immer fünfzig Schritte hinter ihm, und verrieth mit keiner Sylbe, daß er so vielen Antheil an der Begebenheit hatte. Niemand sprach; auch Emmilens Bruder nicht. Der Major überlegte, wer eigentlich Recht hätte: seine Nichte oder ihre Mutter. Er sann hin und her; aber die Sache blieb ihm unaufsichtlich. Daß die Tochter ohne den Willen der Eltern ihre Hand nicht weggeben dürfe, schlen ihm ge-

wiß zu seyn. „Mit dem Herzen,“ dachte er, „ist es ein andrer Fall; denn das ist weg, ehe man es sich versteht, und wenn man auch alle Tage andächtig an das vierte Gebot denkt. Ich habe das ja selbst erlebt. Aber das Herz ohne die Hand! Hm! das ist doch sehr bedenklich.“ Er gab seinem Pferde die Sporn, und es machte einen Satz. „Halt!“ sagte er halb laut; „du sollst die Sporn nicht haben. Aber die Gelehrten müßten sie bekommen, und die Weltliche dazu, daß sie eine solche Sache nicht erläutern. Wem das Herz gehört, dem gehört auch die Hand: das ist richtig. Nun seh aber einer den verdammten Streich! Umgekehrt ist es eben so wahr: wem die Hand gehört, dem gehört auch das Herz. Emillens Herz gehört nun Selbolden, und er hat es ehrlich verdient; die Hand gehörte ihm obendrein, wenn es nach der Bibel ginge. Aber da ist die Mutter; die ruft: die Hand gehört mir! und sie hat nicht Unrecht. Was soll da ein ehrlicher Mann thun? Selbolden hab ich lieb, und ich wollte springen vor Freude, wenn er noch mein Vetter würde. Und mit dem Adel, das sind hier nur Narrenpoffen; denn er hat sie aus dem Was-

fer gezogen, wie die Prinzessin von Aegypten den Moses. Ja, wahrhaftig! da steht es ja groß genug. Moses war ihr Sohn; und wäre sie jünger gewesen, wer weiß, was dann da stände! Moses Eltern hätten wahrhaftig nicht Nein sagen dürfen, ob sie gleich eine Heldin war. Was man doch für Noth in der Welt hat! Da muß ich mich herum plagen mit Gedanken, als ob ich die Emilie selbst haben wollte! Na, ich glaube, das ist einmal wieder so ein Fall, den man am besten dem lieben Gott überläßt, und bei dem man ihm danken muß, wenn man ehrlich davon kommt."

Unter diesen Betrachtungen kam der Major mit seinen Begleitern zu Hause an, und trug nun den Fall Hannchen vor. Sie überlegte hin und her, bemerkte dabei des Majors Unruhe, und war nun seiner Meinung: man müsse die Sache Gott überlassen. Heimlich aber dachte sie, anstatt Gott, Seibolden. Bei'm Auskleiden sprach der Major auch mit Hennigen über den Fall; und nun gestand dieser seine Schuld. „Alter," sagte der Major, und reichte ihm die Hand; „da hast du wahrhaftig einen dummen Streich gemacht!"

„Ja, weil ich mit dummen Menschen zu thun hatte. Wären Sie's nur gewesen, wir wollten einmal sehen, ob nicht Alles jetzt sagen würde: der Hennig fängt doch seine Sachen immer gescheidt an! Denken Sie nur an die Frau Majorin. Es war eben so; nur mit andern Leuten.“

„Das ist auch wahr, und du hast es gut gemeint. Aber, Hennig, nun sag einmal“ — Er setzte ihm die Sache nach seiner Art auseinander, und erklärte ihm das vierte Gebot.

Warum, frag' ich, erwiederte Hennig mit Eifer — warum müssen Kinder den Eltern gehorchen? Weil sie das Leben und so viel Gutes von ihnen haben. Nun, Milchen hat das Leben von ihrer Mutter, und muß ihr darum gehorchen. Aber heute hat sie das Leben auch von Seibold bekommen; und dem sollte sie nun nicht gehorchen müssen? Und ist sie nicht von Seibold fast ganz erzogen? Und hat sie nicht von ihm das Gute, warum wir Alle sie so lieb haben? Ja, es fragt sich, wer ihr mehr Gutes erwiesen hat: die Mutter, oder Seibold. Darum sag' ich, sie ist Seibolden so viel Gehorsam schuldig, wie ihrer leiblichen Mutter.

Das überzeugte den Major noch nicht. Er

sah sehr bald, wie viele Mißbräuche von solchen Grundsätzen gemacht werden könnten. „Nein, nein, Hennig. Mit Eltern und Kindern das ist etwas Heiliges. Man kann hundert Menschen aus dem Wasser holen, ohne sie darum eben lieb zu haben. Wäre das eben so wie mit der Elternliebe, so würden wohl nicht zehn Thaler dafür bezahlt, wenn man einen rettet. Die Elternliebe ist heiliger. Das lasse ich mir nicht ausreden, ob ich gleich nicht so recht sagen kann, warum. Es steht in der Bibel und hier in der Brust.“<sup>192</sup>

Warum steht denn in der Bibel auch: soll Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen? So muß das wohl noch heiliger seyn! Und in der Brust steht es auch: Sie haben's ja selbst gefühlt. Hätte Ihr Vater damals noch gelebt und was dagegen gehabt — ich wollte nur gesehen haben, was Sie gethan hätten!

„Mein Vater würde auch nichts dagegen gehabt haben, Hennig. Aber, wäre das gewesen, stehst du, so hätt' ichs gelassen, oder — Ja, so recht weiß ich nun wohl nicht, was ich da gemacht haben würde. Das vierte Gebot steht mir im Wege; es ist gleich das erste in

der zweiten Tafel, oben an, noch über dem fünften. Stehst du, es ist wohl noch schlimmer, seinen Eltern ungehorsam zu seyn, als einen Menschen umzubringen. In dem Gebote liegt etwas Heiliges; und wer seine Eltern nicht ehrt, der ist zu nichts nütz in der Welt."

„Hm! freilich! Aber hier mit Milchen und Selbold ist das doch ganz anders, Sie mögen auch sagen, was Sie wollen."

„Das ist wohl wahr; und sieh! einen Finger wollt' ich d'rum geben, wenn die Belden glücklich werden könnten. Ich will mit Selbold und Emilien weinen bis an mein Ende, und sollte ich in meinem Leben keine vergnügte Stunde mehr haben; aber ein Loch durch's vierte Gebot mach' ich nicht. Hat die Mutter Unrecht, so mag sie es einmal vor Gott verantworten. Ich habe damit nichts zu thun, so lange ich nicht besser weiß, was Recht ist. Rathen will ich zum Guten; und weiter nichts."

Als Hennig weg war, dachte der Major an seine eigene Tochter. „Wenn das Mädchen es sich einmal einfallen ließe, ihr Herz an einen Andern als an Hennig zu geben! Der Donner! Die Mutter hat doch wohl Recht; denn

das litte ich ja nicht, und wenn sie noch blässer wäre, als Emilie. Oder der Hennig machte mir wunderliche Sprünge, und verliebte sich in ein andres Mädchen. Ja, ich wollte ihn! — Aber, wenn sie nun auch in's Wasser stürzte, und ein hübscher ehrlicher Mann spränge ihr aus Liebe nach, und jöge sie wieder heraus? Der Teufel! das wäre doch eine dumme Geschichte!" Er lief eilig zu seiner Frau hinüber, und sagte: „Höre, liebes Hännchen, laß die Kleine ja nicht anders an's Wasser gehen, als wenn Hennig dabei ist! Mir ist da eben ein Gedanke eingefallen. Sag' einmal: wie steht es denn mit Hennig und Hännchen?"

Die Majorin wußte viel Schönes von Beider Liebe zu einander zu sagen. Hennig hält recht viel auf das kleine Mädchen; und auch Hännchen hat den Bruder Hennig von Herzen lieb. Jetzt ist sie noch ein Kind; aber laß sie nur erst größer werden, lieber Mann: dann geht gewiß alles glücklich. Das Mädchen wird schön wie ein Engel, und Seibold meint, Herz und Kopf säßen bei ihr an der rechten Stelle.

„Der arme Seibold! ich wollte, er spräche nur erst wieder! Wenn er's beschlafen hat, dann

will ich doch einmal mit ihm reden, wie ein Mann.“ Unruhig legte der Major sich nieder, und bis Mitternacht hielten Sorge und Kummer seine Augen offen.

Am folgenden Morgen kam ein Brief von Emilien an den Major. Auf dem zweiten Umschlage stand: „ich bitte Sie, lieber Onkel, diesen Brief Seibolden vorzulesen. Er enthält die Entscheidung seines und meines Schicksals. Noch einmal, lieber Onkel, lesen Sie ihn ja nicht früher.“

Der Major ging zu Seibolden, der ihn mit einem langen Händedruck empfing. „Ich habe hier einen Brief von Emilien, den ich Ihnen vorlesen soll. Klegeln Sie einmal die Thür zu, daß wir ungestört, als Männer und Freunde, mit einander überlegen können. Wir wollen doch hören, was ein Mädchen uns bei dem Falle zu rathen weiß.“ Er brach das Siegel auf, und fing an zu lesen.

„Ich schreibe diesen Brief an Sie, lieber Seibold, nicht unter Thränen, nicht unter dem verwirrenden Toben einer Leidenschaft, gewiß nicht, sondern mit aller Ruhe und Besonnenheit, die mein Herz in dieser schlaflosen Nacht hat sammeln können.“



„Es haben mehr Menschen eine schlaflose Nacht gehabt, Fräulein Emilie!“ brummte der Major.

„Ich habe Sie lange geliebt, und Sie wissen es eben so lange.“

Der Major sah Seibolden fragend an. —  
Leider! sagte dieser.

„Auch Sie liebten mich. Daran kann ich jetzt nicht mehr zweifeln.“

Seibold stand seufzend auf. Der Major sagte: „also auch wahr?“

„Ich habe Ihnen viel zu sagen; aber was ich Ihnen sage, kommt aus dem Grunde meiner Seele. Nichts wird meine Entschlüsse ändern. Das versichere ich Ihnen bei dem Augenblicke, da ich wieder in's Leben zurückkehrte, und Sie an meinem Bette knien sah. Ich kann mir keinen heiligern Augenblick in meinem ganzen Leben denken, nur den ausgenommen, wenn Sie einmal sterbend in meinen Armen lägen, ich an Ihrem Bette kniete, und Sie mir versicherten, daß ich Sie glücklich gemacht hätte.“

Der Major schüttelte heftig den Kopf,  
wischte

wischte sich die Augen, und hustete eine Thräne weg, die so eben hervorbrechen wollte.

„Ich habe den Umfang meiner künftigen Pflichten genau überdacht, und bin jeden Augenblick bereit, in die Ewigkeit einzutreten, ohne zu zittern.“

„Nun Milchen, Gott gebe, daß du das kannst! und wir Alle, Amen!“

„Hätte ich zwischen meinem und meiner Mutter Glücke zu wählen, so opferte ich ohne Bedenken mein eignes auf.“

„Nicht so! brav! Wenn doch die Mutter den Brief sähe!“

„Ich würde meine Hand ohne Seuffzen meinem Manne geben, den ich nicht liebte, wenn ich dadurch meine Mutter retten könnte. Das weiß ich, und so bin ich ruhig.“

„Ich auch, Gott Lob!“

„Aber soll ich wohl mein Glück aufopfern, um ein elendes Vorurtheil meiner Eltern nicht zu beleidigen? Das hieße ja, die Kinder als Sklaven an Thorheiten, an Verbrechen, verkaufen. Nein, das wollte die Natur nicht. — Sie werden mir vielleicht widersprechen. Aber beweisen Sie mir, daß meine

„Mutter das Recht hat, ein solches Opfer von  
 „mir zu fordern; und ich will meine Hand  
 „auf der Stelle dem Präsidenten Selenberg  
 „geben, dem sie mich bestimmt.“

„Aller Welt Teufel!“ rief der Major,  
 und sprang auf. „Selbold, retten Sie, ent-  
 führen Sie das Kind! Da hat sie Recht.  
 Nein, hier hört das vierte Gebot auf, und  
 alle andern Gebote dazu. Selenberg? der  
 Sünder, gegen den Judas Ischarioth und Kain  
 Hellige sind? Ein Kerl, so ausgedörret, als hät-  
 te er schon ein Jahr lang in seiner Heimath,  
 am Galgen, gehangen? Sie kennen den Mens-  
 chen wohl nicht, lieber Selbold. Er spricht  
 durch die Nase, als ob ihm das Nasenbein  
 fehlte. Ein Religionspötker und ein Mens-  
 schenquäler, ein wahrer Pontius Pilatus, der  
 das Gute kennt, sich die Hände wäscht, und  
 alles Böse thut! Was? dem soll das Mädchen  
 aufgeopfert werden? Reden Sie, Selbold.  
 Sind die Kinder auch denen Eltern Gehorsam  
 schuldig, die sie dem Moloch in die glühenden  
 Arme legen, wie es da in der Bilderbibel steht?  
 Denn so ein Moloch ist der Selenberg selbst.  
 haftig.“

Seibold hatte Mühe, ihn wieder zu beruhigen. „Nein,“ rief der Major; „das heißt ja heidnisch mit den Kindern umgehen! . . . An den Selenberg? Gott behüte! Das wäre ja, wie in der Türkei! . . . Aber wir müssen doch sehen, was die arme Kreuzträgerin weiter schreibt.“

„Ja, diesem verächtlichen Menschen hat meine Mutter meine Hand zugedacht. O Seibold, es ist Nothwehr, was ich thue.“

„Das ist es! Und wenn sie sich in die Mühlräder stürzte, so wäre es Nothwehr.“

„Ich könnte mich und meine Hand dem ersten besten ehrlichen Landmanne antragen, den ich fände, um dem Elende zu entgehen, das mir in einer Verbindung mit diesem Nichtswürdigen drohet. Mein Glück könnte ich opfern; aber auch meine Tugend, mein moralisches Gefühl? Das müßte verloren gehen, wenn ich des Elenden Gattin würde; und ein solches Opfer kann selbst Gott nicht verlangen.“

„Gott erbarme sich, daß eine Tochter so was von ihrer Mutter sagen muß!“ Er warf den Brief auf den Tisch. „Und Milchen ist

nicht die Einzige, die so zu klagen hat. Lieber Gott, Selbold, es ist ein Unglück, daß die Eltern bei den Verheirathungen ihrer Kinder an weiter nichts, als an den Geldsack, denken. Ein Titel, gutes Einkommen, und dann höchstens ein unbescholtener Name: das ist alles, was man in Erwägung zieht. Ob das junge Ding, das sie mit Freuden ausstatten, ihre Tugenden, oder, wie es Mädchen da nennt, ihr morallisches Gefühl, einbüßt, daran denkt kein Mensch. Sehen Sie nur, meine Schwägerin ist gerade nicht so böse, wie Sie wohl glauben mögen, aber herzlich unwissend in allem, was die Ewigkeit angeht. Zum Glück paßt mein Bruder für sie; er ist bei ihr nicht schlimmer geworden. Glauben Sie wohl, daß ich, wenn das Unglück sie zu meiner Frau gemacht hätte, jetzt ein Teufel an Bosheit, Zorn und Menschenfeindschaft seyn müßte? Aber daran denkt kein Mensch. — Na, wir wollen weiter lesen."

„Ich fordere Sie auf, Sie, dem ich einen  
 „großen Theil meines Guten verdanke, mir  
 „dieses Gute auch zu erhalten, und mich aus  
 „dem Abgrunde der Verzweiflung zu retten,  
 „in den meine Mutter und mein Bruder mich  
 „stürzen wollen.“

„Alle Teufel! Der Bruder? Sie meint den Kammerjunfer. Gnade dir Gott, wenn du mir einmal unter die Fuchtel geräthst! Ich will dir das Kuppeln vertreiben!“

„Wenn Sie hier noch bei Ihrem Nein beharren, so fühle ich mit Thränen im Auge und Herzen, daß Sie gestern besser gethan hätten, mich dem Wasser zu überlassen. Ich beschwöre meinen Onkel, Sie, den Mann, in dessen Hand mein Glück, mein Leben und meine Tugend liegen, bei sich zu behalten und Sie nicht in die weite Welt gehen zu lassen, wie Sie es Willens sind. Dagegen verspreche ich, ruhig zu seyn, mein Schicksal abzuwarten, und — wenn Sie mich überzeugen können, daß es meine Pflicht ist, dem Glücke meines Lebens um eines Vorurtheils willen zu entsagen — meine Hand dem Ersten Besten zu geben, der nur ein ehrlicher Mann ist.“

„Emilie.“

„Das ist ein Brief!“ sagte der Major; „den sollte man drucken lassen, und allen Müttern dediciren. Aber, was schreibt sie denn davon in die weite Welt gehen? Das ist nichts! Die Hand darauf, wie ein ehrlicher Mann,

daß Sie bleiben wollen, und thun, was Sie schuldig sind, und ablauern, ob nicht die Schwägerin am Ende doch noch schwachmatt wird."

Ablauern, Herr Oberstwachtmelster? Das kam nicht aus Ihrem Herzen! Wenn es nun Pflicht ist, zu gehen?

„Pflicht? Und das arme Ding spränge dann freiwillig von der Brücke! Ablauern! Das ist freilich ein Spitzbubenwort. Et nun! manchmal trillen sie einen auch so lange, bis man gezwungen ist, so etwas herauszustossen! . . . Wenn's nun aber mit dem Gewissen bestehen könnte, daß Milchen Ihre Frau würde: was dann? Antwort!"

Dann? O, ich würde . . . Emilie mein! O Gott!

„Topp, lieber Herr Better!" rief der Major, und umarmte Selbolden. „Zwar weiß ich noch nicht, wie es werden soll, daß wir unser Gewissen dabel bewahren; aber das wird sich ja finden. — Sie bleiben also hier in Söllingen, lieber Better?"

Das versprach Selbold auf vieles Bitten mit einem Handschlage. Nun ließ der Major seinen Renner satteln, und ritt im Galopp nach

Moorberg, weil er wissen wollte, ob Emilien auch nichts zu leiden geschehen wäre.

Es war ihr nicht so schlimm gegangen, wie man bei dem Charakter ihrer Familie wohl glauben sollte. Die Mutter mußte freilich sehr aufgebracht seyn, als sie auf einmal den Eßsaal leer sah; sie lief indeß nur in ihr Zimmer, und weinte da bitterlich vor Scham und Zorn. Auch ihr Mann hatte sich auf sein Zimmer geschlichen, um seiner Frau aus dem Wege zu kommen und einen Dompfaffen eine neue Melodie zu lehren. Aber in des Kammerjunkers Brust kochte Gift und Galle.

Er schlug die flachen Hände klatschend zusammen, und rief: möchte die Nasende Alles gethan haben — was geht es mich an! Aber einen éclat, einen solchen éclat, der sich gar nicht maskiren läßt! Gewiß erfährt der Hof die lächerliche Sache, und dann macht Alles mir grinrende Gesichter. Ich wollte, der Teufel holte den albernen Major mit seiner Kelterei! Ist es nicht, als ob ihn ein böser Genius unbeständig in die Quer schickte?

Er überlegte einige Minuten, was zu thun sey, um den éclat, wo möglich, zu unterdrük-



ten; dann ging er zu seiner Mutter. So bald diese einen Menschen hatte, mit dem sie sprechen konnte, brach ihre Wuth über Emilien, den Major und Seibold sogleich hervor. Sie sprang auf, und wollte zu ihrer Tochter hin. Karl hielt sie zurück. Liebe Mama, sagte er, darüber beklagen wir uns ja eben, daß Emilie und ähnliche Menschen immer dem Antriebe ihrer Gefühle blindlings folgen. Sie sind jetzt zornig, liebe Mama, und werden Emilien, wenn Sie zu ihr kommen, mißhandeln. Dann wird sie erbittert werden, und aus Troß das nicht thun, was Sie wünschen. Was kommt bei dem Lärmen heraus? Nichts, als daß die Domestiken in der Nachbarschaft zu erzählen haben. Wir müssen wahrhaftig jeden éclat vermeiden. Meinen Sie, Selenberg würde eine Närrin heirathen, die man eingesperrt hätte, damit sie nicht mit einem gemeinen Kerl davon laufe? Ich stehe Ihnen dafür, sie wird nicht weglauferen. — Die Mutter ließ sich durch diese Vorstellungen besänftigen, und nun überlegte sie mit ihrem Sohne, wie man Emilien behandeln mußte, daß sie Selenbergen ihre Hand gäbe.

Verächlicher kann wohl nicht leicht ein

Mensch seyn, als eben dieser Präsident Selenberg. Er wurde bei seinem sanguinischen Temperamente schon in der frühesten Jugend verführt, und war bald ein ausgemachter Wollüstling. Aus Frankreich und Italien, wo er in dem Genusse aller Arten von grober Sinnlichkeit noch die letzte Kraft seines Körpers und den Ueberrest seines moralischen Gefühles zugesetzt hatte, kam er wie ein Skelett zurück. Es fehlte ihm nicht an Geist und an einer gewissen Feinheit im Umgange; deshalb war er am Hofe sehr beliebt, zumal da er auch ein beträchtliches Vermögen besaß, das er als Mann durch eine Erbschaft wieder bekommen hatte, und da er eine Fete mit vielem Geschmacke anzuordnen wußte. Außerhalb seines Hauses war er immer heiter, und man sah die üble Laune nicht, die ihm seine körperlichen Schwächen verursachten. Er hatte alle Verdienste der großen Welt: Artigkeit, Polittur, Geschmack; übrigens keine moralische Tugend (die er auch sehr lächerlich fand), und nur Ein Laster: die Wollust. Dieser Instinkt beherrschte ihn aber so mächtig, daß er alles in der Welt aufopferte, um ihn zu befriedigen. Er war sonst sehr un-

schädlich, und that niemanden etwas zu selbe, bis die Wollust mit in's Spiel kam; dann aber konnte er ein Lieger seyn.

Dieser Mann hatte Emillen in Moorberg gesehen. Ihre frische Jugendfarbe, ihr schlanker, schön geformter Körper, das Sehnsuchtsvolle in ihren dunkel flammenden Augen, und hauptsächlich ihre Unschuld, erregten in dem entnervten Wollüstlinge noch einmal die mächtigen Gefühle seiner Jugend. Seine Augen verfolgten das schöne Mädchen bei jedem Schritte und bei jeder Bewegung. Er machte sich mit den feinsten Schmeicheleien an sie, und sie bemerkte ihn kaum. Doch selbst diese Vernachlässigung war ein Nichts mehr für seine Begierde, und er konnte sich unmöglich entschließen, seine Hoffnungen aufzugeben, da er sonst bei vielen Weibern sogleich Gehör gefunden, oder sie doch mit der Zeit verführt hatte. Er kam wieder; und Emille blieb sich gleich. Der elende Wollüstling begriff nicht, daß die Sehnsucht in Emillens dunkel flammenden Augen etwas Andres seyn könne, als Verlangen nach Wollust; und er betrog sich, wie er sich schon oft betrogen hatte, ohne deshalb an Unschuld und Keinheit der Seele glauben zu lernen.

Emille fing an, ihn zu vermehren, weil sie erfuhr, wie ausschweifend er gewesen war; er konnte es aber nicht über sich gewinnen, seine Pläne aufzugeben. Sobald Karl in der Hauptstadt ankam, drängte Selenberg sich an ihn, und brachte ihn mit der gehörigen Feinheit auf die Idee, daß Emille Hofdame werden sollte. Es gelang ihm zwar nicht, dies durchzusetzen; indeß schloß er sich immer vertraulicher an Karl, erwies ihm große Gefälligkeiten, und lehrte ihn auch, sich auf dem schlüpfrigen Boden des Hoftheaters fest zu erhalten. Mit dem Allen kam aber Selenberg nicht weiter; und was ihm Karl von Emillens Charakter sagte, gab ihm auch keine Hoffnung, sie jemals verführen zu können. So mußte er sich denn zu einem Schritte entschließen, vor dem er sich, als vor einer Thorheit, so lange gehütet hatte. Er sagte Karl, natürlicher Weise wieder mit großer Feinheit, und nach langer Vorbereitung: ich liebe Ihre Schwester, und bitte Sie um Ihre Fürsprache, wenn ich mich um die Hand der reizenden Schönheit bewerbe.

Karl antwortete nichts Bestimmtes, weil er Emillens Widerwillen gegen Selenberg schon

kannte; doch machte diese Aeußerung ihm großes Vergnügen. Vorthellhafter für ihn, den so ehrfüchtigen Menschen, konnte Emilie nie an gebracht werden; denn Selenberg war reich, und hatte Rang, persönliches Ansehen am Hofe, und durch seine mächtige Familie Einfluß auf alles im ganzen Lande. Und Emilie selbst? Die wird wohl noch lernen, dachte er, daß gerade ein Mann wie Selenberg der beste ist! Sie wird ja bei ihm leben können, wie sie nur will!

Als er nun wieder nach Moorberg kam, um sich dem Grafen von Espenbruch vorstellen zu lassen, theilte er seiner Mutter Selenbergs Aeußerung mit, und setzte ihr alle die Vorthelle aus einander, die er sich von Emillicns Verheirathung mit dem Präsidenten versprechen könnte. Selenberg, sagte Karl, hat sogar auf den Grafen Espenbruch Einfluß! — So viel wäre nicht einmal nöthig gewesen, die Mutter ganz auf seine Seite zu ziehen. Beide überlegten nun, wie Emilie, trotz ihrem offenbaren Widerwillen gegen den Präsidenten, dahin zu bringen wäre, daß sie ihre Einwilligung gäbe.

Man wollte Emilien nach und nach gewinnen. Karl hatte schon angefangen, ihr die Reihe

des Stadtlebens und des Hofes zu schildern. Sie gab kaum Acht darauf; erkehrte sich aber daran nicht, und glaubte, durch Wiederholung mit neuen schimmernden Farben endlich dennoch zu seinem Zwecke zu kommen. Auf einmal wurden ihm durch Emillets dreisten Schritte die Augen geöffnet. Er fand nun in ihrem Herzen Schwierigkeiten, aber zugleich auch Mittel, sich zu helfen. Der Plan wurde mit der Mutter verabredet, und dann ging Karl sogleich zu seiner Schwester.

Emille erschrak, als sie ihren Bruder kommen sah, weil sie nicht viel Gutes vermuthete. Er nahm ihre Hand, und sagte in einem mitleidigen Tone: ich bedaure dich, liebe Emille. Freilich begreife ich sehr wohl, daß ein junges Herz, wie das deinige, zu dergleichen süßen Irthümern kommen kann; aber liebes Kind, nimm es mir nicht übel, eine solche Leidenschaft, an die doch zuverlässig weiter Niemand von der ganzen Tischgesellschaft glaubte, als du, dein Geliebter, und höchstens der Onkel — eine solche Leidenschaft so öffentlich Preis zu geben: das war . . . Wenn ich nur wüßte, liebe Emille, wie du auf den Einfall gekommen

bist, das öffentlich zu sagen, was du schlechters dings heimlich sagen mußtest! Denn daß Mama eine solche Romanen-Verbindung zugeben würde, das hast du doch unmöglich glauben können. Seibold hat dir das Leben gerettet. Nun ja! Aber darauf kannst du dich nicht berufen; denn wenn der Schweinehirt hier in Moorberg dich aus dem Wasser gezogen hätte — was würdest du sagen, wenn er deine Hand zur Belohnung dafür verlangte? Es ist also offenbar, daß du darauf kein Recht gründen kannst. Tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn du geschwiegen hättest.

Emilie antwortete nicht, weil sie ihm nicht traute. Du hast, fuhr er fort, die ärgerliche Sache nun einmal in's Publikum gebracht; jetzt kann nur ein eben so rascher Schritt deinen guten Namen retten, und die Mama beruhigen. Die arme Mama! sie wird den Tod davon haben, wenn du bei deinem Sinne bleibst! — Den Tod? fragte Emilie, schnell erblassend; den Tod? meine Mutter? O Karl, darf ich sie sehen? — Ja, liebe Emilie, antwortete er sanft; sie selbst verlangt nach dir. Ihr Herz ist gebrochen, liebe Schwester. In der That,

du hast sie nicht kindlich behandelt! — Jetzt sprang Emilie laut weinend auf, und bat ihn, sie zu ihrer Mutter zu bringen.

Er wollte sie erst vorbereiten; aber sie stürzte bei ihm weg, in das Zimmer ihrer Mutter, und er folgte ihr. Die Mutter saß auf dem Sofa, und hatte ihr Gesicht auf ein Polster gelegt. Emilie warf sich ihr zu Füßen, ergriff ihre Hand, und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. Das Muttergefühl erwachte bei der Frau von Halden einmal. Sie hob das Gesicht von dem Polster auf, und blickte mit weinenden Augen auf ihre Tochter. Diese Stellung, diese Blicke waren in der Familie so ungewöhnlich, daß Beide jetzt desto inniger fühlten, was eine Mutter der Tochter ist, und was eine Tochter der Mutter seyn soll. Ach, Emilie! seufzte die Mutter mit gebrochenem Herzen. Emilie hob die Arme zu ihr auf, und rief: „o, theure Mutter, vergeben Sie mir! Ja, ich will Alles thun, was Sie wünschen. Alles! alles!“

Alles? erwiderte die Mutter, indem sie ihre Arme um Emilien schlang, und sie an ihre Brust zog. Diese zärtliche Umarmung, auf



welche Emilie nicht gerechnet hatte, vollendete den Triumph der Mutter. Emilie fühlte in diesem heiligen Augenblicke nichts, als daß sie Tochter war. „Alles, alles,“ rief sie, „was Sie nur fordern!“

Nun bist du meine Tochter wieder, sagte die Mutter. So bitte ich dich, Kind, gib deine Hand dem Präsidenten Selenberg!

Emilie wurde bleich, und ein heftiger Schauer durchflog alle ihre Glieder. Sie wendete sich trostlos ab, und hob die zitternden Hände zum Himmel auf. „Nennen Sie einen andern Mann, liebe Mutter,“ sagte sie endlich mit leiser Stimme; „ich will ihn nehmen, will unglücklich seyn, weil Sie es wünschen. Aber nennen Sie einen andern Mann!“

Warum willst du Selenbergen nicht? fragte die Mutter, und ihre Schläfe wurden blutroth. Warum? Sag deine Gründe!

„Welt er ein ausschweifender, abscheulicher Mensch ist. O, ich bitte Sie, liebe Mutter. . .“

Sey vernünftig, Emilie! Selenberg ist ein angesehener Kavaller, den der Hof schätzt; er hat Vermögen und durch seine Familie den größten Einfluß. Nun ja, er ist wild gewesen;

sen; aber das sind alle junge Leute. Du wirst ihn schon forrigitren.

„Ach, Mutter, ist Ihre Emilie nur dazu bestimmt, einen elenden Menschen zu bessern? Soll ich selbst denn nicht glücklich seyn?“

„Das bist du ja, wenn du Selenbergen deine Hand giebst: am Hofe, reich, geehrt, und im Stande, Karl bei seinen Plänen zu helfen.“

„O, liebe Mutter, um Karl zu helfen, soll ich verzweifeln? Bin ich denn nicht Ihr Kind, wie er? Gott erbarme sich meiner!“

„Das sind Possen. Genug, du mußt. Karl hat Selenbergen schon sein Wort gegeben.“

„Karl?“ fragte Emilie, und betrachtete ihren Bruder. „Wenn er das Recht hat, meine Hand zu versprechen, so habe ich das Recht, sie zu verweigern. Selenberg wird nie mein Mann; glauben Sie mir das, Mutter.“ Sie versank in sich selbst.

„Ich werde Mittel finden, dich zu zwingen!“ rief die Mutter in aufwallender Hitze.

„Das werden wir gewiß, du verlebte Romanenheldin!“ sagte Karl, seine Kälte verherrlichend.

Emilie sah ihm kalt und mit Verachtung in's Gesicht. Elender Mensch! sagte sie dann, und ging mit diesen Worten stolz aus dem Zimmer.

Mutter und Sohn standen betreten da; der selne Karl wußte nicht einmal, daß er sich in dem Neße seiner eigenen Niederträchtigkeit gefangen hatte.

Emilie ging auf ihr Zimmer, und Karl folgte ihr bald dahin nach, um die Sache wieder in's Geleise zu bringen. So wie er in die Thür trat, klingelte Emilie, und ihre Jungfer kam. Karl sagte: Emilie, ich habe mit dir allein zu sprechen. Emilie sagte: du bleibst hier, liebes Kind. — Sie geht! rief der Kammerjunker mit zornigem Gesichte; und das Mädchen eilte aus dem Zimmer.

Karl fing an zu reden; Emilie nahm ihre Harfe, und spielte. — Emilie! rief Karl erregt! Ich rathe dir . . .! — Emilie sagte bitter: „Zum Herrn meiner Hand hat dich meine Mutter gemacht; aber Herr meiner Ohren werd' ich doch bleiben!“ — Er mußte zuletzt gehen, da sie schlechterdings nicht auf ihn hörte.

Die Mutter wollte Strenge gebrauchen;

Karl verhinderte das aber. Strenge, sagte er, wird sie noch hartnäckiger machen, als sie schon ist. Man überließ nun Emilien sich selbst, und nahm sich nur vor, sie genau zu beobachten. In der Nacht schrieb sie den Brief, den die Leser schon kennen. Früh Morgens sah sie einen Bauer, dem sie Wohlthaten erwiesen hatte, warf ihm den Brief aus dem Fenster zu, und bat ihn, daß er damit sogleich nach Sollingen gehen möchte.

Endlich kam der Major in vollem Galopp, und ellte, sobald er vom Pferde gestiegen war, die Treppe hinauf, zu seiner Schwägerin. „Was macht Emilie?“ fragte er gleich beim Eintritt, mit einem Gesichte, auf dem schon Gewitterwolken hingen.

Der Major war der einzige Mann, den Karl und die Mutter fürchteten. Er sprach seit langer Zeit bei allem mit, was in Moorberg geschah, und hatte gleichsam ein väterliches Ansehen im Hause. Zwar that man nichts von alle dem, was er wollte: aber man zitterte doch vor seiner Freimüthigkeit, die niemanden verschonte. Liebe Mama, sagte Karl oft zu seiner Mutter, bedeuten Sie doch dem Major

einmal in Ernst, daß er hier nicht mitzusprechen hat! — Eben dasselbe sagte Frau von Halden ihrem Manne. Der Kammerherr mußte freilich sonst immer thun, was seine Frau von ihm forderte; doch in diesem Falle wies er sie mit den Worten ab: das sag du dem Major selbst! Er fürchtete seinen Bruder, wie seine Frau und Karl.

Emilie, antwortete Frau von Halden dem Major, ist eine Narrin, die das vierte Gebot vergessen hat; und Sie, Herr Bruder, werden wohl daran thun, wenn Sie das Mädchen nicht in Ihrer Narrheit bestärken. Mein Mann und ich, wir sind Eltern, und wissen für unsere Kinder selbst zu sorgen.

„Ihr Mann? mein Bruder?“ antwortete der Major. „Daß Gott erbarm! Der hat sich ja das Regiment aus der Hand winden lassen. Er weiß wohl noch nicht einmal, was hier mit Emilien werden soll! . . . Ist Emilie auf ihrem Zimmer?“

Ja; aber ich habe ihr verboten, Besuche anzunehmen.

„Ich bin kein Besuch; ich bin Ihres Vaters Bruder.“

„Nun ja! Aber sie soll Niemanden sprechen, ohne daß ich dabei bin!“ antwortete die Mutter, und ging mit ihm.

„Was ich Emilien zu sagen habe,“ erwiderte der Major im Gehen, „das kann meinethalben gedruckt werden.“

Als er zu Emilien in das Zimmer trat, lief sie ihm mit einem Freudengeschrei entgegen. O, mein gültiger Oheim! rief sie, und hängte sich an seinen Hals. Er drückte sie mit Vergnügen an sein Herz, da er sie so wohl sah, schwieg aber, weil er nicht wußte, wie er in Gegenwart der Mutter zu sprechen anfangen sollte. Frau von Halden ließ es sich nicht einfallen, daß der Major ihr Vorhaben mit dem Präsidenten Selenberg schon wußte, und sagte spitz: nun! so ist es recht, wenn der Onkel eine ungehorsame Tochter in Schutz nimmt!

„Ungehorsam? Was nennen Sie ungehorsam?“

Die Mutter suchte auszuweichen. Sie werden es doch wohl nicht hübsch finden, daß Emilie sich einem Menschen . . . ich will mich nur gelinde ausdrücken . . . einem Menschen, der nicht von ihrem Stande ist — daß sie sich

einem solchen Menschen öffentlich in einer großen Gesellschaft anbietet, als wäre sie mannstoll?

„Hm!“ sagte der Major: „hübsch find' ich das nicht; unbesonnen find' ich's, und hab' es schon gestern so gefunden, ob ich gleich begreife, wie Emilie sich von ihrer Dankbarkeit so hinreißen lassen konnte. Ja, unbesonnen find' ich's. Aber,“ fuhr er mit fürchterlich funkeln den Augen und lauter Stimme fort — „höllisch, teuflisch, mehr als teuflisch, find' ich's, daß ihr das Mädchen da an' das ausgemergelte Gespenst, an den Schurken, den Selenberg, verkuppeln wollt. Was? Ihr könnt euch unterstehen, dem unschuldigen, jungen, keuschen, und — ja, auch das will ich sagen — Liebe verlangenden Mädchen einen Menschen vorzuschlagen, dessen Blut nichts ist als höllisches Gift aus den Pariser Bordellen, dem die Sünde aus dem Triangelgesicht, aus den todtten Glasaugen, aus der welken bleichen Haut lebendig hervor guckt? Hölle, Tod und Teufel! Meine arme, verlassene Emilie soll Witwe werden, ehe sie noch Frau ist? sie soll verwelken, ohne von einer Minute ihres Lebens sagen zu können: ich war glücklich? — So

habt ihr's mit dem Mädchen im Sinne; und ihr wollt noch ein Wort dagegen sagen, wenn sie Lust hat, einem gesunden, tugendhaften, klugen Manne, einem Manne, ohne den sie nicht mehr lebte, ihre Hand zu geben? . . . Sey ruhig, liebe Emille. Ehe du Selenbergs Frau werden sollst, — das schwör' ich dir bei meiner Seltsamkeit! — eher will ich deinem Bruder den Schurkenkopf vom Kumpfe hauen, und hler das Mord- und Raubnest anstecken. Gott weiß, ich habe in Feindes Land nicht gesengt und gemordet; und hier zwingen sie mich dazu!"

Frau von Halden wurde darüber, daß der Major ihren Plan schon wußte und ihn nun vereiteln wollte, weit zorniger, als über sein Schimpfen. Sie stieß Emillen heftig von sich, und rief: das will ich dir gedenken! Ich will dich deine Mutter beklatschen lehren! — Emille taumelte zu Boden, mehr, weil sie nicht auf den Stoß gefaßt war, als von dessen Heftigkeit. Der Major hob sie auf. — „Wie?“ sagte er etwas sanfter, weil Emille sein Mitleid erregte: „soll das Kind es nicht seinem einzigen Freunde klagen, soll es nicht seine Arme nach Hülfe ausstrecken, wenn die Mutter es dem Woloeh



opfern will?“ Er drückte Emillen an seine Brust, und küßte sie. Schnell ging sein Mitleiden wieder in die größte Hestigkeit über, und er rief: „nein, Madame! meines Vaters Enkelin sollen Sie nicht mißhandeln! . . . Komm Milchen!“ Er faßte ihre Hand, führte sie in den Vorsaal, und rief aus dem Fenster: „Hens nig, saddle auch den Goldsuchs! . . . Du sollst zu mir, Emillie.“

Frau von Halden fühlte, daß alles verloren wäre, wenn der Major ihre Tochter mit nach Collingen nähme. Sie sah im Geiste Emillen schon mit Seibolden kopulirt. In der Angst lief sie nach ihres Mannes Zimmer, öffnete die Thür, und schrie ihm zu: komm heraus, und rette deine Tochter! — Der Kammerherr gerieth über das fürchterliche Gesicht seiner Frau in großen Schrecken. Er sprang auf, und fragte: ist schon wieder ein Unglück geschehen? — Karl kam dazu, und die Mutter machte ihn tobend mit des Majors Absicht bekannt. Bruder! rief der Kammerherr nun, halb bittend, halb drohend: was soll das in meinem Hause? — „In deinem Hause? Toffel, du hast noch die Dreistigkeit, so zu sprechen? Wenn du Va-

ter und Herr hier bist, so sage mir doch: an wen wollen denn deine Frau und dein Sohn Emilien verheirathen?" — Verheirathen? erwiederte der Kammerherr; ich weiß von nichts.

„Stehst du? Schäme dich, Löffel! Der Bursche da will die Hand deiner Tochter verschachern, und du weißt nicht ein Wort davon! Ja, ja! verschachern an einen Schurken, für den eine H . . e noch zu gut seyn würde: an Selenbergen! Du, Herr im Hause? ein Miethsmann bist du, dem der Junge da aus Gnade sein Zimmerchen läßt! . . . Emilie soll mit mir nach Sollingen!"

Der Kammerjunker wollte sich in die Sache mischen; seine Mutter bat ihn aber, zu schweigen, weil der Major schon mit einem fürchterlichen Gesichte auf ihn zu trat. Emilie hätte jetzt ohne Widerrede mit nach Sollingen reiten können; sie näherte sich aber ihrer Mutter, und sagte: liebste Mutter, versprechen Sie mir, kein Wort weiter von Selenbergen zu reden; und ich bleibe hier. Die Mutter versprach das; und der Bruder wollte es ebenfalls versprechen. „Still, Bursche!" rief der Major; „du hast hier nichts mitzureden! Und ich rathe dir, dein

Ruppeln bleiben zu lassen, wenn ich dich nicht furchteln soll, daß du vier Wochen lang nicht gehen und stehen kannst!"

Frau von Halden machte aus der Noth eine Tugend, und umarmte Emilien, weil es das beste Mittel war, den Major zu versöhnen; und wirklich wurde er bei diesem Anblicke so gleich wieder sanfter. Er sprach Emilien nachher einige Augenblicke allein. „Sie werden die nicht Wort halten, Emilie!" — Das weiß ich, lieber Onkel; aber ich will Seibolden zeigen, daß ich meine Pflicht thun kann, daß ich seiner werth bin. — Der Major versicherte ihr dagegen, daß Seibold in Sollingen bleiben sollte. Er machte ihr keine Hoffnungen; aber sie sah doch, daß er mehr für, als gegen ihre Liebe war, und sie wurde nun so heiter, als wäre sie schon die Braut des edlen Mannes. Der Major versprach ihr noch beim Abschiednehmen, öfters selbst zu kommen, und sich zu erkundigen, ob man ihr auch Wort hielt.

Er war zufrieden, weil er doch nun wußte, daß man Emilien nichts zu leide gethan hatte; aber desto unzufriedener waren die Mutter und Karl. Beide begriffen nicht, was der Major

und Emilie eigentlich gegen Selenberg hatten. Sie wollten das Mädchen gar nicht aus Haß mit dem Präsidenten verheirathen. Daß er ausschweifend gewesen war, wußten sie freilich, und eben so, daß er auf die schändlichste Weise unschuldige Mädchen verführte; allein solche Kleinigkeiten konnte man ihm ja wohl übersehen, da er Einfluß hatte, und reich, von gutem Hause, ein Mann von Welt, und bei Hofe beliebt war. Wie konnte Emilie je einen besseren Mann bekommen? Und der Major wollte den ganzen schönen Plan auf einmal wieder zerstören! Mutter und Bruder gaben zwar die Idee nicht auf, Emilien dahin zu bringen, daß sie einwilligte; aber Beide sahen ein, daß sie erst den verhaßten Major aus dem Spiele schaffen mußten. Karl ersann einen Plan, und theilte ihn seiner Mutter zum Ausführen mit. Freilich sah sie wohl ein, daß damit nichts gewonnen wäre; aber sie konnte doch dem verhaßten Major einen Verdruß machen; darum gab sie ihre Zustimmung. Der Kammerherr sollte, nach diesem Plane, dem Major allen Umgang förmlich aufsagen, und zwar in einem höhnischen, verächtlichen Tone.

Es war nicht leicht, den Kammerherrn zu einem solchen Schritte zu bewegen; er liebte seinen Bruder, so viel er jemanden lieben konnte, und überdies hatte er sich einige Worte entfallen lassen, aus denen man sehr deutlich merkte, daß er dem Major im Grunde nicht so sehr Unrecht gab. Indes, Frau von Halden wußte schon, wie sie sich gegen ihren Mann zu benehmen hatte. Sie jammerte, weinte, und maulte so lange, bis er endlich fragte, was ihr wäre. Nun kam eine ganze Klag, Klage über den Schwager. Er wird mich noch unter die Erde bringen, hieß es; alle Menschen, meine Kinder, und sogar meinen Mann, zieht er von mir ab. Sag, hab' ich das um dich verdient? — Der Kammerherr widersprach der Behauptung, daß sein Bruder ihn von ihr abzuziehen wollte. Nun fing sie noch lauter an zu weinen und zu klagen, bis er ihr Recht gab, doch mit dem Zusatz: es würde dem Major nicht gelingen. Sie erwiederte dagegen: es ist ihm schon gelungen; sonst würdest du es nicht so hingehen lassen, daß dieser Satan mich mit Häuten schlägt. (Sie war in einer Verhandlung, wie die gegenwärtige, nicht weniger bibelfest, als der

Major.) — Was verlangst du denn von mir, liebe Frau? fragte der Kammerherr endlich. — Du mußt ihm schreiben: er soll keinen Fuß mehr nach Moorberg setzen, und nicht wieder sagen, daß er dein Bruder ist. — Liebe Frau, das geht nicht! — Nun weinte, klagte, maulte und schalt sie wieder so laut, daß die Dompfaffen schwiegen, die Turteltauben sich verkrochen, und die Kanarienvögel unruhig umherflogen. Als auch das noch nicht half, sprang sie auf, und rief: Ich möchte alle diese Thiere würgen, die du lieber hast, als deine Frau! Um nur seine Lieblinge zu retten, sagte der Kammerherr in großer Angst: Herzens-Frau, ja, ja; du hast Recht. Sag nur, was soll ich schreiben! — Sie zog ein Concept zu einem Briefe hervor, das Karl entworfen hatte. Er setzte sich und schrieb, obgleich mit heimlichem Seufzen über die harten Ausdrücke, an denen er nichts ändern durfte, weil seine Frau ihm über die Schulter sah.

„Was Henker!“ sagte der Major, als er den Brief bekam; „vom Bruder Toffel? Das ist ja ein Meerwunder!“ Er las einige Zellen vor sich leise; dann sagte er laut, halb lachend,

Halb ärgerlich: „hör' einmal, Hännchen! Hören Sie Setbold! Das schreibt er:“

„Ich muß dich bitten, lieber Bruder, mein Haus künftig ganz und gar mit deinen Besuchen zu verschonen, da du nur den Samen der bittersten Zwietracht zwischen Eltern und Kindern darin aussäest. Du hast meine Tochter gegen mich und meine Frau aufgehetzt, und sogar Gewaltthätigkeiten in meinem Hause verübt, die, wenn ich den Schutz der Gesetze aufforderte, dich in den Verdacht bringen würden, daß du rasend, oder ein Straßenräuber wärest. Ich bin Vater meiner Kinder, und will es auch bleiben; ich bin Herr in meinem Hause, und gebe die Versicherung, daß ich das erste Mal, wenn du meine Schwelle wieder betrittst, mein Hausrecht gebrauchen werde.“

„Ich könnte mich ordentlich freuen, wenn er Herz dazu hätte,“ sagte der Major dazwischen; „so wäre doch nicht alle Hoffnung verloren.“

„Mit meiner Tochter verblüte ich den Briefwechsel hinter meinem Rücken; sonst sehe ich mich genöthigt, alle brüderlichen Rücksichten

„aus den Augen zu setzen, und den Schutz  
 „der öffentlichen Gewalt gegen einen Menschen  
 „aufzurufen, der“

„Wie? was?“ Er las vor sich weiter...  
 „verächtlich genug dachte, eine Kammerjung-  
 „fer zur Frau zu nehmen, und nun auch mei-  
 „ne Tochter gern bereden möchte, einen seiner  
 „Domestiken zu heirathen.“

Der Major steckte den Brief mit einem fin-  
 stern Gesicht in die Tasche, umarmte seinen Nes-  
 fen, der eben in das Zimmer trat, ging dann  
 ruhig an seinen Schreibtisch, und schrieb:

„Deinen Brief, Bruder Toffel, habe wohl  
 „erhalten, und sehe daraus, daß du dich noch  
 „immer in der Gewalt deiner Frau befindest.  
 „Von deiner Hand ist der Brief geschrieben;  
 „ich hoffe aber zur Ehre unserer seligen El-  
 „tern, daß du ihn bloß abgeschrieben hast,  
 „oder, daß er dir diktirt worden ist. Du  
 „magst, wie der Kreuzträger Hlob, genug das  
 „bet gestöhnt haben. Die erste Pfeife Tabak,  
 „die ich rauche, will ich an deinem Briefe an-  
 „stecken, daß er nicht etwa nach meinem und  
 „deinem Tode in die Hände deines Sohnes  
 „Hennig fällt, der ja dabei vor Scham roth



„werden müßte, wie ein gefochter Krebs. Mit  
 „dem Hausrechte hat es nichts zu sagen, so  
 „lange der Säbel an meiner Seite hängt.  
 „Stehst du, mit dem sage ich dich und deinen  
 „Herrn Sohn, sammt seinem Blinde und sei-  
 „nen Tressen, von Dan bis gen Ber Seba.  
 „Sag deiner Frau, daß ich den letzten Tropfen  
 „Gift hinunter habe, und daß er mir weh ge-  
 „than hat. Aber er ist vergessen; denn eben  
 „trat dein Sohn Hennig in das Zimmer, und  
 „küßte mich. Uebrigens bin ich dein Diener  
 „in allen ehrlichen Dingen.“  
 „Dein Bruder Fritz.“

„D. S. Du solltest dich schämen, daß du  
 „dich bereden lässest, so etwas abzuschreiben. Es  
 „ist ein schlechtes Stück, das glaub mir; und  
 „es geht mir herzlich nahe, daß du so ein hül-  
 „fern Bild bist, das die Prinzessin Michal für  
 „den David ausgab. 1. Samuel. XIX.“

Als man diese Antwort in Moorberg gele-  
 sen hatte, saßen Mutter und Sohn mit dem  
 einfältigen Gesichte da, das man gewöhnlich  
 macht, wenn man auf etwas Entscheidendes in  
 einer Sache hofft, und am Ende etwas her-  
 auskommt, das sie noch mehr verwickelt. Er  
 wird

wird wegbleiben! hatte Karl gesagt. — Oder, war die Mutter eingefallen, er macht in seiner schrecklichen Hitze einen so auffallenden Streich, daß er überall Unrecht behält: eins von Beiden gewiß! Und nun war zu ihrem Verdrusse keins von Beiden geschehen. Der Major mußte beleidigt, erbittert seyn, und hatte doch so kalt, sogar, wie sie meinten, scherzend und spottend, geantwortet. Darin irrten sie sich aber. Der Major schrieb, wie er dachte, fühlte und sprach; und hätte er ihnen den Brief mit seinem Basse vordeklamirt, so würden sie ihn zornig genug gefunden haben.

Frau von Halden fing an, recht aus vollem Herzen zu weinen, da sie sich durch ihren Schwager so sehr unglücklich fühlte. Alles Mögliche, sagte sie, thut er mir zum Vossien. Erst verspricht er uns, ledig zu bleiben; dann nimmt er doch eine Frau, und noch überdies eine so zweideutige Kreatur, daß man allemal blutroth wird, wenn von ihr die Rede ist. Hennigen will er erziehen. Aber, großer Gott, was wird aus dem Jungen! Da muß er mit allem Bettelvolke umgehen, als ob es seines Gleichen wäre; und das Kind, das sie bei sich

haben, nennen sie seine Braut. Ein Hurkind soll die Gemahlin meines Sohnes werden! Nun zieht der saubre Herr Major gar auch Emilien an sich. Ein verdorbner Komödiant, ein Landstreicher, muß sie verführen; und dich, lieber Karl, dich haßt er, wie die Sünde, weil du deinem Stande Ehre machst. Nergerte es ihn nicht schon, daß du um die junge Gräfin Espenbruch her warst? Es sollte nur eine Bauerdirne gewesen seyn: dann hätte er dich geherzt und geküßt. O, ich weiß es wohl! Herunter sollen wir! Ihr alle Drei sollt so niederträchtig heirathen, wie er selbst: das ist sein Wille!

So klagte Frau von Halden, und so würde in ihrem Falle wohl manche Andre geklagt haben. Die meisten Menschen sind ja noch so schwach, daß ihnen die Humanität des Besseren Maseret scheint, und daß sie glauben, er thue ihnen Unrecht, wenn er sich ihrer unbedachten Unmenschlichkeit in den Weg stellt. Hunderte von Müttern, welche dies lesen, können vielleicht dem Major Recht geben; man bringe sie aber in den Fall, daß sie zwischen einem schlechten Menschen von ihrem Stande, und einem edlen Manne von geringerem, für ihre

Tochter wählen sollen: sie werden dann gerade eben so denken und handeln, wie Frau von Halden.

Das Projekt mit Selenbergen konnte nicht aufgegeben werden; denn die Vortheile einer Verblindung mit ihm waren zu sichtbar. Selenberg, sagte Karl, ist in der That so ausgemergelt, daß er höchstens nur noch einige Jahre lebt; dann ist Emilie die reichste Wittwe im ganzen Lande. Wie kann das Mädchen ihr und mein Glück so von sich stoßen! Ist Selenberg ihr Mann, so steige ich am Hofe, und bekomme durch seinen Einfluß die junge Gräfin Espenbruch. Wenn man mit dem tollen Major nur vernünftig sprechen könnte, er müßte das selbst einsehen. Das hängt ja an einander, wie das Einmal Eins. Emilie muß schlechterdings Selenbergen heirathen, wenn ich mein Glück machen soll; denn gäbe sie ihre Hand dem elenden Menschen da drüben in Sollingen — sagen Sie selbst, welche Familie im Lande, die auf Ehre hält, würde sich mit mir einlassen? Der Graf Espenbruch müßte ja befürchten, daß sein Schuster oder Schneider ihm eine Rechnung schickte, mit der Ueber-

Schrift: für meinen hochgeborenen Herrn Vetter an Arbeit fertig.

Der Mutter leuchtete das so ein, daß sie mit einem Schwure versicherte: Emilie sollte Selensbergen heirathen. Karl ging nun zu seiner Schwester, um ordentlich mit ihr über die Sache zu sprechen. Er setzte ihr Alles, was er der Mutter gesagt hatte, mit vieler Beredsamkeit aus einander, und sie hörte aufmerksam zu. „Bist du nun fertig?“ sagte sie dann. „Nun, so höre auch mein Glaubensbekenntniß. Du willst steigen; ich frage dich aber: warum? wozu? Unsere Familie, die Halden, unsre Nachkommen, sollen große Männer werden und die vornehmsten Stellen im Lande haben. So müßten denn künftig alle Herren und alle Fräulein von Halden es wieder so machen, wie wir; sie müßten, um in den ersten Stellen zu bleiben, Personen heirathen, die ihnen verhaßt wären, und Verbindungen aufgeben, in denen sie glücklich seyn würden. Nun sage mir einmal: wer von unsern Nachkommen soll denn am Ende der seyn, der das nicht mehr dürfte, für dessen Glück ich mein eignes aufopfern sollte?“

„Liebe Schwester, das Steigen selbst ist ja ein Glück.

„Für dich, ja; doch nicht für jeden, nicht für mich. Steige du immerhin, weil du darin dein Glück findest; aber laß mich fallen, weil ich das wünsche. Und — ich kann dich ja mit deinen eigenen Waffen schlagen. Die Halden stiegen; meine Kinder aber hießen Selenberg, und je höher deine Familie käme, desto tiefer müßte die meinige herunter. Ich sollte mich also für Fremde aufopfern; und das wirst du doch nicht von mir verlangen. Kurz und gut: ich nehme Selenbergen nicht; und nun mach, was du willst. Du lächelst? Ich versichre dir, wenn ich keine andere Wahl mehr hätte, als zwischen Selenbergen und den Mühlrädern, ich würde ohne Bedenken diese wählen. Du glaubst daran nicht, das weiß ich wohl. Aber stelle mich auf die Probe. Bringe Selenbergen her; und das erste Wort, das ich ihm sage, wird seyn: Herr Präsident, meine Mutter will mich mit Ihnen verheirathen; ich aber will nicht, weil Sie ein liederlicher, ausschweifender, verächtlicher Mensch sind. Steh, das erkläre ich ihm mit aller Gelassenheit; und was dann?“

Du würdest dich vor der ganzen Welt lächerlich machen, verspottet, verachtet werden.

„Das ist dir sehr fürchterlich; mir aber nicht im geringsten. Ich möchte wahrhaftig nicht einmal, daß die Welt mich lobte.“

Karl faßte sich. Nun, Emilie, wenn du so wenig Schwester bist, daß du mir nicht helfen willst, so sey mir wenigstens nicht hinderlich. Nähmest du Selbolden zum Manne, so machtest du mich unglücklich. Jedes Haus würde mir seine Tochter abschlagen, weil sie die Schwägerin eines gemeinen Menschen, eines Bettlers, werden müßte. Versprich nur, daß du nie Selbolden heirathen willst.

Emilie lächelte. „Du willst glücklich werden; und auch ich will es. Aufrichtig, Karl: wenn Selbold meine Hand will, so ist sie sein.“

Wenn Selbold deine Hand will, sagst du? Ich dünkte, der möchte wohl wollen. Du spottest, Emilie!

„Selbold liebt mich, und würde ohne mich unglücklich seyn; aber dennoch schlägt er meine Hand aus. Sieh, Bruder, ich begreife sehr oft dich eben so wenig, wie du einen solchen Menschen.“

Er schlägt deine Hand aus? und Emilie, ein Fräulein von Halden, will sich ihm aufdringen?

„Denke nur, wie abscheulich! Und doch ist es so. Indes — ich habe ihm einen Ring gegeben; kannst du den von ihm wieder bekommen . . . dann bin ich zwar unglücklich, sehr unglücklich — aber frei von ihm. Sieh, so steht es.“

Also wenn ich dir den Ring bringe, Emilie? fragte Karl lächelnd und erwartend.

Emilie schwieg einige Sekunden; dann sagte sie auf einmal heftig: ja! wenn er den Ring wegglebt, ja, dann habe ich mich in ihm betrogen; dann will ich euch helfen, daß ihr steigen könnt, und unglücklich seyn.“ Mit diesen Worten ging sie in ein Nebenzimmer.

Emilie hatte jetzt eine Romanenidee im Kopfe. Es war ihre größte Unruhe, daß sie dennoch nicht zuverlässig wußte, ob Selbold sie liebte, da ihr Oheim über diesen Punkt nichts gesagt hatte. Sie besaß kein Geschenk von Selbold; allein sie fühlte, daß man ihr einen Ring, den sie von ihm hätte, nur mit dem Leben würde entreißen können. Daher er-



griff sie mit großer Hefigkeit den Gedanken, durch den Ring, welchen Selbold von ihr bekommen hatte, seine Liebe zu prüfen.

Die Mutter wollte ihre Tochter streng behandeln; Karl hielt sie aber noch einmal zurück. Was können Sie denn mit ihr machen? fragte er; sie einperren und dadurch noch mehr aufbringen? Jeder Domestik im Hause steht ihr ja zu Gebot; und sie würde gewiß Mittel finden, nach Sollingen zu kommen, ohne daß wir sie daran hindern könnten. Durch Strenge gäben wir ihr Veranlassung, auf einen solchen Gedanken zu gerathen; dann aber wäre alles verloren. Sie schwebt jetzt noch zwischen Zweifel und Furcht; in diesem Schwanken muß sie erhalten werden. Das Beste wäre, sie zu überraschen; aber das ist schwer. Oder wenn wir sie mit ihren eigenen Waffen, mit der Empfindelheit, schlagen könnten! Wir haben schon gewonnen, wenn unsere Feinde nur unthätig bleiben; weßten dürfen wir ihre Thätigkeit nicht.

Endlich überließ die Mutter die ganze Sache ihrem Sohne. Er rieth ihr, sich um Emilien's Liebe zu bewerben, weil er dann mit Sicherheit auf des Mädchens Herz rechnen zu können

glaubte. Die Mutter sah ein, daß er Recht hatte, und nahm sich vor, ihre Tochter mit Zärtlichkeit zu behandeln; ja, sie that es wirklich. Emillens Herz öffnete sich nun sogleich; denn sie fühlte das Unnatürliche des Verhältnisses, worin sie mit ihrer Mutter stand. Aber diese schönen Augenblicke der wiederkehrenden Liebe nützte die Frau von Halden nicht, sich in dem Herzen ihres Kindes erst zu befestigen; sie fragte jedes Mal sogleich: nun, hast du dich besonnen? willst du Selenbergen? Dann antwortete Emillie entschlossen: nein! — Die Stunde, welche mit Liebe anfang, endigte sich jedes Mal damit, daß die Mutter bittere Vorwürfe, heftige Drohungen ausstieß, und daß die Tochter immer kälter wurde.

Sehr unerwartet kam in Kurzem der Major nach Moorberg. Als Frau von Halden, die gerade am Fenster stand, ihn von fern heran reiten sah, fühlte sie die Strafe dafür, daß sie ihren Mann gezwungen hatte, einen so unmenschlichen Brief zu schreiben. Sie dachte an das Hausrecht; aber wer sollte es ausüben? Ihr Mann steckte das bleiche Gesicht in ihr Zimmer, und rief sehr furchtsam: der

Major kommt! In der Angst schickte sie einen Bedienten hinunter, der ihm sagen sollte: die Herrschaft sey nicht zu Hause. Dann trat sie hinter die Gardine, um die Wirkung dieser Lüge abzuwarten. Der Bediente bestellte seinen Auftrag, als der Major eben vom Pferde stieg. „Das ist mir lieb,“ antwortete dieser, und ging auf das Haus zu. Wüthend eilte Frau von Halden nach dem Zimmer ihres Mannes, und rief drohend hinein: geh ihm entgegen, und sag ihm, du willst seine Besuche nicht! — Das lasse ich wohl bleiben, erwiderte der Kammerherr; du kennst ja meinen Bruder! — Nun hörten sie schon den polternden Gang des Majors auf der Treppe. Ich sagte es gleich, fing der Kammerherr ängstlich wieder an: es war ein dummer Streich mit dem Briefe; aber wird denn je auf mich geachtet?

Der Major ging quer über den Saal, und man hörte Emilens Thür zumachen. Die Frau Kammerherrin weinte vor Wuth, und konnte ihrem Karl, der bald nachher in das Zimmer trat, kaum erzählen. — Wenn Sie mir Erlaubniß geben, sagte Karl zu seinem Vater, so will ich den Major bald wegschaffen. Für meinen

Kopf darf ich es nicht; Sie aber sind Herr im Hause, und sollten . . . —

Ich soll immer Herr seyn, erwiederte der Kammerherr kläglich, wenn es mit dem Major etwas geht! Laßt mich in Ruhe; ich habe nichts damit zu thun.

So will ich nur gehen! sagte Karl spöttlich: es ist ja, als ob der Onkel über allen Gesetzen wäre. Und nun hielt er, mit der Hand schon auf dem Drücker der Thür, eine lange Rede, worin er bewies, daß der Major nicht das Recht hätte, wider den Willen des Vaters nach Moorberg zu kommen. Mitten in seinem Vortrage hörte er Emmiliens Thür aufgehen, und zog sich an die Kanariennecke zurück. Rasch öffnete der Major das Zimmer, trat herein, und ging mit offenen Armen, mit lachendem Gesichte, auf seinen Bruder zu. Der Kammerherr, der bis jetzt sehr furchtsam da gestanden hatte, breitete ebenfalls, wie mechanisch, die Arme aus. Der Major umarmte ihn, flüsterte ihm etwas in's Ohr, und verließ dann, ohne ein Wort weiter zu sagen, das Zimmer. Alle Drei schwiegen erst; sobald aber der Major vom Hofe hinunter trabte, schlumpfte die

Frau von Halden hinter ihm her, schalt auf ihren Mann, und verlangte zu wissen, was der grobe Mensch ihm zugeflüstert hätte. Der Kammerherr sagte: ich hörte nur, „der Brief ist verbrannt;“ ein Paar andre Worte konnte ich nicht verstehen. — Er hatte sie indeß sehr wohl verstanden. Der Major sagte noch: „Sieh, wie wenig es kostet, eine Frau in Respekt zu halten! Bruder, und nicht einmal dazu hast du Kraft genug!“

Man ging nun zu Emilien, um sie zu fragen, was der Major mit ihr gesprochen hätte. Sie sagte: er hat sich bloß nach meinem Befinden erkundigt. Die Mutter warf zwar mißtraulische Blicke auf ihre Tochter, und machte ihr auch bittere Vorwürfe; sie mußte sich aber doch mit dem begnügen, was Emilie für gut gefunden hatte, ihr zu sagen.

Karl begriff, daß man mit dem Major sehr zufrieden seyn könnte, wenn er nicht mehr thäte, als heute. Er hatte zwar einen Augenblick den Gedanken gehabt, den Schutz der Geseze gegen des Majors Eingriffe in die Rechte des Vaters zu verlangen: aber — das konnte nicht ohne éclat abgehen; und für jeden éclat war

Karl nun einmal gar nicht: so etwas, meinte er, müßte man bis zur allerhöchsten Noth versparen.

Daß Mutter und Sohn bei dem Besuche des Majors so gut davon kamen, hatten sie Emilien zu verdanken; denn eigentlich war Beiden eine derbe Predigt zugebracht. „Ich muß mein Herz einmal wieder erleichtern,“ sagte der Major zu Hannchen, die ihn bat, zu Hause zu bleiben. „So ganz umsonst können sie den Brief doch nicht ausgeheckt haben!“ Seibold, dem selbst daran gelegen war, Nachricht aus Moorberg zu bekommen, bat ihn beim Abschiednehmen nur, Emilien nichts von dem Zustande seines Herzens zu sagen; und das versprach der Major. Emilie ging, als der Onkel in ihr Zimmer trat, heiter auf ihn zu, und küßte ihn mit Herzlichkeit. Ihr zweites Wort war natürlicher Weise eine Frage nach Seibold. Der Major sagte kalt: „er befindet sich wohl, und läßt dich grüßen.“ — Nur Eine Frage beantworten Sie mir, lieber Onkel! Darf ich hoffen, je glücklich zu werden? liebt mich Seibold? — Durch diese Frage gerieth der Major in Verlegenheit. Er wollte nicht lügen, und

auch nicht die Wahrheit gestehen. „Höre, Milchen,“ sagte er nach einigem Besinnen; „ich habe Seibolden versprochen müssen, über diesen Punkt stockstill zu schweigen.“ — Dann will ich auch nichts wissen! erwiderte Emilie mit dem frohesten Gesichte. Ja, lieber Onkel, fuhr sie fort, und lehnte sich an seine Brust; ja, ich hoffe einst glücklich zu werden, wenn nicht an Seibolds Hand, doch in dem Bewußtseyn, meine Pflichten erfüllt zu haben. Sagen Sie meinem Freunde, daß ich sehr ruhig bin, und daß ich meine Pflicht nicht vergessen werde, wenn man mich auch sogar mißhandeln sollte. Und nun, lieber Onkel, überlassen Sie Ihre Emilie sich selbst. Ihre Besuche erbittern die Mama nur noch mehr; und wirklich, lieber Onkel, es sieht so aus, als ob ich mit Ihnen gegen meine Eltern konplottirte. Man bildet sich ein, Seibold stände mit mir in einer geheimen Verbindung, die doch immer Unrecht wäre, und Sie brächten mir Nachrichten von ihm. Ich bedarf in der That Ihres Schutzes jetzt nicht. Und was kann man mir auch thun? Mißhandlungen habe ich nicht leicht zu befürchten. Meine Mutter liebt mich wohl nicht; aber sie ach-

tet mich doch. Und im äußersten Nothfalle kann es mir ja nie an Mitteln fehlen, Sie von meiner Lage zu unterrichten. Besuchen Sie mich nicht wieder, lieber Onkel. Sie ersparen mir dadurch unangenehme Empfindungen. Meine Mutter wird gütiger gegen mich seyn, sobald sie den ungerechten Verdacht nicht mehr hat, daß ich mit Ihnen und Seibolden Heimlichkeiten habe.

Der Major fand es ein wenig gefährlich, Emilien so gänzlich ihrer Mutter zu überlassen. „Hm!“ sagte er; „das ist, als ob du dich einem erbitterten Feinde auf Gnade und Ungnade ergäbest. Laß uns erst eine ehrenvolle Kapitulation machen; dann will ich . . .“

Würde man sie denn halten, lieber Onkel? fiel Emille ein. — Der Major versprach ihr zuletzt, fürs erste nicht wieder zu kommen. Er nahm mit zärtlicher Rührung von ihr Abschied, und ließ in dem Uebermaße seiner Liebe einige Worte fallen, aus denen sie leicht wissen konnte, was sie hoffen durfte. „Halt dich brav!“ sagte er; „und die Hochzeit will ich geben.“

Die kleine Heuchlerin! An ihre Mutter dachte sie nur nebenher; eigentlich war sie mit einem romantischen Plane beschäftigt, den ihre Phans-



tafte entworfen hatte. Sie allein wollte fliegen, und Selbolden zeigen, daß sie für seinen Besiß zu kämpfen wüßte. Er sollte die Größe ihres Herzens kennen lernen, und sie dann noch mehr lieben. Was wird er sagen, dachte sie, wenn ich nicht einmal mehr etwas von ihm erfahre, und ihm dennoch treu bin! wenn ich nichts Bestimmtes von seiner Liebe weiß (die aber der Oheim so offenbar verrathen hatte), und dennoch für diese Liebe den Kampf mit meinen Verwandten wage!

Der Major hatte der Kammerherrin und ihrem Sohne seine Predigt nur aus dem Grunde erlassen, weil er Emilien nicht schaden wollte. Als er nach Hause kam, sagte er lächelnd: „nun bin ich zum letzten Male in Moorberg gewesen; Emilie hat mir die Thür geöffnet. Das Mädchen spricht wie ein Buch!“ Er erzählte seine Unterredung. Selbold bewunderte Emilien's Muth; aber er fing mit großer Angstlichkeit an zu zweifeln, ob sie ihn auch wohl stark genug liebe, um den Bitten und Drohungen ihrer Anverwandten widerstehen zu können.

So war nun alle Verbindung zwischen den beiden Liebenden durch ihre eigene Schuld abgebrochen.

gebrochen. Jetzt blieb ihnen nur noch der Glaube an einander übrig: ein unsichtbares Band, aber das festeste zwischen zwei Herzen.

Das Betragen des Majors war so seltsam, so lachend, so sicher gewesen, daß die Mutter glaubte, er müßte einen Plan mit der Tochter abgeredet haben. Man beobachtete nun Emilien sehr genau, und ließ ihr bei allen ihren Spaziergängen jedes Mal ein Paar Leute unmerklich folgen; aber sie that nichts, was zu Argwohn berechtigte. Der Bruder hatte heimlich die Papierbogen in ihrem Schreibpulte gezählt, das Siegellack gemessen, und die Federn bezeichnet; aber sie schrieb auch nicht, wenigstens keine Briefe. Sie ließ ihre Schlüssel stecken, und Karl untersuchte, als sie spazieren gegangen war, ihren Schreibtisch. Er fand Briefe von Seibold, und las sie mit Begierde; aber sie enthielten nichts als vortreffliche Belehrungen über die Pflichten der Tochter und der Jungfrau. Er fand Aufsätze von Emilien, Verse, einige Briefe aus der neuen Heloise; doch nichts von dem, was er zu finden hoffte.

Emilie blieb sich in ihrer Ruhe gleich, und ließ sogar die besten, ihr absichtlich gemachten

Gelegenheiten, nach Sollingen zu schreiben, unbenuzt vorübergehen. Auch in Sollingen, wo Karl unter den Domestiken einen Spion hatte, war man eben so ruhig, eben so unthätig; und der Major hatte bei Tische erklärt, daß er nicht wieder nach Moorberg reiten würde. Karl fing nun an, Emillen keinen Plan mehr zuzutrauen. Er sagte eines Tages zu ihr: der Major kommt gar nicht mehr! — „Ich habe ihn gebeten,“ erwiderte sie unbefangen, „uns mit seinen Besuchen zu verschonen, weil ich bei der Mama in Verdacht bin, als hätte ich allerlei Heimlichkeiten mit ihm. Er hat mir versprochen, nicht wieder zu kommen.“

Emille war Karln unbegreiflich; denn ungeachtet ihrer Unthätigkeit blieb sie dennoch fest bei ihrem Entschlusse, von Selenbergen nichts hören zu wollen. Wenn Karl sie bat, wenigstens Selbolden aufzugeben, so sagte sie: „schaffe mir meinen Ring von ihm, und ich habe ihn verloren.“ Karl entschloß sich endlich zu diesem Wagstücke. Sobald er von seinem Spion in Sollingen erfuhr, daß der Major und Hennig an einem bestimmten Tage nicht zu Hause wären, ging er in Gesellschaft eines Jägers, eines starken Kerls, hinüber.

Selbolds gewöhnlicher Spaziergang war ein dunkles, einsames Wäldchen am See; dorthin ging Karl, und der Jäger mußte in einer kleinen Entfernung warten. Endlich kam Selbold, die Hände über die Brust gekreuzt, den Weg vom Dorfe her. Sobald er in dem Wäldchen war, trat Karl auf ihn zu. Selbold erschrak ein wenig, als er Emilien's Bruder vor sich sah. Ich habe mit Ihnen zu sprechen, fing Karl sehr artig, aber in einem festen Tone an, zu dem Selbolds Erschrecken ihm Muth gab. Wollen wir uns setzen? Man sagt von Ihnen, Sie wären ein edler Mann, Herr Selbold; ich selbst glaube das, und bin beinahe überzeugt, daß Sie auf keine Weise an dem neulichen seltsamen Auftritte in Moorberg Schuld gewesen sind. Sie kennen die Welt, und ich traue Ihnen daher zu, daß Sie nicht einmal den Wunsch haben, ein Mädchen, das Ihnen an Range so ungleich ist, zu besitzen. Es würde mir unangenehm seyn, eine solche Thorheit von einem Manne glauben zu müssen, dem alle Welt Klugheit zuschreibt, und dem wir für die Rettung Emilien's Dank schuldig sind. — Selbold schwieg. — Wie muß ich Ihr Schweigen nehmen, Herr

Seibold? Ich möchte Ihnen gern noch mehr verdanken, als das Leben meiner Schwester: ihre Ehre.

„Sie haben mich überrascht, Herr von Halden,“ antwortete Seibold, noch immer verlegen. „Was soll ich antworten? Die Begebenheit, von der Sie sprechen, ist so einzig in ihrer Art, so seltsam, daß Reden Ihren Verdacht gegen mich vielleicht nicht weniger bestärken könnte, als Schwelgen. Um unserm Gespräche über diesen Gegenstand für immer ein Ende zu machen, gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich Ihre Schwester seit jenem Mittage nicht wieder gesehen, und daß ich auf keine Weise, weder schriftlich, noch durch ein andres Mittel, eine Verbindung mit ihr unterhalten habe. Noch mehr, Herr von Halden. Ich hoffe nichts, und wünsche nicht einmal eine Veränderung meines jetzigen Zustandes, der Ihnen wohl schwerlich Unruhe machen kann.“

Das heißt, wenn ich Sie recht verstehe: Sie entsagen jeder Verbindung mit meiner Schwester?

„Herr Kammerjunker, die Sache ist so zart, daß ich Sie bitten muß, meine Worte

zu gebrauchen, und keine andern. Ich hoffe nicht auf eine Verbindung mit Ihrer Schwester, und werde, wie die Sachen jetzt liegen, nie etwas thun, um dieser Verbindung näher zu kommen. Entsagen! Sie werden doch einsehen, Herr Kammerjunker, daß ich dieses Wort nur gegen Fräulein Emilien selbst, sonst gegen keinen Menschen auf der Erde, gebrauchen dürfte?"

Ich muß gestehen, Sie denken sehr fein. Wenn aber dieses Wort beweisen könnte, daß Sie den lächerlichen Handel endigen wollten, und Sie weigerten sich dennoch, es auszusprechen: — was müßte ich davon denken?

„Entsagen, Herr Kammerjunker, setzt Ansprüche voraus; und die gestehen Sie mir gewiß nicht zu. Oder soll entsagen heißen: erklären, daß ich auch dann, wenn Ihre Schwester eine Bürgerliche wäre, eine Verbindung mit ihr nicht wünschen würde? Und wenn Sie mir eine Welt für dieses einzige Wort böten, ich spräche es doch nicht aus. Eben so leicht könnte ich dem Leben, dem Bewußtseyn meines Werthes, und allen Hoffnungen für die Zukunft entsagen, als dem Gefühle: Emilie ist die Edelste ihres Geschlechtes, und der Mann, dessen Gat-

mi sie wird, hat schon auf der Erde den Himmel. Ich hoffe nicht auf dieses Glück, und werde nichts thun, es mir zu verschaffen. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen darf. Und nun muß ich Sie bitten, dieser Unterredung ein Ende zu machen."

Meinen Sie denn in Ernst, Herr Seibold, ich soll mich mit diesen Sophismen begnügen? Es kommt hier ja nicht auf die grammatische Bedeutung des Wortes „entsagen“ an, sondern auf das Glück einer Familie, die von Ihnen Ruhe verlangt. Gebrauchen Sie dieses unhöfliche Wort immerhin, ohne alles Bedenken. Wenn Emilie nun glaubt, Ihnen verbunden zu seyn und Ihnen Ansprüche gegeben zu haben! — Wahr oder nicht — genug, Sie müssen diesen vermeinten Ansprüchen entsagen, wenn Sie Willens sind, in unserm Hause den Frieden wieder herzustellen.

„O, wenn es nur das ist, Herr von Halden,“ erwiderte Seibold, doch ein wenig bestürzt; „von Herzen gern! Ich gebe Fräulein Emilien ihr Wort zurück, und erlasse ihr alle Verbindlichkeiten, alle Ansprüche, die ich an sie haben könnte. Es ist mein herzlichster Wunsch,

daß Emilie heirathen und glücklich seyn mag, Glauben Sie mir, Sie selbst und Ihre Frau Mutter können das nicht eifriger wünschen, als ich. Nun aber bitte ich . . . .”

„Bald, Herr Selbold! Es fehlt dieser Handlung nur eine kleine Formalität. Emilie gab Ihnen an jenem Mittage einen Ring; — ja, das ist er, da an Ihrem Finger! — Schicken Sie ihn den zurück.

„Diesen Ring? Nein, Herr Kammerjunfer! Den gab mir Emilie zum Andenken an . . . . Ich würde ihn Emilien selbst abschlagen. Er ist das Einzige, worauf ich gerechte Ansprüche mache; und solchen Ansprüchen entsage ich für nichts in der Welt.”

„Es könnte Ihnen, wenn Sie den Ring behielten, einmal einfallen, auch Ihre andern Ansprüche auf Emilien für gerecht zu halten.

„Sie erlauben Sich einen Ton, Herr von Halden, den ich . . . .”

„Der mir aber beliebt! Kurz, ich will den Ring haben, und hoffe nicht, daß Sie Sich noch lange weigern werden.

„Herr von Halden!”

„Das ist mein Name; und er mag Sie



daran erinnern, daß Sie wohl thäten, wenn Sie mein Verlangen erfüllten. Auch mein Onkel und mein Bruder heißen so. Vielleicht haben Sie bei denen vergessen, welche Achtung Sie dem Namen „von Halden“ schuldig sind. Ich sage Ihnen, daß unsre Familie sehr leicht andere Mittel gebrauchen könnte, als ich jetzt, um Sie fühlen zu lassen . . . Kurz, ich will den Ring haben!

„In der That, Sie fangen an lächerlich zu werden, Herr Kammerjunker!“

Gottfried! — (Der Jäger sprang herbei.) — Wollen Sie mir den Ring geben? Tret' Er näher, Gottfried! Ich frage: wollen Sie mir den Ring geben?

„Das scheint auf einen Straßenraub abgesehen zu seyn,“ sagte Seibold ganz kalt. „Diebe sind allemal selge Schurken, Herr Kammerjunker.“

Unterdessen war Heunig in das Gebüsch gekommen. Er hatte mit seinem vortrefflichen, immer im freien Felde geübten Auge den Kammerjunker in einer sehr weiten Entfernung gesehen, und war neugierig geworden, was den wohl nach Sollingen bringen möchte.

Karl zog sein Couteau. In demselben Augenblicke sprang sein Bruder Hennig mit flammenden Augen, und vor Zorn bebend, aus dem Gebüsche hervor. Ohne ein Wort zu sagen, schlug er mit der Keitpeltche, die er in den Händen hatte, auf seines Bruders Rücken los. Karl wendete sich um, und wollte, so wie er seinen Bruder erblickte, mit dem Couteau nach ihm hauen. Hennig parirte aber den Hieb mit seiner Peltche, unterließ ihn, warf ihn nieder, riß ihm das Couteau weg, und gab ihm, als er schon am Boden lag, noch einige derbe Hiebe. Das alles geschah in einer halben Minute. Selbold fiel, sobald er sich nur besonnen hatte, ihm in die Arme, und entriß ihm die Peltche. „Es ist dein Bruder, Hennig! sagte er. — „Mein Bruder wäre der selende feigherzige Schurke?“ antwortete Hennig mit Bitterkeit. „Nein, einen Buben, einen Straßenräuber, erkenne ich nicht dafür.“  
 Karl war unterdessen mit Hülfe des Jägers aufgestanden. Er legte die Hand an die Stirn, und sah mit giftigen Blicken bald auf den Boden, bald auf seinen Bruder. „Wart! sagte er endlich mit Zähneknirschen; du sollst es bereuen, daß du mich geschlagen hast!

Hennig, dem der Zorn durch die Exekution vergangen war, antwortete ziemlich gütig: „du bist ein Narr! Die Paar Hiebe hast du verdient; denn es war ein Schurkenstreich, auf einen völlig unbewaffneten Mann mit einem Couteau los zu gehen. Und“ (zu dem Jäger) „wenn Er da, Hans Hasenfuß, sich noch einmal hier auf solchen Wegen betreten läßt, so habe er ja ein Fläschchen Brantwein bei sich, die Streifen zu waschen! . . . Nimm mir das nicht übel, Bruder, es ist und bleibt ein Schurkenstreich; und wenn es der Onkel erfähre, der würde dich ganz anders fuchteln. Danke dem Himmel, daß mir der Zorn so bald vergangen ist, und lerne besser fechten. Man kann dir ja dein Messer unterlaufen, als ob es ein Nisfenhalm wäre. Adieu.“

Er faßte Selbolden unter den Arm, und ging mit ihm den Weg nach Sollingen. Karl ließ sich von dem Jäger bis zu dem nächsten Dorfe bringen, und schickte ihn dann nach Moorberg, ein Pferd zu holen. Sobald er das hatte, eilte er nach Hause. Dort war seine Schande schon bekannt; denn die gnädige Frau hatte gefragt, weshalb ihr Sohn ein

Pferd verlangte. O, sagte der Jäger: es ist ein Streit vorgefallen mit dem Junker Hennig. Der Herr Kammerjunker sprach mit dem Informator von Sollingen, und der mochte grob seyn, oder was es sonst war; und da sprang auf einmal der Junker Hennig aus dem Gebüsch: ja, wie ein Blitz, Ihr' Gnaden, Heraus, zuschlagen, das Couteau in die Luft werfen, den Herrn Kammerjunker zu Boden stoßen, und auf ihn einhauen für toll und für blind — Ihr Gnaden, das alles war Ihnen, als wenn es zehn Menschen auf einmal thäten. Der Herr Kammerjunker hinken ein Bißchen, und haben ein Paar Hiebe im Gesichte; sonst ist alles noch recht gut abgelaufen.

Man denke sich die Wuth der Mutter, als Karl nach Hause kam, und ihr erzählte. Durch die lange Trennung von ihrem zweiten Sohne, durch die Gewohnheit, ihn als ihren Feind zu betrachten, war bei ihr schon längst alle mütterliche Liebe zu ihm erloschen; doch jetzt entzündete sich auch eigentlicher Haß gegen ihn in ihrem Herzen. Da sie sich an ihm nicht rächen konnte, so fiel ihre ganze Erbitterung auf die unschuldige Emille. Zu dieser eilte sie hin, um

Ihrem Zorne Luft zu machen. Sie überhäufte das arme Mädchen mit Verwünschungen und den bittersten Spöttereien, schimpfte in den gemeinsten Ausdrücken auf den Major, auf Seibold, auf Hennig, und sagte unverhohlen, daß sie es thäte, um Emillen zu kränken. Diese erfuhr erst spät, wovon die Rede war; denn die Mutter rief endlich: den Ring wollen wir von dem elenden Kerl wohl wieder bekommen!

In Emillens Herzen regte sich jetzt, mitten unter den unangenehmsten Empfindungen, auch eine sehr angenehme. Ihre geheime Freude darüber, daß Seibold den Ring nicht hatte herausgeben wollen, hinderte sie, irgend etwas zu antworten. Dieses Schweigen brachte die Mutter noch stärker auf. Sie faßte Emillen bei dem Arm, und schrie: den Augenblick, sag' ich, setze dich hin und schreib an den gemeinen Menschen, was ich dir diktiren werde.

„Mutter,“ erwiederte Emille, „Sie haben mir verboten, an Seibolden zu schreiben; ich schreibe nicht.“

Aber das kannst du doch schreiben, daß sie auf der Landstraße wie Mörder über deinen leiblichen Bruder herfallen müssen? Ich rathe

dir Gutes! den Augenblick! Du Schandfleck deiner Familie! du sollst nicht länger hier sitzen und Komplotte gegen deine Eltern machen. Schreib, sag' ich!

Emilie blieb bei ihrer Belagerung, und wurde nun körperlich gemißhandelt. Sie eilte, als ihre Mutter sie losließ, zu ihrem Vater, warf sich an seine Brust, und sagte jammernd: „schützen Sie mich!“ Die Mutter kam ihr bald nach. Emilien's bleiches Gesicht, ihr fliegender Busen, die Heftigkeit ihrer Bewegungen, (die unwürdige Behandlung ihrer Mutter hatte sie tief empföhrt) und ein zorniger Blick, dessen der Kammerherr sich hier einmal nicht erwehren konnte, brachten die Mutter wieder zu sich selbst. Sie schwieg verlegen; dann warf sie sich auf einen Stuhl, nahm ihre Zuflucht zu dem Hülfsmittel, durch das alle ungezogene Weiber ihr Unrecht verbergen wollen, zu einer Fluth von Thränen, erhobte sich bald aufs neue, und endigte zuletzt wieder mit einem Strome von Schimpfwörtern auf alle Menschen — sich selbst und ihren Karl ausgenommen.

Emilie, die jetzt aufs neue Mißhandlungen befürchtete, erlaubte sich eine kleine List. Sie

fank mit schlaffen Armen auf einen Stuhl, sagte matt: „ach! wie wird mir!“ und verschloß die Augenlieder. Nun sprang die Mutter ängstlich auf, nahm Emilien in ihre Arme, bat sie tausendmal um Verzeihung, versprach, so etwas nie wieder zu thun, und nannte sie mit den lieblichsten Nahmen. Sie selbst führte Emilien auf ihr Zimmer, half sie entkleiden, und war jetzt nichts als Zärtlichkeit. Die thörichte Frau! verkehrt in ihrem Hasse, wie in ihrer Liebe, gleich tausend andern Müttern!

Emilie wurde gerührt; doch konnte sie die Ungerechtigkeit, die Härte dieser Behandlung nicht wieder vergessen, und ihre kindliche Liebe war mit der Achtung für die Mutter verschwunden. Jetzt fühlte sie nicht die geringste Unruhe mehr bei dem Entschlusse, so bald als möglich, und durch jedes Mittel, die Gattin des edlen, von ihrer Mutter so ungerecht geschmäheten, Selbst zu werden. Von diesem Augenblicke an trennte sie sich gänzlich von ihren Eltern, und trat auf die Seite ihres Oheims.

So waren nun Menschen, welche die Natur durch die heiligen Bande des Blutes zu wechselseitiger Liebe bestimmt hatte, durch den

ehdrlichen Ehrgeiz und die kindliche Rangsucht einer Frau getrennt, wie Feinde. Nur Einmal, bei der Geburt ihres zweiten Sohnes, beleidigte die Mutter ein Gefühl der heiligen Natur; und aus diesem Vergehen entspringt giftiger Haß in einer Familie, die durch Liebe so glücklich werden konnte. Wann wird der Mensch lernen, daß man kein Bösewicht zu seyn braucht, um endlich Verbrechen zu begehen! wann, daß die zarten Verbindungen der Natur auch nicht ein einziges Mal verletzt werden dürfen!

Wozu Karln vorher nur Eigennuß und Habsucht getrieben hatten, dazu trieb ihn jetzt auch Nachbegierde. Er sah ein, daß seine Schwester aus des Majors Nähe entfernt werden mußte, wenn sein Plan gelingen sollte. Die Mutter billigte seinen Vorschlag, Emilien in die Hauptstadt zu einer Tante zu bringen. Man überlegte nun, wie ihr beizukommen wäre. Es wurde von einer Reise gesprochen, auf der Emilie ihre Mutter begleiten sollte, deren Zweck man aber immer im Dunkeln ließ. Man widersprach sich bald, und Emilie konnte nun leicht merken, daß der Plan sie allein betreffen mußte. Sie erschrak Anfangs vor dem Ge-



Danken, daß sie die Gegend verlassen sollte, worin Seibold lebte. Einen Augenblick hatte sie sogar Neigung, ihren Oheim um Schutz zu bitten, und so den Plan ihres Bruders zu vereiteln; indeß besann sie sich wieder. Seibold soll sehen, dachte sie, daß ich alles thun kann, was meine Mutter von mir fordert, und dennoch nicht aufhöre, ihn zu lieben! Ich will ihm ein Beispiel der Geduld und Standhaftigkeit geben!

Sie suchte ihren Bruder auf, und sagte lächelnd: „ich soll von hier weg. Glaubst du denn, ich sehe nicht, daß die Reise mich gilt? Es wäre in der That besser, wenn man aufrichtig mit mir umginge: dann könnte man sich viele Sorge ersparen. Wohin soll ich? in die Hauptstadt? Wohl! ich gebe dir mein Wort, daß ich dieser Reise nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen will.“

Emilie war so kalt, so ruhig, daß Karl sich über sie wunderte. Er sah nun wohl ein, daß sie schwerlich mit den gewöhnlichen Waffen besiegt werden könnte; und wenn nicht sein Haß gegen Seibolden jetzt allzu stark gewesen wäre, so hätte er seine Idee vielleicht wieder

der

der aufgegeben. — Du bist eine kleine Märrin! antwortete er Emilien lächelnd, und machte sogleich Anstalten, die Gesinnung seiner Schwester zu benutzen. Der zur Abreise bestimmte Tag kam näher. Emilie selbst half ruhig ihre Kleider einpacken, und blieb sich auch da noch gleich, als sie in den Wagen stieg. Die Mutter und der Bruder konnten sich nun nicht viel von einem Mittel versprechen, das auf Emilien so wenig Eindruck machte.

Hennig war nach der Schlägeret mit seinem Bruder ein wenig unruhig, weil der Major Unzufriedenheit geäußert hatte, und bei dieser Gelegenheit die Parthei des Kammerjunkers zu nehmen schien. Er schwieg für jetzt, und nahm sich vor, erst seine Schwester zu sprechen. Aber, dachte er, liebt sie Selbolden, gesteht sie es mir, und ist sie zufrieden mit dem, was ich für sie thun will: so mag es der Onkel mir nicht übel nehmen, wenn ich die Sache auf einmal endige. Ich kann es nicht länger so ruhig mit ansehen, daß mein guter Selbold sich abhärmt, und daß meine Schwester unglücklich wird; das muß sie ja aber werden, wenn sie von uns Allen verlassen ist.

Von jetzt an ging er öfters in die Gegend von Moorberg, um, wo möglich, Emmilen oder ihre Bonne einmal zu sprechen. Er traf keine von Beiden an, dafür aber den Jäger Gottfried. Hennig suchte sich vor ihm zu verbergen. Gottfried ging aber dreist auf ihn zu, und sagte: Herr von Halden, Sie brauchen Sich nicht vor mir zu verstecken.

Hennig kam beschämt hervor, und fing ein Gespräch mit dem Jäger an. Dieser versicherte sogleich: wenn Hennig etwas zu erfahren wünschte, oder eine Bestellung an Fräulein Emmilen hätte, so stände er zu Diensten. Hennig, der nicht recht wußte, ob er trauen dürfte, fragte fürs erste nur nach dem Befinden seiner Schwester; und der Jäger erzählte ihm, daß sie in drei Tagen mit ihrem Bruder nach der Hauptstadt abreisen sollte. Eine so unerwartete Nachricht machte Hennigen etwas bestürzt; doch erkundigte er sich weiter nach den näheren Umständen der Reise, nach der Begleitung und dem Wege. Der Jäger sagte lächelnd: Herr von Halden, das ganze Haus liebt Fräulein Emmilen, und wünscht, sie glücklich zu sehen. Sie ist zwar heiter; aber ich wollte wohl dar-

auf wetten, daß sie nicht gern von hier weg geht, und daß man sie mit Gewalt, Gott mag wissen, wohin, schleppt. Wer sie begleiten wird, das weiß ich nicht; doch seyn Sie morgen Abend wieder hier: dann werde ich Ihnen Alles sagen können.

Hennig kam, und erfuhr nun von dem Jäger den Weg, die Zeit der Abreise, und die Begleitung. Am folgenden Morgen saß er früh zu Pferde, und mit ihm der alte Hennig, nebst einem muthigen jungen Menschen, der auch ein Handpferd mitnehmen mußte. Der Alte wunderte sich zwar über den Husarenfäbel an Hennigs Seite, und es ahnete ihm auch, daß es auf eine Unternehmung abgesehen wäre; doch das war ihm eben recht. Er fragte dies Mal nicht, wie sonst gewöhnlich, wohin es ginge, und blieb immer funfzig Schritte zurück, um nicht vielleicht etwas zu erfahren, wovon er abrathen mußte.

Hennig hielt im Eingange eines Gebüsches, und hatte die Augen immer auf den Moorberger Weg geheftet. Endlich zeigte sich der Wagen, worin Emilie, ihr Bruder, und ihre Mutter saßen. Sobald er im Gebüsch war, ritt

Hennig hervor, und rief mit drohender Stimme: halt! Seine Begleiter erfuhren nun erst, was ihr Anführer zur Absicht hatte, und setzten sich in Bereitschaft, ihn zu unterstützen.

Hennig näherte sich dem Schlage, und nahm, als er davor war, in großer Verlegenheit den Hut sehr höflich ab. Er hatte geglaubt, eine sehr wirksame Rede halten zu können, und wußte nun, als seine Mutter ihn fragte: was willst du? nicht ein Wort hervorzubringen.

Fahr zu! rief Karl; der Kutscher schüttelte aber den Kopf: denn der alte Hennig und der junge Mensch warfen ihm drohende Blicke zu. „Liebe Mutter,“ sagte Hennig bestürzt: „ich will Sie und Karl gar nicht aufhalten; aber ich bitte Sie, Emilien mit mir reiten zu lassen.“ Mutter und Sohn glaubten, die Sache wäre mit Emilien verabredet. Karl sagte bitter: Betrügerin! und die Mutter warf einen grimmigen Blick auf ihre Tochter.

Emilie wurde durch diesen Vorfall überrascht; sie fand aber darin augenblicklich etwas so Romanhaftes, daß ihre Augen vor Vergnügen funkelten. Das bestärkte die Mutter und den Bruder noch mehr in ihrem Verdachte.

Karl faßte Emilien's Arm, und sagte: du mußt mich ermorden, ehe du diese schändliche Kreatur in deine Gewalt bekommst! Die Mutter verwünschte ihren Sohn in den Abgrund der Hölle. Hennig stieg ab, machte den Schlag des Wagens auf, blickte seinen Bruder drohend an, bekam von der Mutter einen derben Schlag in's Gesicht, und hob, ohne sich darum zu bekümmern, Emilien aus dem Wagen. Der junge Mensch brachte das Handpferd heran, und Hennig sagte: geschwind, liebe Schwester! — Emilie setzte sich auf. Hennig rief: fahr zu, Kutscher! und wollte davon. — Emilie winkte ihm, noch zu warten, und ritt an den Schlag. „Sehen Sie, Mutter,“ sagte sie kalt und groß; „jezt bin ich frei! Ich danke dir, Bruder Hennig, für deine Liebe zu mir, und für deine Sorgfalt.“ Mit diesen Worten stieg sie wieder vom Pferde, öffnete den Schlag, sprang in den Wagen, warf hinter sich zu, und rief: „grüße den Onkel, Hennig! und den Retter meines Lebens! . . . Fahrt zu, Kutscher!“

Hennig wußte nicht, wie ihm geschah, und was er thun sollte. In seiner Verlegenheit trabte er noch eine Weile hinter dem Wagen

her, weil er glaubte, daß Emilie sich besinnen würde. Sie besann sich aber nicht, und er mußte umkehren, ohne sich ihr Betragen erklären zu können.

Eben so wenig begriff Frau von Halben etwas von der ganzen Sache; sie schüttelte nur zuweilen den Kopf, und schimpfte auf den Straßenräuber Hennig. Karl sah Emilien scharf an, als wollte er in ihrem Gesichte die Erklärung des Vorfalles lesen; und Emilie sann lächelnd nach, was wohl Seibold, wenn er die Begebenheit erführe, davon denken würde.

„Erzählt nichts!“ sagte Hennig zu seinen beiden Begleitern, als er nahe an Sollingen kam; und die Sache wurde dort wirklich verschwiegen. Er schloß aus Emilien's Weigerung, mit ihm zu reiten, daß sie Seibolden doch nicht liebe; und um diesen nicht betrübt zu machen, sagte er auch ihr kein Wort von seinem Abenteuer.

Frau von Halben fing endlich an, mit der größten Bitterkeit von der Solling'schen Familie zu reden. Emilie hörte eine Zeitlang ruhig zu; dann sagte sie: „Mutter, Sie könnten machen, daß ich, wenn noch einmal ein irren-

der Ritter mich aus dem Wagen hebbe, in Versuchung geriethe, nicht wieder einzusteigen. Ich liebe die Sollinger, weil sie mich lieben.“ Die Mutter gerieth hierüber in noch größeren Zorn, und entfernte durch bittere Kränkungen das Herz ihrer Tochter immer weiter von sich. Karl schwieg Anfangs; um aber den Fehler seiner Mutter einiger Maßen wieder gut zu machen, sprach er endlich einige Worte für die Sollinger, doch ohne deshalb seinen Bruder weniger zu hassen, der ihm, wie er wohl fühlte, leicht seine herrliche Aussicht zerstören konnte.

Alle häuslichen Zwistigkeiten hatten Karln nicht abgehalten, seinen Plan auf die Gräfin Luise von Espenbruch einzuleiten. Er ritt öfters nach Hansleben; und so oft er kam, war die erste Frage der kleinen Gräfin: „Herr Kammerjunker, was machen meine Herren Gevattern? was Emilie? was der Herr Major?“ Die Begebenheit in Moorberg hatte sehr tiefen Eindruck auf Luise gemacht, und sie sprach davon jedes Mal mit leuchtenden Augen. War ein Fremder zugegen, wenn sie diese Fragen an den Kammerjunker that, so erzählte sie den ganzen Vorfall, und mit der sichtlichsten Theilnahme



an den Söllnern. „Sehen Sie nur,“ sagte sie mit großer Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen: „unser Wagen wollte eben auf die Brücke einlenken, und die Brücke war voller Pferde und Kelter mit Federbüschen, und alles glänzte von Gold. Auf einmal flog die Schwester des Herrn da über das Geländer in den tiefen Graben. Ein Mann, Herr Seibold, stürzte sich den Augenblick von der andern Seite nach; und der Bruder des Herrn — ja, es ist, als sähe ich ihn noch — der flog durch die wilden Pferde weg, und von dem hohen Ufer hinunter in das Wasser, daß es ihm über dem Kopfe zusammen schlug. Ich sprang aus der Kutsche, und schrie, als ob ich selbst im Graben läge und die beiden edlen Menschen mich retten sollten. Es war auch nur ein Augenblick, da hatten sie das Fräulein schon, und trugen es in ihren Armen an das Ufer. O, ich werde das in meinem ganzen Leben nicht vergessen! Das Fräulein war wie todt; und nun lief Herr Seibold mit ihr in's Haus, als trüge er eine Feder. Es muß doch eine rechte Freude seyn, einem Menschen das Leben gerettet zu haben! Ich saß den Mittag zwischen den bal-

den Herren. Zwischen zwei Königen hätte ich nicht so vergnügt gefessen! Ich war auch ganz naß; und da sagte der Herr Major von Halden: die Massen müssen beisammen sitzen!”

So, und oft mit noch größerer Theilnahme, mußte der Kammerjunker Luitzen von der Begebenheit sprechen hören. Aus Verdruß wagte er es einmal, ein Gegenstück von seines Bruders Rohheit zu erzählen. „Ja,“ unterbrach ihn die Kleine; „von der Cousine höre ich auch immer, daß Ihr Bruder sehr wild seyn so“. Aber, wenn er das nicht ein Bißchen wäre — wer weiß, ob er dann in's Wasser gesprungen seyn würde! Die Cousine hätte sich nicht einmal aus dem Wagen gerührt, um nicht einen Fleck auf ihr schönes Kleid zu bekommen. Es ist wohl gut, wenn man ordentlich und nicht wild ist; aber wenn ich einmal in's Wasser fielen — so wollte ich doch, Ihr Bruder wäre da; denn Sie sprängen nicht hinein: das hab' ich wohl gesehen.“

Karl konnte nicht zweifeln, daß sein Bruder ihm bei der Gräfin Lutse gefährlich werden könnte. Aus Furcht bat er seine Mutter, ja zu verhindern, daß der Graf Espenbruch und

sein Onkel nicht Freunde würden. Er schmeichelte Luise, erwieß ihr tausend Gefälligkeiten, war auf jeden ihrer Wünsche aufmerksam, und fing wirklich schon an, ihr Wohlwollen in einem vorzüglichen Grade zu gewinnen. Nun mußte er wieder in die Residenz zurück; er behielt indeß bei Luise eine große Beschützerin: die Cousine, deren Gunst er sich durch Artigkeit und Schmeichelei erworben hatte. Das alte Fräulein und Frau von Halden waren in der That schon darüber einig, daß Karl Luises Hand bekommen sollte, doch unter der Bedingung, daß er die Cousine alsdann mit in die Hauptstadt nähme.

Die Reisegesellschaft aus Moorberg kam ohne weitem Unfall in der Residenz an. Nach einigen Tagen, in denen man die Galakleider verfertigen ließ, wurde Emilie dem fürstlichen Hause vorgestellt. Man erwartete, daß der Glanz des Hofes die größte Wirkung auf sie thun würde; und Selenberg bauete darauf sogar einen kleinen Plan, der von seiner Weltkenntniß zeugte. Er wußte, daß man jemanden durch nichts einen größeren Dienst erweisen kann, als wenn man ihn von einer gesell-

schaftlichen Verlegenheit befreiet. Nun wollte er, wenn Emilie bei dem ungewohnten Glanze, bei den starren Blicken und dem Flüstern der Hofleute den Kopf verlore, ihn ihr wiedergeben, immer an ihrer Seite bleiben, und ihre Verwirrung mit seiner Gesprächigkeit verbergen. Die Suffisance des Hofes, sagte er lächelnd zu Karl, soll mir zu der Gunst Ihrer Schwester verhelfen. Sie wird sehr bestimmt fühlen, daß ich ihr Freund bin, und daß sie sich an mich halten muß, wenn sie hier fortkommen will. Ich werde ihr den schönsten Triumph verschaffen; und geben sie Acht, schon heute Abend wird sie anders von mir denken, als jetzt.

Man lächle nicht über den eitlen Hofmann. Selenberg hatte in den Sälen des Schlosses Männer, die oft dem Tode mit kalter Ruhe Trotz geboten, den Kopf verlieren sehen; und er wußte, wie viel ein freundliches Wort, ein vertrauliches nichts sagendes Geschwätz, eine unbedeutende Frage dem werth ist, der zitternd zum ersten Male am Hofe erscheint. Er kannte die Menschen, nur dieses Mädchen nicht.

Emilie hatte, ehe sie Moorberg verließ, sehr

wohl überlegt, was auf sie wartete. Sie wußte, daß Selenberg der Liebling des ganzen Hofes, und daß der Plan mit ihm nicht aufgegeben war. Nun dachte sie sich den Fall, daß man sogar den Fürsten in diese Sache mischte, und daß der ihr beföhle, dem Präsidenten ihre Hand zu geben. Sie prüfte sich, ob sie wohl Muth genug haben würde, selbst ihm zu widerstehen. Daß man sie nicht zwingen könnte, sah sie leicht ein. Daher war sie ihrer Sache sehr gewiß, und wußte schon auswendig, was sie dem Fürsten in einem solchen Falle sagen wollte. Es wurde ihr nun sogar eine angenehme Aussicht, an den Hof zu gehen und auch den zu einem glänzenden Schauplatze ihrer Treue, ihrer Liebe zu machen. Diese Idee gab ihr eine Entschlossenheit, die selbst der blendende Glanz des Hofes nicht zerstören konnte.

Als sie sich dem Saale näherte, wurde sie doch ein wenig ängstlich. Ihr Bruder bemerkte es, und sagte lächelnd: der Anblick wird dich überraschen, Emilie; er ist einzig! — Sie antwortete, voll von ihren Gedanken: „ce n'est pas de tout cela, qu'il s'agit!“ Beim Ein-

tritt in den Saal, blickte sie schnell um sich. Der Fürst, dem sie bald nachher vorgestellt wurde, empfing sie mit einem sehr artigen Complimente. Sie antwortete, weil sie ein wenig ängstlich war, mit einer gewissen Heftigkeit, doch bestimmt, kurz, entschlossen. Nach einer Minute war sie ruhig, so daß Selenberg keine Gelegenheit fand, ihr mit seinen Künsten beizustehen. Er hatte dem Fürsten gesagt: ein Mädchen voll Geist, Erw. Durchlaucht; aber auf dem Lande erzogen. Wahrscheinlich werden Sie ihr Anfangs Manches zu gute halten müssen. — „Hm!“ sagte der Fürst jetzt lächelnd und heimlich zu Selenbergen; „hier habe ich nichts zu gute zu halten!“

Emilie und ihre Mutter wurden zur Tafel eingeladen. Die Fürstin, selbst eine Frau von Geist, der Emilie gegenüber saß, fand Geschmack an ihrer Unterhaltung. Jedermann am Hofe erklärte Emilien für lebenswürdig, und niemand wußte an ihr sonst etwas zu tadeln, als ein wenig Pedanterie in dem Tone ihrer Stimme. Selenbergs Nachbar flüsterte: elle est grave comme un professeur, et chaque propos, même le badinage, l'échauffe. — Das

wird sich geben! erwiederte Selenberg. — „Und giebt es sich nicht,“ sagte die Fürstin, die das Gespräch hörte, „so soll es mir noch lieber seyn; ich mag wohl einmal einen Menschen sehen.“

Frau von Halden war entzückt über Emilien's Aufnahme bei Hofe. Selenberg erzählte am folgenden Morgen, wie vorthellhaft der Fürst und die Fürstin von ihr urtheilten; und Emille wäre kein Mädchen gewesen, wenn das nicht einen sehr angenehmen Eindruck auf sie gemacht hätte. Die Mutter war nun ganz wieder mit dem alten Plane, ihre Tochter an den Hof zu bringen, beschäftigt, und bat sie fast mit Thränen, ihre Einwilligung nicht zu verweigern. Emille wollte sich nicht entschließen; man mußte also auf Ueberraschung denken.

Selenberg erinnerte die Fürstin fast täglich an das Fräulein von Halden, und suchte zu bewirken, daß sie selbst Emilien eine Hofdamensstelle antrüge. Endlich erreichte er seine Absicht. Eines Tages, als Emille einmal wieder bei Hofe aß, sagte die Fürstin zu ihr: Fräulein von Halden, Sie wünschen an meinem Hofe zu leben; Selenberg hat mir davon gesagt. Nun,

Sie gefallen mir recht wohl, und ich hoffe, Sie werden bei mir glücklich seyn. — Was konnte Emilie antworten? Sie verbeugte sich, küßte die ihr dargebotene Hand der Fürstin, und war nun gegen ihren Willen Hofdame.

Ich stehe dafür, Mama, sagte Karl, Selbold wird bald vergessen seyn. Jetzt, da wir sie so weit haben, bin ich ohne Sorgen. Unser Spiel ist gewonnen, und das haben Sie mir zu verdanken.

Er hatte Recht. Emilie würde, ungeachtet der Ueberraschung, nicht Ja gesagt haben, wenn nicht Karl ihr sehr listig die Idee beigebracht hätte: die Fürstin sey unglücklich, und habe sich schon lange eine Freundin gewünscht, um glücklicher zu werden. Dies hörte Emilie von dem ganzen Hofe bestätigen. Die Fürstin, sagte man, hat sonderbare Grillen; sie verlangt etwas Unmögliches: reine Freundschaft. Emilie mußte nun einmal in der Residenz bleiben; und wer kann sich wundern, daß sie eine Frau glücklich zu machen wünschte, deren Liebe so ehrend war! Sie hatte dabei sogar Selbolden im Auge. Die Fürstin, dachte sie, ist gewiß darum unglücklich, weil sie ihre Hand ohne ihr Herz hat wegge-



ben müssen. Ich will mir ihre Liebe erwerben, und sie wird es gern sehen, wenn ihre Freundin glücklicher ist, als sie. Kurz, Güterherzigkeit, Bewußtseyn ihres Werthes, und, wenn man will, ein wenig Eitelkeit, bewogen Emillen, die Stelle anzunehmen, die so wenig für sie paßte.

Die Fürstin schien ihre neue Hofdame in den ersten Tagen eben nicht zu bemerken. Emilie dachte: desto besser! gewiß hat sie sich oft betrogen. Sie drängte sich nun mit Dienstteller an ihre Gebieterin, und wurde nicht länger übersehen. Freilich bemerkte sie noch keine Spur von Freundschaft; aber sie meinte, die würde wohl noch kommen. Die Fürstin vertraute ihr einige Kleinigkeiten, die jeder bei Hofe wußte; und Emilie dachte: sie will mich prüfen. Endlich aber schien in der That zuweilen eine kleine Spur von Wärme durch die gewöhnliche Kälte der Fürstin hervorzubrechen. Emilie nahm an keiner Cabale Theil, hatte nie etwas zu bitten, und vertheidigte bescheiden, doch sehr entschlossen, einige redliche Hofleute, gegen die man ihre Gebieterin eingenommen hatte. Sie buhlte nicht um die Gunst der Fürstin, sondern suchte sie

zu verdienen; und auf einmal erschien das Glück, das sie sich versprochen hatte.

Eines Tages, als sie in das Zimmer der Fürstin trat, sagte diese zu ihr mit einer Umarmung und einer Art von Heftigkeit: Ich weiß, liebe Halden, daß Sie es redlich mit mir meinen. Fahren Sie fort, meine Freundin zu seyn. Lassen' Sie Sich von den Andern nicht hinreißen, und bleiben Sie mir treu! — Nun zeigte Emilie die zärtlichste Innigkeit, und benetzte die Hand der Fürstin mit Thränen der ehrerbietigsten Liebe. Die Fürstin schien gerührt; sie streichelte dem weinenden Mädchen freundlich die Wange, und fragte: lieben Sie mich denn wirklich so sehr, gute Halden? — Damit war die Scene geendigt, weil eben eine andre Dame gemeldet wurde. „So habe ich denn endlich dieses mißtrauische Herz überwunden!“ dachte Emilie triumphirend. Aber wie würde sie sich geschämt haben, wenn sie gewußt hätte, wem sie diesen Triumph verdankte!

Selenberg sprach unaufhörlich mit der Fürstin von Emilens Liebe zu ihr, und theilte ihr tausend Lobeserhebungen mit, in die Emilie ausgebrochen seyn sollte. — So etwas hat sie

mir nie gesagt! antwortete die Fürstin. Ja, Ew. Durchlaucht, erwiderte Selenberg; das Fräulein denkt sehr sonderbar. Sie würde der Kaiserin ihren Tadel in's Gesicht sagen; aber Lob sagt sie immer nur hinter dem Rücken. Dies Gespräch gab die Veranlassung zu der Scene, die Emilien so rührte. Die Fürstin war von der innigen Empfindung ihrer jungen Hofdame überrascht. Sie glaubte Selenbergen nun, und nannte von jetzt an Emilien immer: ihren kleinen Sonderling.

Die Gunst der Fürstin zeigte sich bald sehr deutlich, und machte Emiliens Hoffnung, ihre Freundschaft zu erlangen, beinahe zur Gewißheit. Es war eine Partie nach einem Lustschlosse angelegt. Da allein, sagte die Fürstin oft zu Emilien, bin ich nichts als Mensch. Emilie hatte sich lange auf diese kleine Reise gefreuet; aber gerade als man abfahren wollte, ließ sie der Fürstin melden: sie könnte nicht mit. Der Hoffourier schüttelte den Kopf, und sagte zu der Fürstin: das Fräulein Halden ist krank geworden. Emilie war gesund, doch ihre Jungfer war krank; und sie wollte das Mädchen, ein sehr gutes Geschöpf, durchaus nicht verlassen.

Die Fürstin fuhr ab, und hörte schon unterwegs von einer Dame, daß die Halden sich recht wohl befände. Als sie zurückkam, war sie kalt gegen Emilien, und machte ihr mit Stolz einige Vorwürfe. Emilie sagte ganz offen, weshalb sie zu Hause geblieben wäre. Die Fürstin erwiderte Französisch (ein Zeichen, daß sie empfindlich war): Ich glaubte, es würde Ihnen Vergnügen machen, einige ganze Tage in meiner Gesellschaft zu seyn. Die Oberhofmeisterin sagte: Ich hoffe, Sie werden das Unschickliche Ihres Benehmens einsehen! und Emilie antwortete, mit einem ernstern Blicke auf die Fürstin: malheur à qui ne sait pas sacrifier un jour de plaisir aux devoirs de l'humanité \*)!

Alle andern Damen wurden blaß vor Schrecken über diese Antwort; aber zu ihrem Erstaunen reichte die Fürstin Emilien die Hand, und sagte Deutsch: man muß meinem kleinen Sonderling etwas zu gute halten. Bei der Tafel erzählte sie dem Fürsten mit offenbarem Vergnügen die Antwort ihrer Halden, und setzte dann hinzu: Sie werden aber auch gestehen

\*) Wehe dem Menschen, der nicht den Pflichten der Menschlichkeit einen vergnügten Tag opfern kann!

müssen, daß ich eine Freundschaft verdiene, die kein Bedenken trägt, mir so etwas zu sagen!

Sie verdienen die Huldigungen einer Welt, erwiederte der Fürst; aber die Antwort der Salden macht Ihnen so viel Ehre, wie ihr selbst. Es würde sehr schwer zu entscheiden seyn, was größer ist: so etwas Menschliches ohne Furcht zu sagen, oder es ohne Empfindlichkeit zu hören. — Emilie wunderte sich, daß man ihr einige Worte so hoch anrechnete, und sie deshalb mehr, als vorher, zu achten schien.

Sechs Tage in der Woche war die Fürstin durch Ball, Oper, Concert und andre Lustbarkeiten beschäftigt; nur Einer blieb ihr übrig, den man den guten nannte, der aber für die Damen und die Bedienung der Fürstin sehr übel war. Sie mußte diesen siebenten Tag nicht auszufüllen, und wollte ihn doch von den übrigen unterscheiden, weil man ihn an dem Hofe ihres Vaters der Einsamkeit und nützlichen Geschäften widmete. An diesem Tage hatte sie schon tausenderlei angefangen: gezeichnet, gestickt, Klavier und Harfe gespielt, Erbauungs- und andere Bücher gelesen; aber alles dessen war sie beim zweiten oder dritten Male wieder

überdrüssig geworden. Sie nahm Unterricht in der Englischen Sprache, in den schönen Wissenschaften, in der Geschichte ihres Fürstenhauses; und dennoch blieb dieser gute Tag der langweiligste in der ganzen Woche, so daß jedermann dem Himmel dankte, wenn er zu Ende war.

Emilie, eine Freundin der Einsamkeit und des Nachdenkens, benutzte diesen Tag, blieb an ihm jedes Mal auf ihrem Zimmer, und nahm keine Besuche an. Als sie aber von der Fürstin mit ihrer Freundschaft beehrt wurde, sollte sie ihn immer bei ihr zubringen. Emilie traute sich Kraft genug zu, ihre neue Freundin von der langen Welle zu befreien; und wirklich gelang es ihr die ersten Male. Sie las der Fürstin vor, und sprach mit ihr über das Gelesene. Auch brachte sie ihre Arbeit mit: ein Hemde, das sie für ein armes Kind nähen wollte. Die Fürstin fand es vortrefflich, den Tag zwischen Bildung des Geistes und Wohlthätigkeit zu theilen. Man schnitt nun Hemden zu, und die Damen näheten, ironisch lächelnd, mit der Fürstin um die Wette an der groben Leinwand. Die Hemden wurden am zweiten

guten Tage fertig, und Emilie sollte sie vertheilen; denn außer ihr kannte keine Dame eine arme Familie, welche Hemden brauchte. Emilie erzählte nachher der Fürstin die kleinen rührenden Scenen, welche die Geschenke veranlaßt hatten. Die Fürstin vergoß einige Thränen, und ließ sogleich noch einige Stücke grobe Leinwand kaufen, aus denen an den guten Tagen Hemden gemacht werden sollten.

Man erzählte bei der Arbeit, an der auch die Kammerfrauen helfen mußten, Gespenstergeschichten, man las, sang, und wurde heiter, so daß noch ein Paar gute Tage recht angenehm vergingen. Allein dann hatte die Fürstin Kopfschmerz, und ließ sagen: heute könnten die Damen einmal in ihren Zimmern arbeiten. Nun wurde das Nähen für Arme wieder vergessen, und das Studium der Antiken kam an die Reihe. Man hörte an dem guten Tage von weiter nichts sprechen, als von nassen Gewändern, von Gruppirung, von der Schlangennile, Etrurischem Styl, Basreliefs, dem Torso, dem Apoll, dem Antinous, u. s. weiter.

Kurz, Emilie war noch kein halbes Jahr am Hofe, so wußte sie, daß sie nicht auf die Freunde

schaft der Fürstin rechnen könnte. Die Fürstin verlangte Liebe; aber sie wollte keine dafür wiedergeben, und immer Fürstin bleiben. Oft war sie eine ganze Stunde mit Emilien allein; dann öffnete sie ihr Herz zuweilen ein wenig, sagte Emilien die angenehmsten Dinge, und vergoß sogar Thränen an ihrem Halse. Doch kaum war diese Aufwallung vorüber, so nahm die Fürstin ihren gewöhnlichen kalten Ton wieder an, und begegnete Emilien, wie allen ihren andern Damen. Emilie benutzte einmal eine gute Stunde, um wegen Seibold's hin zu horsch; aber zu ihrem Erstaunen bekam sie die Antwort: psut, Halden, psut! Nicht ein Wort mehr von einer solchen Liebe! Sehen Sie! — (Mit diesen Worten zog die Fürstin einen Kasten in ihrem Bureau auf.) Da liegt ein unerbrochener Brief von einer Frau, die mit mir am Hofe meines Vaters erzogen wurde, und die meine völlige Gnade hatte. Sie heirathete, ohne auf meine Warnung zu achten, unter ihrem Stande; seitdem habe ich sie nicht wieder sehen mögen. Sie hat mir wohl zehnmal geschrieben, aber ich will nichts von ihr wissen, durchaus nichts. Psut, Halden!





Emilie, an deren Liebe zu der Fürstin, offenerzig gestanden, auch der Eigennutz seinen Theil gehabt hatte, wurde von diesem Augenblicke an völlig kalt gegen sie. Sie suchte nicht länger Gelegenheit, in dem Zimmer ihrer Gebieterin seyn zu können, und gab sich nicht mehr die geringste Mühe, in ihrer Gunst zu bleiben. Die Fürstin ersetzte ihre Stelle durch eine andre Dame, und vergaß ihren kleinen Sonderling, ohne ihm deshalb gram zu werden. Das verdroß Emilien Anfangs; doch bald war es ihr vollkommen gleichgültig. Ihre Kammerjungfer bedauerte sie, daß sie die Liebe der Fürstin verloren hätte, und tadelte diese mit einiger Bitterkeit. Emilie erwiederte: es fehlt ihr nicht an Geist; aber die ewigen Zerstreungen haben diesem Geiste alle Kraft genommen. Sie ist wirklich gut, mitleidig, zur Freundschaft und zur Liebe geboren. Eine Frau von ihrem Range, die eben so dächte, wie ich, könnte sie wohlthätig und glücklich machen; doch von ihren Damen wird nie eine das vermögen.

Selenberg war unterdessen nicht unthätig gewesen. Sein Rang gab ihm fast alle Tage Gelegenheit, mit Emilien zusammen zu seyn;

und er nützte das mit der ganzen Feinheit des erfahrenen Hofmannes. Aber er mochte thun, was er wollte — sie wußte ihm für nichts Dank, und zeigte ganz unverhohlen die entschiedenste Abneigung gegen ihn. Doch dessen ungeachtet wurde seine Begierde mit jedem Tage stärker, da Emilie immer reizender aufblühte, und ihre Figur immer edler, ihre Farbe immer frischer wurde. Er hatte geglaubt, der Hof sollte ihm den Triumph über sie erleichtern; und sie behielt mitten unter allen Versuchungen, an denen es auch dort nicht fehlte, die Reinheit ihrer Seele, und die Energie ihres Herzens. Doch der Widerwille, mit dem sie jetzt am Hofe war, gab seinen Hoffnungen neue Stärke. Er zeigte ihr die reizende Aussicht eines Lebens auf dem Lande, und auch ihr Bruder mußte sie ihr zeigen. Sie ergriff diesen Gedanken mit großer Lebhaftigkeit; allein sobald der Name Selenberg genannt war, sagte sie: „lieber wollte ich mein ganzes Leben hier in diesen ernen Sälen zubringen, als nur einen Tag lang Selenbergs Gattin seyn.“

Selenberg hatte jetzt nur noch Eine Hoffnung: das Vorwort des Fürsten. Hierzu woll-

te er nur im äußersten Nothfalle greifen; doch er mußte zuletzt, da Emilie sich durchaus nicht mit ihm einließ, und da er folglich nicht Eine von seinen Künsten anwenden konnte. Er wendete sich endlich an den Fürsten selbst; und dieser sagte lächelnd: „Selenberg, Sie haben wohl noch nie in einem solchen Falle einen Andern für sich geschickt! Ist denn die Abneigung der Halden gegen Sie so groß? und weiß die Familie darum? Denn die Familienrechte taste ich nicht an; sie sind die heiligsten, über die sich kein Fürst unter irgend einem Vorwande hinaussetzen sollte.“

Der Kammerjunker versicherte, daß seine Eltern diese Verbindung wünschten. — „Und warum will Ihre Schwester nicht?“ fragte der Fürst. Halden zuckte die Achseln. Romane, Ew. Durchlaucht, eine unverständige Gouvernante, die glatten Worte eines elenden, aber sehr listigen Menschen! . . . Meine Schwester hat eine reizbare Phantasie, Grundsätze aus den Zeiten der Tafelrunde. Und dazu kam eine gewisse Begebenheit. Der Mensch, dessen ich eben erwähnte, rettete ihr zufälliger Weise das Leben. Ueberspannte Dankbarkeit, Ew. Durch-

läucht. Kurz, sie ist Willens, unser Haus durch eine Mißheirath zu beschimpfen.

„Hm!“ erwiderte der Fürst mit Lächeln, „das sollte man diesem edlen, stolzen Gesichte nicht zutrauen! Wohl, ich werde mich für Seelenbergen verwenden. Das nächste Mal, wenn ich Ihre Schwester sehe, will ich um ihre Hand werben; und mir wird sie keine abschlägige Antwort geben.“

Der Kammerjunker zuckte wieder die Achseln. Ich bedaure es, Ewr. Durchlaucht sagen zu müssen, daß sie in diesem Punkte sehr eigensinnig ist.

„Wir werden ja sehen! Sie sollen Nachricht bekommen. Uebrigens verbitte ich alle Gewalt. Ihre Schwester wird schon vernünftig werden. Ueberlassen Sie die Sache nur mir, und Sie sollen zufrieden seyn.“

Der Hof ging auf das Land. Emilie eilte, so bald sie konnte, in das reizende Bosket bei dem Lustschlosse, an welches auch Alleen stießen. Hier begegnete ihr der Fürst, der eben vom Pferde gestiegen war und noch eine Weile spazieren gehen wollte. Er erinnerte sich sogleich seines Versprechens, und redete Emilien an.

So jung, so schön, und so allein? sagte er lächelnd. Die Herren hier müssen sehr wichtige Beschäftigungen haben, daß Sie so einsam gelassen werden! Kommen Sie, Fräulein. Der Abend ist so angenehm; wir gehen die Allee noch einmal auf und nieder. Apropos, liebe Halden. Ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen dürfen.

„Ew. Durchlaucht Bitten sind für mich Befehle,“ sagte Emilie. In dem Augenblicke fiel ihr Selenberg ein, und sie setzte schnell hinzu: „denn Ew. Durchlaucht fordern nichts von uns, wodurch wir uns nicht glücklich fühlten.“

Dies Lob, liebe Halden, möchte ich gern von allen meinen Unterthanen verdienen. Nun, ich hoffe, auch Sie sollen durch die Erfüllung meiner Bitte glücklich werden. Ich will Sie verheirathen, und lade mich zu Ihrer Hochzeit ein. — Emilie erblaßte. — Daß die Mädchen doch allemal roth und blaß werden, wenn vom Heirathen die Rede ist, und dennoch alle heirathen! Aber Sie zittern ja. Sehen Sie Sich. Wie gesagt, eine Fehlbitte müssen Sie mich nicht thun lassen. Sie sollen einen Mann ha-

den, den der ganze Hof für sehr artig und fein erklärt, und, noch mehr, der mein Freund ist: den Präsidenten von Selenberg.

Emille blieb starr sitzen, ohne ein Wort zu erwiedern. Endlich erholte sie sich. „Ew. Durchlaucht haben den Präsidenten Ihren Freund genannt; ich muß also verschweigen, wie ich von ihm denke. Indes darf ich doch sagen, daß der Herr Präsident sehr fein und artig seyn kann, ohne deshalb einen guten Ehemann zu versprechen. Er paßt vielleicht für den Hof, aber nicht für das häusliche Verhältniß; und wenn man heirathet, so rechnet man doch auf Glück. Ew. Durchlaucht werden es mir zu Gnaden halten, daß ich Nein sagen muß.“

Das sollen Sie aber nicht! Oder Sie müssen mir sagen, wie Sie von Selenbergen denken. Sie werden ihm, hoffe ich, doch einige Thorheiten der flüchtigen Jugend übersehen? Wer ist sein ganzes Leben hindurch von aller Thorheit frei geblieben!

„Thorheiten, Ew. Durchlaucht, wollte ich ihm gern zu gute halten; nur nicht seinen Charakter. Ich mag des Mannes Frau nicht seyn, den keine Mutter ohne Sorge

eine halbe Stunde mit ihrer Tochter allein lassen darf!"

O, das war einmal, liebes Kind! Sehen Sie ihn doch nur an! Die Sünde hat ihn verlassen.

„Und könnten Ew. Durchlaucht mir rathen, meine Hand einem Manne zu geben, von dem man weiter nichts sagen kann, als das? Aber die Sünde hat ihn nicht einmal verlassen; jetzt fällt ja sein Verlangen — denn von Liebe kann ein solcher Mann nichts wissen — auf mich!"

Es wird ja doch keine Sünde seyn, Sie reizend zu finden; sonst wäre ich eben so strafbar, wie Selenberg. Aber — was wetten Sie? — ich weiß die Ursache Ihrer Weigerung. Es steckt Ihnen ein Mensch im Köpfschen, der Sie einmal aus dem Wasser oder Feuer geholt hat. Nicht wahr, ich habe es getroffen?

Emilie erröthete. „Ew. Durchlaucht, wäre mein Herz auch völlig frei, ich gäbe dennoch Selenbergen meine Hand nicht, so lange ich fühlen kann, daß ein Betrieger ein verabscheuungswürdiger Mensch ist."

Ein Betrieger? . . . Sie drücken Sich in

der That ein wenig hart aus! Der Mann steht in meinen Diensten, und ist mein Freund.

„Ein Betrüger, Ew. Durchlaucht! Sie werdei: ungnädig; aber ich kann ihn nicht anders nennen. Wer ein gutes, rechtschaffnes Mädchen mit seinem Range, seinen Künsten, seinem Gelde, listig verführt, ein Mädchen, dessen ganzer Reichthum Unschuld, dessen Verheirathung vielleicht die einzige Hoffnung der Eltern war, wofür sie ihr ganzes Leben hindurch arbeiteten, worin sie sich in Stunden des Kammers, der Sorge, des Mangels, die Freude ihres Alters versprochen; ein Mädchen, das vielleicht das treue Weib eines rechtschaffnen Mannes, die glückliche Mutter einer großen Familie geworden wäre — wer ein solches Mädchen verführt, und es dann der Schande, dem Unglück überläßt: wie soll ich den Elenden nennen? Hier allein, in Ihrer Residenz, sind vielleicht zwanzig Mütter, die über Verführung ihrer Töchter jammern; und der Mensch, der daran Schuld ist, wäre kein Betrüger? wäre nicht abscheulich?“

Emilie sprach, wie in Begeisterung, mit funkelnden Augen und fliegenderm Busen. Der



Fürst sah hier einmal, was er so selten gesehen hatte: ein volles Herz, das sich ergoß. Er betrachtete Emilien mit Vergnügen. Als sie geendigt hatte, sagte er: Ich merke, man muß Sie nicht zu Worte kommen lassen; sonst hat man verloren. Seyn Sie ruhig, Fräulein. Ich werde Selenbergen das Alles getreulich mittheilen. Soll ich?

„Wenn er in mich dränge, ich würde es ihm selbst sagen.“

Nun! setzte der Fürst lächelnd hinzu; und wenn ihn das nicht von Grund aus hellte, so wüßte ich nicht mehr, was ich von ihm denken sollte. In der That, es mag wohl biswilen so seyn, wie Sie sagen. Sie haben mich ernsthaft gemacht. Aber solche Sünden gehören nicht vor meinen Richterstuhl. — Also Selenbergen wollen Sie nicht. Nun, es sollte mich freuen, wenn ich einmal auf andre Art zu Ihrem Glücke beitragen könnte. Ich weiß jetzt, wie Sie hassen; in der That, ich möchte wohl auch einmal sehen, wie Sie lieben. Nur, Kind, mit Ihrem Retter aus dem Feuer oder Wasser bleiben Sie weg. Auf mein Wort! daraus wird nichts.

Der

Der Fürst ging. Emilie war zufrieden: sie hatte nun die Erfahrung gemacht, daß man viel kann, wenn man ernsthaft will; und ihre Hoffnung, trotz allen Hindernissen am Ende dennoch Seibolds Gattin zu werden, bekam dadurch neue Stärke.

Der Fürst erzählte dem Kammerjunker, wie seine Bewerbung abgelaufen war, und gab ihm einen Brief, den Plan mit Selenbergen fahren zu lassen. Damit war Karl aber nicht zufrieden. Er sagte dem Fürsten: seine Eltern drängen auf diese Verbindung; es beruhe ein Familien-Arrangement darauf. Man lasse den Fürsten nach einigen Tagen aufs neue um sein Wort; er schlug es aber geradezu ab. Ich weiß nicht, Selenberg, sagte er, wie Sie von mir verlangen können, ein so schönes Mädchen zu ängstigen. Auf diese Art werden Sie Ihren Wunsch wohl schwerlich erreichen. Werden Sie Sich an meine Gemahlin! Die darf befehlen, wo ich bitten muß.

Selenberg sah ein, daß der Fürst Recht hatte, und er würde diesen Weg längst eingeschlagen haben, wenn nicht die Fürstin eine sonderbare Grille gehabt hätte. Sie hielt es

nehmlich für eine Verletzung der ihr schuldigen Ehrfurcht, wenn eine von ihren Damen die Liebe eines Mannes ihrem Umgange vorzog. Diese Grille kannte der Fürst, wie jedermann am Hofe; und er gab Selenbergen absichtlich einen Rath, der nicht befolgt werden konnte. Emilie hatte auf den Fürsten selbst tiefen Eindruck gemacht. Er suchte daher Gelegenheit, sie allein zu finden; und die konnte ihm nicht fehlen, da sie jeden Abend in das Bosket zu gehen pflegte. Hier hob er aufs neue an, für Selenbergen zu sprechen; er schien sogar empfindlich zu werden, und bekam dennoch von Emilien immer dieselbe Antwort. Endlich verlangte er, etwas Näheres von ihrer Begehrenheit mit Selbold zu wissen. Sie erzählte so gut, und ihre schönen Augen waren so zu rechter Zeit voll Thränen, daß der Fürst auch ihre Liebe zu dem Retter ihres Lebens nicht mehr so ganz unrecht fand, ob er sich gleich davon nichts merken ließ. Er sprach mit Emilien nun auch von andern Dingen; denn unter diesem Vorwande konnte er am besten von Zeit zu Zeit eine Stunde lang mit ihr im Bosket auf und nieder gehen.

Natürlicher Weise flüsterte man nun auf dem Schlosse sehr bald einander zu: die Halden gefällt dem Fürsten; er ist oft mit ihr im Bosket. Selenberg war nicht der letzte, der dies erfuhr; und sobald er es wußte, entwarf er einen andern Plan, sich Emilien's Besitz zu verschaffen.

Schon nach einigen Stunden war der Fürstin hinterbracht, daß Se. Durchlaucht oft stundenlang mit dem Fräulein von Halden im Bosket spazieren gingen. Sie schwieg, und behandelte Emilien nur mit auffallender Kälte, oder vielmehr Verachtung. Am folgenden Tage war Selenberg bei ihr, und lenkte das Gespräch auf Heirathen. Sie nannte ihn neckend einen Hagestolz; und er sagte: ich würde recht gern eine Frau nehmen, wenn Ew. Durchlaucht sie mir geben wollten. — „Darf ich den Namen der Glücklichen wissen, die Sie erobert hat?“ — Das Fräulein von Halden. — Die Fürstin erröthete und schwieg.

Am Abend zog sie Selenbergen in ein Fenster, das nach dem Bosket hinaus ging, und fragte ihn: ist es Ihr Ernst, daß Sie die Halden heirathen wollen? — Mein völliger, Ew. Durchlaucht. Ich habe schon die Einwilli-

lligung der Eltern, und schwieg bisher nur deshalb, weil Ew. Durchlaucht das Fräulein mit Ihrer vorzüglichen Gnade, ja, fast möchte ich sagen, mit Ihrem Vertrauen, zu beehren schienen. — „Haben Sie sich schon gegen die Halden geäußert?“ — Bis jetzt nicht, aus dem Grunde, den ich Ew. Durchlaucht schon gesagt habe. Ich glaube indeß, mir schmeicheln zu dürfen, daß sie mir nicht abgeneigt ist; nur seit einigen Tagen bemerke ich eine Kälte an ihr, die mich verlegen macht.

Die Fürstin erröthete wieder, schwieg eine Weile, und sagte dann: „die Halden soll Ihre Frau werden! Ueberlassen Sie nur Alles mir, und sagen Sie ihr nichts; ich selbst will das Vergnügen haben, sie damit bekannt zu machen.“

Am folgenden Morgen ließ die Fürstin Emilien zu einem Spaziergange rufen. Sie ging eine Zeitlang, ohne zu sprechen, das Bostet auf und nieder, und Emilie neben ihr. Dann blieb sie auf einmal stehen, sah Emilien scharf in's Gesicht, und hob an: Fräulein Halden, Selenberg hat bei mir um Sie angehalten, und ich habe Sie ihm zugesagt. — Emilie

hatte durch die Unterredungen mit dem Fürsten eine Art von Leichtigkeit über diesen Punkt zu sprechen, bekommen. Sie sagte sehr bescheiden: „Ewr. Durchlaucht Wunsch würde für mich ein Befehl seyn . . .“

Ich wünsche es nicht, unterbrach die Fürstin sie kalt; ich will es, ich befehle es, und ich hasse jedes Aber, wenn ich befohlen habe. — Sie winkte einem Bedienten, der in der Ferne stand; und das Gespräch war abgebrochen. — Sie können gehen! sagte sie dann kalt zu Emilien. Kommt! rief sie dem Bedienten zu, und verlor sich in das Bosket.

Da stand nun Emilie auf einmal von aller Hülfe verlassen. Es war ihr, als forderten tausend Stimmen sie auf, nach Sollingen zu fliehen und den Major um Schutz zu bitten. Schwankend, matt, ohne Entschluß, von tausend verwirrten Gedanken, tausend Schmerzen bestürmt, ging sie, ohne die Augen vom Boden zu erheben, dem Schlosse zu. „Gott Lob!“ dachte sie endlich; „ich habe noch nicht Ja gesagt.“ Nun fühlte sie wieder einige Kraft; und in dem Augenblicke bemerkte sie in einiger Entfernung Selenbergen. Sie eilte auf ihn zu,

und sagte in einem scharfen Tone, der ihren Absehen verrieth: „Herr Präsident, Sie haben bei der Fürstin um mich angehalten, und sie hat Ihnen meine Hand versprochen. Ich aber, ich erkläre Ihnen sehr feierlich, daß ich nicht will. Nehmen Sie Ihr Wort wieder zurück, ich bitte Sie darum; denn ich bin nun einmal fest entschlossen, nie zu wollen.“

Selenberg erwiderte mit einiger Verlegenheit: daß ich diesen Weg, den ich lieber nicht genommen hätte, dennoch gewählt habe, meine Gnädige, muß Ihnen ein Beweis seyn, wie unendlich ich Sie liebe. Welcher Mann auf der Erde darf glauben, Sie zu verdienen! Und so können Sie es gewiß nicht tadeln, daß ich eine mächtige Fürsprecherin zu Hülfe nehme. Ihre verehrungswürdigen Eltern, mein Fräulein, Ihr Bruder, die Fürstin — Alle wünschen, mich durch Sie glücklich zu sehen. Lassen Sie mich hoffen, daß Ihre Güte meine zärtliche Liebe nicht immer verwerfen wird. Leider habe ich eine Jugend gelebt, die ich selbst mir nie verzeihen kann. Aber, mein Fräulein, Sie würden mich nicht verachten, wenn Sie mein Herz kennten; Sie würden aufhören,

mich zu hassen, wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie liebe.

„Der Weg, den Sie gewählt haben, führt gewiß nicht zu meinem Herzen. Ich muß noch einmal . . .“

Geben Sie mir nur die allerkleinste Hoffnung; dann soll weiter nichts für mich sprechen, als meine Ehrerbietung, meine zärtliche Liebe, die Erfüllung aller Ihrer Wünsche.

„Nein, Herr von Selenberg, auch nicht die kleinste Hoffnung mache ich Ihnen. Müßte ich zwischen Ihnen und dem Bauer wählen, der dort Wasser trägt: ich gäbe ohne Bedenken dem meine Hand. Sie sehen, wie unnütz alle Ihre Bemühungen sind. Ich bitte, nehmen Sie Ihr Wort bei der Fürstin zurück. Bis jetzt weiß außer uns niemand etwas davon; und ich verspreche Ihnen, zu schweigen. Herr Präsident, schlagen Sie mir die einzige Bitte nicht ab, die ich je an Sie thun kann. Glauben Sie, es ist bei mir nicht Eigensinn, sondern überdachter, fester Entschluß!“

Ich hoffe, sagte Selenberg ein wenig erröthend, Sie werden einst gütiger seyn, als jetzt, und den ungerechten Haß überwinden, den Sie gegen mich zu haben scheinen.



Er verbeugte sich sehr tief, und ging, mit den Zähnen knirschend, in den Garten. Emilie eilte auf ihr Zimmer, legte den Kopf in ihre Hand, und sann, doch mit umher fliegenden Augen, über ihre Lage. Endlich faßte sie einen Entschluß: sie wollte sich, sobald die Fürstin aus dem Bosket zurückkäme, ihr zu Füßen werfen, und sie um Mitleiden bitten. Als sie aber durch das Fenster das kalte befehlende Gesicht ihrer Gebieterin sah, war ihr Muth wieder verschwunden. Sie ging zwar die Treppe hinunter, und bis vor das Zimmer der Fürstin; doch wagte sie sich nicht hinein. Indem sie noch unentschlossen da stand, trat die Oberhofmeisterin aus ihrem Zimmer, und bemerkte sie. Fräulein Halden, ist Ihnen nicht wohl? Sie sind ja so bleich, wie eine Wüste! Was fehlt Ihnen? Kommen Sie doch zu mir herein! — Emilie umfaßte, sobald sie in dem Zimmer war, die Oberhofmeisterin mit Hefigkeit, und beschwor sie mit heißen Thränen, bei der Fürstin für sie zu bitten.

Liebes gutes Kind, sagte die Oberhofmeisterin; das kann ich in der That nicht. Ihre Sache würde dann noch schlimmer: das wissen

Sie ja so gut wie ich. Da ist nun keine Hilfe mehr; Sie müssen Selenbergen heirathen! . . . Aber, mein Gott, es schlägt ja schon Eins, und Sie sind noch nicht frisiert! Gehen Sie! Es ist nur noch eine Stunde bis zur Tafel. Und ich bitte Sie, liebe Halden, seyn Sie klug. Es ist nun einmal nicht anders; Sie müssen!

Emille ging wieder weg, ließ sich ankleiden, und verwünschte dabei den Hof, der sie so unglücklich machte. Zitternd trat sie dann in das Zimmer der Fürstin, verbeugte sich fast bis zur Erde, und blieb furchtsam an der Thüre stehen. Die Fürstin sagte langsam und kalt zu den übrigen Damen: Fräulein Halden ist Braut des Präsidenten von Selenberg; Sie können ihr Glück wünschen. Mit diesen Worten ging sie in ein Nebenzimmer.

Emille stand bei den Glückwünschen, die ihr nun gesagt wurden, wie in Betäubung da, und es rollten große Thränen aus ihren Augen. Sie fing endlich an zu schwanken, weil das Gefühl der Hülflosigkeit ihrem Körper alle Kraft benahm. Man mußte sie nach ihrem Zimmer führen. Kaum war sie allein, so riß sie in Verzweiflung die Brillanten aus ihrer Frisur,

warf sie heftig zur Erde, verhüllte ihr Gesicht, und blieb länger als eine Stunde so sitzen, ohne eines Gedankens fähig zu seyn.

Endlich sagte ihre Jungfer, die, mit ihr weinend, am Fenster saß: da fährt die Fürstin hin! . . . Und der Fürst kommt eben von der Jagd zurück! Er ist recht freundlich. Wenn ich ihn um etwas zu bitten hätte, so thäte ich es jetzt, auf der Stelle. — Emilie eilte, wie sie war, mit zerstörtem Kopfsuße und in der halben Kleidung, die Treppe hinunter, dem Fürsten entgegen, und rief mit Leidenschaft: „ach, Ew. Durchlaucht!“ Der Fürst öffnete sein Zimmer, und führte sie hinein. Emilie warf sich vor ihm nieder. „Ew. Durchlaucht, ich habe keinen Freund, keine Hülfe mehr, als Sie. O, retten Sie mich von dem schrecklichsten Elende!“

Liebes Kind, stehen Sie auf! Wenn jemand käme!

„Nein! hier will ich liegen, bis ich Ihr Wort habe, daß Sie mich retten wollen.“

Nun, sagte der Fürst, so muß ich auch wohl niederknieen. — Er machte wirklich eine Bewegung dazu, und Emilie stand auf. — Kommt

men Sie, Fräulein, in mein Cabinet; da sind wir ungestörter. — Nun sagen Sie mir, wie kann ich Ihnen dienen?

Emilie erzählte. Der Fürst schüttelte den Kopf, und sagte: aber, Fräulein, es ist in der That besser, wenn Sie Selenbergen nehmen. Sie selbst müssen einsehen, daß ich mich nicht wohl in die Sache mischen kann. Meine Gemahlin scheint die Heirath sehr zu wünschen; und was bleibt mir nun noch übrig?

„Ein Wort von Ihrer Hand an Selenbergen; und ich bin gerettet.“

Der Fürst schüttelte wieder den Kopf; aber er konnte der schönen, reizenden Emilie ihre wiederholte, dringende Bitte unmöglich abschlagen. Wohl, sagte er zuletzt; ich will thun, was Sie wünschen, ob ich gleich fühle, was alles aus der Sache gemacht werden kann.

„O, mein Dank, Ew. Durchlaucht, meine Ehrerbietung, meine Liebe soll unendlich seyn, wenn Sie mich aus dieser Gefahr erretten!“

Nun, was thäte man nicht um Ihrer Liebewillen! Ich will in Ihrer Sache thun, so viel ich kann. Morgen oder übermorgen hoffe ich, Sie im Bosket zu sehen. Lassen Sie Sich lie-

ber krank melden. Hätten Sie mir etwa noch einige Worte zu sagen, oder sollte etwas vorkommen, so schreiben Sie mir nur. Ich werde bisweilen meinen alten Ahrens unter einem guten Vorwande zu Ihnen schicken. Und nun adieu, mein schönes Fräulein. Wer weiß, was ich an Selenbergs Stelle thäte! Adieu.

Der Fürst schrieb sogleich an Selenbergen folgendes Billet:

„Mein lieber Präsident, Ihre Sache mit dem Fräulein von Halden nimmt eine Wendung, die mir nicht ganz wohl gefällt, da man wissen kann, daß ich mich Anfangs hinein gemischt habe. Es wird mir angenehm seyn, wenn Sie alle Maßregeln fallen lassen, die nach Gewalt aussehen. Sie werden leicht ein schickliches Mittel finden, die Schritte zurück zu thun, die ohne mein Wissen gethan sind. Ich wünschte, entweder gar nicht in die Sache gemischt worden zu seyn, oder sie nun allein beendigen zu können, und ich rechne darauf, daß Sie mich nicht werden vergessens wünschen lassen. Morgen früh erwarte ich Sie zu einer Jagdpartie. Sie sollen, weil Sie Bequemlichkeit beim Jagen lieben,

„nicht fünfzig Schritte danach gehen dürfen.

„Ableu.“

Der Fürst bekam schon in einigen Minuten nachstehende Antwort:

„Ew. Durchlaucht werden es gnädigst meiner heißen Leidenschaft verzeihen, daß ich einen Schritt gewagt habe, zu dem eine Bemerkung aus Höchstdero eigenem Munde mich halb und halb zu berechtigen schien. Ich sehe das freilich jetzt anders, und werde jedes schickliche Mittel anwenden, Ew. Durchlaucht Wunsch zu erfüllen. Die Entschuldigung, daß ich selbst die Wendung, welche die Sache genommen hat, nicht vermuthet, nicht gewünscht habe, kann ich bei Ew. Durchlaucht nicht geltend machen; denn allerdings soll man erst wissen, ehe man handelt. Wollen Ew. Durchlaucht die Versicherung, daß ich von jetzt an mein Glück gänzlich Höchstdero Händen überlasse, gnädig annehmen, so wird dies meiner Unzufriedenheit mit mir selbst ein Ende machen.“

„Die Jagdpartie, zu der Ew. Durchlaucht die Gnade haben, mich einzuladen, wird ein Vergnügen für mich seyn.“

Das Billet schrieb Selenberg in dem größten Verdrusse darüber, daß er sein Glück, dem er so nahe zu seyn geglaubt hatte, mit eigenen Händen wieder zerstören sollte. Er wußte schon, daß Emilie bei dem Fürsten gewesen war; und in einer halben Stunde hatte er es auch an die Fürstin gebracht, ohne sein Zimmer verlassen zu haben.

Am Abend war Spiel bei Hofe. Selenberg ging nicht eher hin, als bis er vermuthen konnte, daß der Fürst schon da seyn würde. Die Fürstin fragte ihn laut, wo er den ganzen Tag gewesen wäre. Er benutzte diese Gelegenheit, zu ihr in ein Fenster zu treten, und halb laut zu sagen: ich bin sehr unglücklich, Ew. Durchlaucht, daß ich Sie bitten muß, Ihr gnädiges Vorwort bei dem Fräulein von Halden zurückzunehmen. Dringende Familienverhältnisse nöthigen mich zu dieser Bitte. Sie kann mir bei Ewr. Durchlaucht den Verdacht des Leichtsinnes zuziehen; aber in der That, ich bin nichts als unglücklich! . . . Ich hoffe, daß Ew. Durchlaucht noch nichts für mich gethan haben.

„Alles!“ erwiederte die Fürstin mit Bitter-

felt. „Das ist zu spät. Sie werden mich doch nicht kompromittiren wollen? Ah, ich errathe, woher. . .“

Selenberg verbeugte sich tief. Also werden Ew. Durchlaucht mich bedauern! Ihren Händen und Ihrer Gnade überlasse ich mein Glück jetzt ganz allein. Ich selbst darf nichts, als schwelgen und erwarten. Ew. Durchlaucht errathen meine Lage, und ich fürchte nicht, daß Dieselben sie noch peinlicher machen werden. — Er verbeugte sich tief, und die Fürstin ging an ihren Spieltisch.

Selenberg war diesen Abend zerstreuet; er näherte sich der Fürstin nur mit Zittern, und nahm einen Kammerherrn bei Seite, um über das wandelbare Hofglück zu klagen. Kurz, die Fürstin hörte bald, so wie der Fürst, zu ihrer Verwunderung, daß Selenberg bei ihr in Ungnade gefallen wäre. — Der Selenberg ist doch ein ehrlicher Mann! sagte der Fürst lächelnd; und die Jagdpartie fiel sehr vergnügt aus. — Der Selenberg ist doch ein feiner Kopf! sagte die Fürstin. Sie behandelte ihn am folgenden Tage bei dem Diner mit sehr bemerkbarer Kälte; er war zerstreuet, und eilte, aus dem Saale zu kommen.



Nach Elſche ging die Fürſtin mit ihrem Gemahle den Gang zu ſeinen Zimmern hinunter. „Ich habe,“ ſagte ſie unmüthig, „eine Klage über den Präſidenten Selenberg. Er hält bei mir um die Halden an, und ich verſpreche ſie ihm, da die Partte vorthellhaft iſt, und da die Eltern ſie wüſchen. Ich ſage es der Halden ſelbſt, und meine Damen wüſchen auf meinen Befehl ihr ſchon Glück. Nun tritt Selenberg geſtern an mich heran, entſchuldigt ſich mit Familienverhältniſſen, und dergleichen, und will ſein Wort zurücknehmen. Sie werden das von ihm ſo unverſchämt finden, wie ich. Verlangt er, daß ich mich vor meinem ganzen Hofe compromittiren ſoll? Ich erſuche Sie dringend, mich vor einer ſolchen Beſchimpfung zu ſichern. Die Heirath ſoll und muß zu Stande kommen.

Vielleicht, erwiederte der Fürſt verlegen, hat Selenberg andere Gründe, die ſeiner Menſchlichkeit Ehre machen. Man ſagt mir, die Halden ſoll eine beſtimmte Abneigung gegen ihn haben; und dann . . .

„Wie jedes junge Mädchen, dem man eine Verblindung anträgt. Sie ſträubt ſich, weil ſie eine Närrin iſt.“

Wenn

Wenn aber nun diese Belagerung ernsthafter werden sollte, so wäre dies vielleicht ein Mittel, die Sache abzubrechen.

„Die Halben wird sich nicht lange weigern. Mein Gemahl kann doch gewiß nicht zugeben, daß man mich vor dem ganzen Hofe so demüthigt! Das Mädchen soll wollen. Ich bitte Sie, Selenbergen meinen Befehl zu sagen, und ich hoffe, daß schon morgen Alles beendigt seyn wird. In einer Sache, die mich und meine Ehre betrifft, werden Sie mich gewiß keine Fehlbitte thun lassen.“

Mais, Madame, y pensez vous?

„Je sais ce qui convient, et je ferai ce qu'il faut. Je ne croirai jamais mon honneur retabli, que quand Mlle. de Halden sera la femme de Selenberg. Cela doit être, à quelque prix que ce soit!“ — Mit diesen Worten ging sie zurück.

Der Fürst fühlte selbst, daß seine Gemahlin diese Forderung machen mußte: aber er hatte doch dem reißenden Mädchen versprochen, sie zu retten; und, noch mehr, die schöne Emilie gefiel ihm so wohl, daß er sich gestehen mußte, er gönne sie Selenbergen nicht.

In seiner Verlegenheit ließ er Emilien durch den alten Ahrens sagen: sie möchte noch krank bleiben. Den Abend fuhr er auf die Jagd, und blieb den ganzen folgenden Tag weg. Emilie wurde von dem Leibbarzte für sehr krank erklärt, und Selenberg beurlaubte sich bei der Fürstin auf einige Tage zu einer Reise nach der Stadt, weil, so lange seine Geliebte krank war, doch nichts weiter für ihn geschehen konnte.

Der alte Ahrens sprach Emilien noch an diesem Abend ganz unbemerkt. Er erzählte ihr, was der Fürst für sie gethan hatte, und wollte sie dennoch bereden, dem Präsidenten ihr Jawort zu geben. Als Emilie sich auf den Fürsten berief, zuckte er die Schultern, und sagte: liebes Fräulein, ich bin hier am Hofe grau geworden, und weiß wohl Bescheid. Unser Fürst ist der großmüthigste, edelste Mann, — wenn es sich schickt.

„Wenn es sich schickt?“ erwiderte Emilie. „Können Großmuth und Gerechtigkeit sich jemals nicht schicken?“

Ja, mein liebes Fräulein, so ist es wahrhaftig! Anderswo kann man seyn, was man

will, was man soll; hier aber muß man seyn, was sich schiekt. Wir sind hier so lange gut, als es gehen will; dann lassen wir das Gute fahren, und zucken hinterher die Achseln. Verlassen Sie Sich also ja nicht auf den Fürsten, mein gutes Fräulein. Glauben Sie mir, der Präsident Selenberg ist ein feiner Kopf, der Alles überlisten kann. Ich will Ihnen nur gestehen, es würde mich jammern, wenn Sie ihn heyrathen müßten; denn Sie haben ganz Recht: er ist ein böser Mensch. Aber, wie gesagt, verlassen Sie Sich hier auf niemanden, als auf sich selbst! Mit dem besten Willen kann der Fürst am Hofe zuweilen nicht so viel, wie der Handwerksmann tagtäglich in seinem Hause. Es klemmt und haft sich aller Orten. Wenn die Bürger und Bauern das so wüßten, sie gönnten uns unsre plaisirs, und hielten sich bei ihrem ruhigen Stücke Brot für weit glücklicher, als wir es jemals werden können.

Emilie wurde durch diesen treuherzigen Ton aufmerksam. Ahrens war, wie jeder am Hofe wußte, ein ehrlicher, unbestechlicher Mensch, und seine Treue gegen den Fürsten

ohne alle Flecken. Anfangs mischte er sich in die Cabalen des Hofes, und drang auch zuweilen durch; aber man machte ihn in Kurzem müde. Zuletzt bekümmerte er sich um nichts mehr, als was den Fürsten unmittelbar anging; und auch dann mischte er sich nur in so fern hinein, daß er diesem seine Meinung davon sagte. Er mußte den Fürsten, wie den ganzen Hof, wohl kennen, und sein Wort war also bei Emilien von großem Gewichte. Sie wurde blaß vor Schrecken, und sagte: „o Gott! könnte man so grausam seyn; mich aufzuopfern? Ach, wenn nur mein guter Onkel hier wäre! der würde mich bald retten!“

Der alte Ahrens erkundigte sich näher nach diesem Onkel, und sagte dann: geschwind, schreiben Sie dem Herrn Major! Ich will den Brief besorgen. Es giebt vielleicht einen Augenblick, wo die starre Ehrlichkeit des Mannes die feine List hier über den Haufen rennt.

Emilie schrieb in ihrer Verzweiflung nur einige Worte. Ahrens legte einen etwas längeren Brief bei, worin er dem Major einige Maßregeln empfahl; und schon bei Tagesan-

bruch, als noch alles schlief, schickte er eine Estafette nach Sollingen.

Der Major war jetzt gewissermaßen auf Emilien böse, weil sie ihm, seit ihrem Aufenthalte in der Residenz, nur ein einziges Mal, und noch dazu einen kalten, oder vielmehr für ihn unverständlichen, Brief geschrieben hatte. Sie sagte darin: „ich thue meine Pflicht, und bin zufrieden. Es sollte so seyn, und es sey so! Ich habe mein Glück nicht aufgegeben, und werde es auch hier finden, mitten in dem Getöse des traurigen Frohlockens, der armseligen Pracht. Hier stehe ich ganz allein; aber ich bedarf nur meiner selbst. Ich soll mir meine Welt schaffen, und schaffe sie.“

Der Major hatte diesen Brief unmuthig auf den Tisch geworfen, und gesagt: „Jungfer Milchen, wenn man anfängt in Räthseln zu sprechen, so ist man auf dem Wege zu lügen. Ich glaube, das Mädchen ist hochmüthig geworden. Was soll das alles! „Meine Welt schaffen!“ Was muß der liebe Gott denken, wenn ein Mädchen ihr Geld frisst, und dann von Schöpfung der Welten spricht! „Ich bedarf nur meiner selbst!“ Meinetwegen! Hochmuth kommt vor dem Falle!“

Für den guten Major waren diese Rätthsel nicht geschrieben, sondern für Seibold, der sich alle Ausdrücke sehr wohl zu erklären wußte; da ihn jeder an eine seiner ehemaligen Unterredungen mit Emilien erinnerte. Sein Herz schlug ungestüm vor Freude über diesen Brief, der für ihn eine feierliche Versicherung treuer Liebe enthielt. Er schwieg indeß, weil er sich nicht verrathen wollte.

Hennig schüttelte den Kopf noch stärker, als sein Oheim. Er erinnerte sich der verunglückten Entführung, und sagte: ich weiß, lieber Onkel, was der Brief bedeutet; sie giebt Seibolden einen Korb. — „Nun, das steht doch auch nicht da!“ — Hennig erzählte jetzt sein Abenteuer; und der Major sagte: „wie? sie wollte nicht, guter Junge? Nun, so laß sie fahren!“ — Man schwieg seitdem von Emilien, so viel man konnte, bis endlich die Briefe von ihr und dem alten Ahrens kamen.

Der Major tief, sobald er nur einige Worte gelesen hatte: „großer Gott! die arme Emilie!“ Seibold stürzte auf diesen Ausruf hinzu, und nahm den Brief, den der Major ihm schweigend hin hielt. — Herr Oberstwachmeister, wir müssen fort!

„Freilich! denn mag es auch seyn, wie es will — der Selenberg soll sie nicht haben. Aber den Kopf will ich ihr waschen, und das recht tüchtig! Was hat sie da am Hofe zu suchen?“

Sie ist gezwungen worden; sie konnte nicht anders.

„Sie konnte wohl anders! Aber der Hochmuthsteufel hat sie versucht, oder wohl noch etwas Schlimmeres. Da stürzt sie sich hinein in die Gefahr. Nun schaffe einmal deine Welt! Da bedarf sie ja doch Anderer; sonst würde sie nicht so jammern und wehklagen.“

Herr Oberstwachmeister, sie wollte ihre Pflicht thun. Erkennen Sie das große Herz des Mädchens nicht.

„Erkennen? Nein, wahrhaftig nicht! Gott weiß, ich nehme meine Mühe in tiefer Demuth vor Allem ab, was groß ist; aber nichts ist groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Sagen Sie mir, ist der Komödiant, der den Alexander macht, der Alexander selbst?.. Ich habe das Mädchen lieb; aber deshalb bin ich nicht blind gegen ihre Fehler. Sie hat bei allem, was sie that, immer ihre Nebenabsichten gehabt; und daran sind Sie mit Schuld. Sie



tadelten die Sonne, die ihr da Liebhaber, Treue, Umarmungen und Thränen in den Kopf setzte. Liebe und Treue sind eine gute und vollkommene Gabe, wohl nicht schlechter als Großmuth und Selbstüberwindung. Aber es war nur schlimm, daß Emilie den Kopf von Treue und Liebe voller hatte, als das Herz. Nun wollten Sie den Teufel austreiben! . . .”

„Lieber, guter Herr Oberstwachmeister! welche harte Ausdrücke von Ihrer Emilie!

„Ei, was nicht von Gott ist im Herzen und Kopfe, das ist vom Teufel. Baarer Hochmuth war es. Sie wollte ihrer Treue halber eben so gelobt seyn, wie die Leute da in den Liebesbüchern. Um ihr das aus dem Kopfe zu bringen, erzählten Sie ihr von der Portia, und wie die Frauen weiter heißen. Geschwind warf Emilie die erste Maske weg, weil die neue hübscher war. Ich habe mir hinterher, wenn ich an meinem Grillenfenster saß, das alles an den Fingern abgezählt. Sie wollte immer etwas Anderes seyn, als sie war: das können Sie gar nicht läugnen.”

„Aber sie war immer etwas Gutes; das können Sie nicht läugnen.“

„Ja, allerdings läugne ich das: Sie war es nicht, sie stellte es nur vor. Sie war nicht geduldig, wenn die Mutter ihr alles Herzleid anthat; sie stellte sich nur so, damit Seibold sie recht lieb haben sollte. Nicht aus Gehorsam gegen ihre Mutter that sie, was man von ihr verlangte; nein, aus Liebe zu Ihnen, Seibold. Sie ist tugendhaft; — Gott lasse sie das immer bleiben! — aber manche Dinge an ihr sind Verstellung, Nachäfferel, nicht Geist und Wahrheit, wie in der Bibel steht. Ein Theil ihrer Tugenden, sagten Sie einmal von einem andern Mädchen, sind Sonnenstrahlen, die man in einem Spiegel aufgefangen hat: sie leuchten wohl, aber sie wärmen nicht. Sehen Sie da meinen Hennig! Der wird, wenn Gott seinen Segen weiter giebt, ein Mensch, an dem die heiligen Engel ihre Freude haben müssen. Er thut das Gute, wie ich Arhem hole.“

Herr Oberstwachmeister, Sie halten Emilien für schlecht?

„Das sag' ich nicht. Sie ist gut, recht gut; aber sie will besser seyn, als sie ist; und das nenne ich Heuchelei, Romanenkräm. Darum

feh' ich es gern, daß sie einmal gedemüthigt wird, und einsehen lernt, was Menschen ihr seyn können und müssen. Aber hin wollen wir und helfen, so ungern ich auch an einen Hof gehe. Ich weiß da nichts zu sagen; doch einem ehrlichen Manne, der in einem ehrlichen Handel begriffen ist, kann es an Worten nicht fehlen. Hennig soll mit; aber Sie müssen zu Hause bleiben. Wir wollen erst sehen, was aus ihr geworden ist, und wie es steht, daß meine Schwägerin nicht wieder etwas zu lästern hat.

Hennig wurde gerufen. Dann sattelte man sogleich, packte Geld ein; und nun ging es der Residenz zu, so schnell die Pferde nur laufen konnten.

Der Major trat in dem Wirthshause ab, das Ahrens ihm bestimmt hatte, und schickte sogleich einen Boten nach dem Lustschlosse, ihm seine Ankunft sagen zu lassen. Ahrens kam in die Stadt; besuchte den Major, und erzählte ihm, wie Alles stände. Sie sehen, sagte er zuletzt, der Handel ist gefährlich genug. — „Gefährlich?“ erwiderte der Major lächelnd. „Das weiß ich nicht zu begreifen.“

Se. Durchlaucht können ja nur sagen: ich will nicht! und das Lied ist zu Ende. Da sey ich nichts Bedenkliches."

Ahrens setzte dem Major nun die Umstände weiter aus einander. Der Major begriff zwar noch immer nichts von dem Allen; indeß am Ende fing er an nachzugeben. „Lieber Herr Ahrens," sagte er, „jeder Stand hat seine Maximen, und zum Richter über Andere bin ich nicht bestellt. Aber — so kann ich ja zu der Fürstin gehen, und ihr sagen, daß Emilie nicht will, und auch nicht soll, weil der Selenberg kein ehrliches Mädchen verdient!" Ahrens sah den dreisten Major mit Erstaunen an; denn ein solcher Fall war ihm noch nicht vorgekommen. Und wenn die Fürstin dennoch will? fragte er lächelnd. — „Et, zum Teufel! da nehm' ich meine Rechte unter den Arm, setze sie auf ein Pferd, und reite mit ihr davon."

Es konnte nicht eher etwas geschehen, als bis der Fürst wieder da war, den man am folgenden Abend auf dem Lustschloß erwartete. Am dritten Tage sollte der Major sich bei ihm melden lassen, und für Emilien um Urlaub zu einer Reise bitten. Dazu mußte er sich ent-

schleßen, ob er gleich wohl hundertmal den Kopf schüttelte.

Zum Unglück hatte Selenberg den Major, dessen Gesicht und Figur ihm aus Moorberg her sehr gut bekannt waren, schon eine Stunde nach seiner Ankunft im Wirthshause, am Fenster gesehen. Ein Billet an Karl belehrte diesen von der Gefahr, und von dem Rettungsmittel dagegen. Schnell ging nun ein reitender Bote nach Moorberg, um Emillens Eltern zu holen; Selenberg aber blieb fürs erste noch in der Residenz, weil er auf dem Lustschlosse nicht nöthig zu seyn glaubte.

Der Fürst erfuhr, sobald er zurückkam, die Ankunft des Majors, und den Plan seines Abrens. Auch die Fürstin hörte von dem Major, und es wurde ihr eine so seltsame Beschreibung von dem Manne gemacht, daß sie sich noch fester vornahm, Emillens Heirath mit dem Präsidenten durchzusetzen. Alles war in gespannter Erwartung, und rechnete auf den Sieg; Karl aber nahm sich vor, jetzt, wo möglich, aus dem Spiele zu bleiben. Er hatte endlich gemerkt, daß er es nicht mit dem Ohelm und Emillen, sondern mit dem Fürsten selbst,

zu thun hatte. Auch war ihm zu Ohren gekommen, daß der Fürst Emillen reizend fände, und oft mit ihr im Bosket spazieren ginge.

Was in aller Welt, dachte er, ist das! — Und von diesem Augenblicke lag ihm nichts mehr daran, daß Emille dem Präsidenten ihre Hand gäbe. Mit ihrer Liebe zu Selbolden schien es ja vorbei zu seyn: denn sie hatte, wie er zuverlässig wußte, seitdem sie sich am Hofe befand, nicht ein einziges Mal an ihn geschrieben, und schon lange sogar nicht einmal mehr von ihm gesprochen; jetzt durfte er also mit ihrer Verheirathung um so weniger eilen. Und überdies fiel ihm Manches ein, was seine Anfangs nur halb gedachte Vermuthung sehr wahrscheinlich machte. Emille hatte die Liebe der Fürstin in einem so hohen Grade gehabt; auf einmal war sie gänzlich gefallen, und hatte ihm, als er sie um die Ursache befragt, in sehr räthselhaften Ausdrücken geantwortet. Hm! dachte er; des Fürsten Widerwille gegen diese Heirath, die Eifersucht der Fürstin, von der man fast schon öffentlich spricht! Und nun gar der Onkel seit drei Tagen in der Residenz, ohne Emillen gesehen zu haben! Was kann

den Hitzkopf bewegen, sich so versteckt zu halten? Warum geht er nicht gerade zum Fürsten oder zur Fürstin? Wahrscheinlich weiß er schon, daß er es hier mit der Liebe des Fürsten zu thun hat. Das Alles paßt doch sonderbar zusammen. — Karl war an geheime Plane, an Intriguen so gewöhnt, daß er auch hier nichts Andres sehen konnte. O, dachte er lächelnd, wenn hier jeder sein Spiel spielt — warum nicht auch ich? Der Fürst liebt Emilien; die Fürstin ist eifersüchtig; Selenberg will meine Schwester haben; der Major will sie Seibolden geben. Und Emilie? Wenn ich nur wüßte, was die zu thun Willens ist! Ah! sie hat neulich den Fürsten so beredet gelobt! Nun gut; entweder Selenberg, oder . . . — Der Glende wurde roth; aber an diesem Erröthen hatte die Scham weniger Antheil, als die Freude.

Hm! dachte er endlich; wir wollen ruhig zusehen, und abwarten, wie die Würfel fallen. Wenn nur meine Mutter hier wäre!

Als er so mit sich zu Rathe ging, sah er auf einmal den Onkel mit dem alten Hennig durch das Schloßthor reiten, und bemerkte mit

Bergmühen in dessen Miene Furchtsamkeit, unentschlossenes Nachdenken. Der Major fragte nach Emilien; und man zeigte ihm den Flügel, in welchem sie wohnte. Karl lief über die Gänge weg nach eben diesem Flügel, und hielt sich verborgen, bis der Onkel hinein war. Dann fragte er im Vorzimmer nach dem Major, schickte den Bedienten nach einem Glase Wasser, horchte, und hörte ganz deutlich: „Hochmuth! . . . Heuchelei! . . . seyn, was du nicht seyn sollst!“ Karl dachte: das sind offenbar Vorwürfe über Emilien's Liebe zu dem Fürsten. Er hörte wieder: — „zum Fürsten selbst gehen! Er soll die Sprache eines ehrlichen Mannes hören!“ Warum, dachte Karl, zu dem Fürsten, und nicht zu der Fürstin, die doch an Allem Schuld ist? Ich kann nicht länger zweifeln. — Er ging nun weg, und sann schon auf Plane, wie er das Glück seiner Schwester benutzen wollte.

Bald nachher kamen seine Eltern an, und er empfing sie mit großer Fröhlichkeit. Man kann leicht denken, mit wie vielen Fragen die Mutter ihn bestürmte. Er erzählte (doch nicht mehr, als sie wissen sollte), sprach von Emilien,



won dem Fürsten, in einem räthselhaften Tone, und bat, Mama möchte seine Schwester ja recht gütig behandeln. Die Mutter begriff nicht, was Karl wollte, und widersprach ihm; er sagte aber: glauben Sie mir, das Glück unseres Hauses hängt davon ab, wie Sie Sich jetzt benehmen! — Nun hatte sie kein Wort mehr einzuwenden.

Der Major ließ sich unterdessen bei dem Fürsten melden, bei dem sich gerade auch seine Gemahlin befand. Der Major von Halden? sagte der Fürst verwundert. Jetzt nicht! morgen! Was will der Mann? Oder — ich lasse ihn auf heute Abend zum Spiele bitten. — Die Fürstin lächelte.

Der Major, dem Ahrens seine Rolle gegeben, und den er nach langen Bemühungen endlich zu einer Unwahrheit beredet hatte, kam Abends, näherte sich dem Fürsten, als seine Gemahlin neben ihm stand, und bat in den einfachsten Ausdrücken: Se. Durchlaucht möchten seiner Bitte erlauben, auf einige Wochen zu verreisen, weil ein Familien Arrangement es nothwendig mache. — Der Fürst erwiderte: ich bewillige Ihre Bitte von Herzen gern,  
und

und zweifle nicht, daß meine Gemahlin es auch thun wird. An die müssen Sie Sich noch wenden. Uebrigens wünsche ich Ihnen Glück, Herr Major, zu der Verheirathung Ihrer Nichte mit dem Präsidenten Selenberg.

Der Major antwortete keine Sylbe. Die Fürstin sagte, mit einem triumphirenden Blicke: Ihre Nichte ist zwar krank, Herr Major, und mein Leibarzt hat ihr sogar untersagt, das Zimmer zu verlassen; indeß, wenn Sie darauf bestehen . . . — Der Major verbeugte sich, ohne zu antworten.

Die Fürstin fühlte wohl, daß sie das Verlangen des Majors nicht verweigern konnte. Sie wendete sich ab, und sah rings umher, ob Selenberg nicht da wäre. In dem Augenblicke trat Karl in die Thür, und grüßte den Major. Die Fürstin sagte zu ihm: Ihre Schwester will mit Ihrem Onkel auf einige Zeit nach Hause. — Mit meinem Onkel? erwiederte Karl, und starrte erst die Fürstin, und dann den Fürsten an. Dieser bestätigte es; er sah aber dabei so zweideutig aus, daß Karl glaubte, er dürfte ohne Bedenken sagen: daran

zweifle ich in der That, Ew. Durchlaucht.  
Meine Eltern . . .

Die Fürstin unterbrach ihn. Eben eines  
Familien-Arrangements wegen, hat ja der  
Herr Major, wenn ich recht verstanden habe,  
den Auftrag, Ihre Schwester abzuholen. —  
Wann reisen Sie, Herr Major?

„Morgen mit dem Frühesten.“

Dies Familien-Arrangement, sagte Karl  
mit einem boshaften Lächeln, ist jetzt wohl un-  
nöthig, da . . .

„Sehr nöthig!“ fiel der Major ein, dem  
bei dieser Unterredung gar nicht wohl zu Mus-  
the wurde; „sehr nöthig!“

Jetzt nicht mehr; denn eben dieses Arran-  
gements wegen sind meine Eltern hieher ge-  
kommen. Sie bitten um die Gnade, morgen  
Ew. Durchlaucht ihre Ehrfurcht bezeugen zu  
dürfen.

„So?“ sagte der Major, hoch erröthend.

„Die sind hier? Nun, dann ist es nichts.“

Er zog die Stirn in Falten, und sah bald den  
Fürsten, bald die Fürstin an. Endlich brach  
er los. „Das Arrangement, Ew. Durch-  
laucht,“ (zu der Fürstin) „war nichts Andres,

als meine Nichte vor einem Manne zu bewahren, zu dem sie keine Liebe hat, und für den sie, die Wahrheit zu sagen, viel zu gut ist. Ich wollte, dieser Mann, der Präsident Selenberg, wäre hier!" Er suchte ihn mit den Augen.

Ich bedaure, erwiederte die Fürstin; da kommen Sie zu spät, Herr Major. Diese Heirath ist decidedt.

„Ich bitte unterthänig um Vergebung. Eine Heirath zu hindern, kommt man vor der Copulation nie zu spät.“

In der That zu spät, Herr Major! sagte der Fürst; meine Gemahlin hat ihr Wort gegeben.

Erw. Durchlaucht sind wohl so gnädig, ihr Wort einmal zurückzunehmen; denn es würde dem Mädchen ihr Glück, das Glück ihres ganzen Lebens, kosten. Ich trete nicht gern einen Wurm todt; und wenn ich ihn sehe, so ziehe ich den Fuß wieder zurück, den ich schon aufgehoben hatte.“

Sie verlangen in der That zu viel, Herr Major! sagte der Fürst.

„Das Glück, das ganze irdische, ja vielleicht auch das ewige Glück eines Menschen verlange

ich; und das kann freilich kein Fürstenthum bezahlen."

In der That, Ihr Ton ist sehr bestimmt, Herr Major! sagte die Fürstin mit gerunzelter Stirn.

„Wenn ich den Ton nicht treffe, Ew. Durchlaucht, der hier im Gange ist, so halten Sie mir das zu Gnaden. Ich habe nie vor Fürsten gestanden, außer vor dem großen König, und das immer nur mit dem Säbel in der Hand, dem Feinde gegenüber. Wenn man da den Tod und die Ewigkeit vor sich hat, so denkt man nicht auf Redensarten. Halten Sie es einem alten Manne zu gute, wenn ein Wort in die Quer mit unterlaufen sollte. Ich habe meine Nichte lieb: sie ist meines Vaters Enkelin; und könnte ich hier schweigen, Ew. Durchlaucht, hier, wo es auf ihr ganzes Glück ankommt: so würde ich nicht das Herz haben, die Bibel wieder aufzumachen; denn ich könnte gerade den Spruch treffen: Fürchtet euch aber vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Also bitte ich Ew. Durchlaucht . . ."

Ich dachte, unterbrach ihn Karl, diese Sorge

gehörte zunächst den Eltern; und meine Eltern sind hier.

„Leider! und das macht meine Besorgniß für Emilien noch größer. Lassen Ew. Durchlaucht mich nicht gehen, ohne meine Bitte zu gewähren.“

Es ist doch in der That nicht meine Sache, erwiederte die Fürstin, zu entscheiden, wem das Fräulein gehört: dem Onkel oder den Eltern. — Mit diesen Worten ging sie zu ihrem Spiele.

Der Major schüttelte den grauen Kopf, blickte, wie trostlos, in dem hellen Saal umher, und schlug dann die Augen zu Boden. „Hier,“ sagte er halblaut, „sollte kein Mensch mit solchen Empfindungen stehen, wie ich!“ Auf einmal wendete er sich wieder an den Fürsten. „Ja, Ew. Durchlaucht, es ist wahr; den Eltern gehört die Entscheidung, und wenn sie auch wären wie Feinde! . . . Ist denn der Herr von Selenberg nicht hier?“ Sein Gesicht war bei dieser Frage dunkelroth. Der Fürst sah Karln ernsthaft an; und dieser ging. — Herr Major, sagte der Fürst alsdann, Sie werden hitzig. Eine Unbesonnenheit würde sich

für Ihr graues Haar nicht schicken. Sprechen Sie Selenbergen nicht früher, als bis Sie weiter von mir hören. Ich hoffe, daß alles gut gehen wird.

„Das gebe Gott, Ew. Durchlaucht! Ich habe meinen Säbel und meine Pistolen nie anders gebraucht, als gegen den Feind; aber an das Glück des jungen unschuldigen Mädchens könnt' ich wohl noch einmal mein Leben wagen. Gott behüte mich davor!“ Er empfahl sich, und ging zu Emilien, wo er ihre Eltern antraf. Zu seiner Verwunderung behandelte die Mutter ihre Tochter, nach des Kammerjunkers Rathe, mit der größten Güte. Er blieb nur einige Minuten, gab Emilien, als er ihr beim Abschiednehmen die Hand drückte, einen Wink mit den Augen, und ritt dann sogleich wieder nach der Residenz, ohne unterwegs ein Wort mit seinem alten Hennig zu sprechen.

Der junge Hennig fragte ihn, sobald er wieder auf dem Zimmer war: wie steht es? wie ist es? — Der Major erzählte. „Aber,“ sagte er zuletzt, „Emilien haben wir halb und halb unrecht gethan; sie hat ihren Selbold noch immer von Herzen lieb.“ Man überlegte nun,

was weiter zu thun sey. „Geht es nicht,“ sagte der Major, „so will ich einmal bei dem Selenberg anklopfen. Er hat kein Gewissen, und ist also feigherzig. Aber, wenn er das auch nicht ist — mein rechter Arm wird ja noch den Säbel führen können!“

Jetzt stritten sich der Nefte und der Oheim, wer von ihnen Beiden ein ernsthaftes Wort mit Selenbergen reden sollte. Der alte Hennig machte dem Streit ein Ende. Welcher ehrliche Mensch, sagte er, wird sich mit dem Schurken schließen oder hauen? Während Sie, lieber Herr Oberstwachmeister, da umherzogen von Milchen zu dem Kammerdiener, und von dem die große breite Treppe hinauf in den hellen Saal, da ließ ich dem Hans die Pferde, und spionirte ein wenig die Wege auf und ab. Ich dachte: was läuft doch der Herr, und freudenzt, und läßt sich pudern, und steckt da noch auf seine alten Tage zwischen dem seldenen Bolke! Ich in seiner Stelle ließe einen Wagen hinter das kleine Wäldchen fahren, und gäbe Emillen einen Wink. Sie käme herunter, setzte sich ein, und es ginge fort nach Sollingen. Da ließ ich sie mit Selbolden kopuliren, und der Tanz wäre zu Ende.



Der junge Hennig fand diesen Gedanken vortreflich. Lieber Onkel, sagte er, das ist der sicherste Weg. Mit den Menschen hier richten wir nichts aus.

„Nein, Hennig,“ erwiderte der Major; „das geht nicht! Dem Fürsten eine Hofdame so vor der Nase wegzukapern, das könnte uns übel bekommen. Die Eltern würden klagen; dann müßten wir Emilien wieder herausgeben, die Heirath würde kassirt, und das Herzleid wäre noch größer. Das ist also nichts. Freilich, wenn nichts auf der Welt mehr helfen wollte, Gesetze und Menschen nicht; dann dürften wir; aber nicht eher.“

Der Fürst sagte zu Ahrens bei dem Ausfleiden: Alter, das war wieder nichts mit dem Major! Wir machen die Halden nicht los. Meine Gemahlin hat nun einmal ihren Kopf darauf gesetzt. — Der Major ist aber ein herrlicher alter Mann. Du hast Recht, man freuet sich, einmal einen Menschen zu hören, der das Herz auf der Zunge trägt. Aber die Eltern der Halden sind hier, und beynahe argwohne ich, auf Selenbergs Betrieb. Wenn du nicht noch andern Rath weißt, so ist es vorbei. —

Ahrens breitere sich erst recht weitläufig über Selenbergs Charakter aus, und bewies dem Fürsten, daß es schändlich seyn würde, das keusche, unschuldige Mädchen einem solchen Wollüstlinge zu übergeben. Der Selenberg hat viele Mädchen auf seinem Gewissen, Ew. Durchlaucht! . . . (Er kämpfte mit sich selbst, ob er mehr von dem Präsidenten sagen sollte.) — Es giebt noch Ein Mittel, Ew. Durchlaucht: Gewalt. Und dazu ist der Major der rechte Mann; auch der Bruder des Fräuleins, den er bei sich hat, ein Engel von einem jungen Menschen, Ew. Durchlaucht!

Gewalt, alter Ahrens? Gewalt? Bedenkst du auch . . . ?

Ich habe bedacht, Ew. Durchlaucht.

„Und was sollte dabei herauskommen? Der Major brächte die Halden nach Sollingen; die Eltern reklamirten sie; meine Gemahlin forderte Genugthuung; und — könnte ich sie verweigern? Das hieße meine Freunde aus dem Regen in die Traufe bringen. . . . Nein,“ setzte er, seitwärts blickend, hinzu: „der Major muß sie nicht entführen! Soll es geschehen, so mußt du es thun, und zwar, da sie

Vertrauen zu dir hat, mit ihrer Bewilligung. Nur uns Beiden muß fürs Erste bekannt seyn, wo sie bleibt; sonst niemanden. Weißt du einen guten Ort, wohin man sie bringen könnte?"

„Ahrens sann einen Augenblick nach, und sagte dann: wahr, Ew. Durchlaucht! Nach Sollingen darf sie nicht; auch darf der Major nichts von der Sache wissen. Recht, Ew. Durchlaucht, ich, ich! Auf mich hat kein Mensch Verdacht. Ich will das Fräulein entführen. Ja, wahrhaftig! so geht es! Das trifft sich Alles vortrefflich!“

„Aber, daß ich dann nicht in Verlegenheiten komme! . . . Wohin willst du sie bringen? Meinst du, man wird nicht nachforschen?“

Da forschet kein Mensch, Ew. Durchlaucht. Zu meinem Schwager nach Waldengrund! . . . O, es geht alles glücklich! — er kämpfte wieder mit sich selbst, ob er dem Fürsten nicht jetzt etwas entdecken sollte, das er so lange verschwiegen hatte.

Ahrens bat Emilien in einem Bisset, mit dem Schlage Eins an der Treppe zu seyn. Er selbst ging vor ihr Zimmer, und lauerte,

bis sie allein war. Dann öffnete er die Thür, warf das Billet hinein, und war den Augenblick wieder verschwunden. Emilie entschloß sich sogleich. Um Ein Uhr stand sie, mit einem Bündel Wäsche und Kleidung, bereit. Ahrens führte sie durch die Zimmer des Fürsten eine geheime Treppe hinunter in das Bälldchen; und nach zwanzig oder fünf und zwanzig Minuten standen sie Beide an einem leichten offenen Wagen. Hier, Bruder, sagte Ahrens, hast du die Mamsell Schlüter. Du hast doch gewiß Niemanden gesprochen? Denn sonst... — Das weißt du ja! antwortete eine tiefe Bassstimme. — Gut, so laß die Pferde ein wenig rasch laufen, und am Tage mag die Mamsell Schlüter sich in dem Wagen niederlegen. Adieu, Bruder; und grüße zu Hause.

Die Pferde flogen in vollem Trabe davon. Ahrens ging zurück, und kam eben so unmerklich wieder auf das Schloß, wie er es verlassen hatte.

Am folgenden Morgen wurde Emilie vermißt. Ihr Garderoben-Mädchen dachte: sie wird bei ihren Eltern seyn. Aber bald kam Frau von Halden, und fragte nach ihrer Tochter.

ter. — Ich glaubte, sagte das Mädchen, sie wäre bei Ihnen. Gewiß ist sie wieder im Bosket. — Um zwölf Uhr kam der Major, und erkundigte sich nach Emilien. Man ließ sie suchen, und sie war nicht zu finden. Jetzt gerleth man in Verlegenheit. Das Garderobens Mädchen und die Kammerjungfer durchsuchten Emilien's Kleider und Wäsche. Es fehlte ein Theil davon, und auch ihre Briefe waren weg. Nun konnte man nicht länger zweifeln, daß sie entflohen wäre.

Karl glaubte, der Onkel hätte sie entführt, und sprengte nach der Stadt. Dem Major, der ihm bald nachfolgte, fiel Selenberg ein. Jener erkundigte sich in dem Wirthshause, und erfuhr, daß der Major, so wie seine Begleiter, sehr ruhig geschlafen hätte, und daß er erst gegen elf Uhr mit seinem alten Husaren ausgeritten wäre. Er ging zu Selenbergen, und sagte bestürzt: Emilie ist fort! — Selenberg erwiederte todtenbleich: dein toller Onkel! — Fast in demselben Augenblicke flog die Thür auf, und der Major sagte wüthend: „wo ist Emilie, Herr Präsident?“ Selenberg war erschrocken, und konnte nicht antworten;

Karl aber erzählte. Auf einmal fiel dem Major ein, daß Emilie Kleider mitgenommen hatte, und daß sie also freiwillig gegangen seyn mußte. Er sagte: „nein, Sie haben das Mädchen nicht!“ Mit diesen Worten ging er sogleich wieder weg, ohne Abschied zu nehmen.

„Sollte der Fürst . . . ?“ sagte Karl. — Selenberg lächelte. Du bist ein Narr, Halden! . . . Und doch, setzte er nachsinnend hinzu, — und doch kannst du Recht haben! In vier und zwanzig Stunden wollen wir wissen, wo sie ist. Laß mich nur! Meine Kleider! Wenn der Major sie nicht hat!

Es wurden ein Paar Bedienten abgeschickt, alle Fuhrleute in der Stadt auszufragen; auch erkundigte man sich genau an den Thoren. Ein Kutscher aus der Stadt hatte sie nicht gefahren; also ging es hinaus nach dem Lustschlosse. Die Fürstin ließ Selenbergen sogleich zu sich kommen, und sagte: die Halden ist fort. Noch hat man keine Spur, wohin sie seyn mag. Wissen Sie etwas davon? — Selenberg zuckte die Achseln, und fing weiter an zu forschen. Es fehlte kein Wagen und kein Pferd

auf dem Lustschlosse; auch hatte sich keiner von des Fürsten Leuten gerührt. Nun wurden die umliegenden Dörfer durchsucht; aber auch da war keine Spur zu finden.

Der Major, sein Neffe, Hennig und Hans streiften in der ganzen Gegend umher, und kamen erst am folgenden Tage zurück, ohne nur das Mindeste entdeckt zu haben. Der Fürst selbst schickte Leute aus; doch auch die konnten natürlicher Weise eben so wenig etwas erfahren. Man kam zu Tische, zum Concert, und beobachtete einander, ohne der Sache zu erwähnen.

Die Mutter tobte, und schalt auf den Major, der noch immer bei ihr in Verdacht stand. Karl sagte lächelnd: der Major hat Emilien nicht entführt; ich glaube — der Fürst selbst! — Das kam der Mutter ganz unerwartet. Der Fürst? rief sie, und wollte sogleich nach dessen Zimmern. Karl konnte sie kaum aufhalten. Wenn es so ist, sagte er bitzend, so begreifen Sie doch wohl, daß Emilie eingewilligt hat; und was wollen Sie dann machen? — Wie? rief die Mutter: Emilie Mätresse des Fürsten? Sie tobte sehr; doch

Karl sagte: geschene Dinge sind nicht zu ändern, und es ist der Klugheit gemäß, so großen Vortheil aus der Sache zu ziehen, als nur möglich. Ich bitte Sie, Mama, lassen Sie den Major nichts merken. Der würde mit seiner Hitze alles verderben.

Es wahrte in der That lange genug, ehe Karl seine Mutter überreden konnte, ruhig zu seyn; doch endlich begriff sie, daß bei der Sache nichts zu thun wäre. Sie schwieg, ob ihr gleich der Gedanke an Emilens Schande sehr niedrig war.

Der Major, der ebenfalls mit seinem Verdachte bei dem Fürsten stehen blieb, ging zu dem alten Ahrens, um seinem Herzen Luft zu machen. Ahrens lächelte, und entdeckte ihm nach einigen Vorbereitungen den Zusammenhang, doch ohne ihm den Ort, wohin Emilie gebracht war, zu nennen. Das muß ich noch verschweigen, sagte er dann; ich habe es versprochen. Aber, auf mein Wort, das Wort eines ehrlichen Mannes, Sie dürfen nichts für Ihre Nichte besorgen. Sogar bei Ihnen könnte sie nicht besser aufgehoben seyn, als da, wo sie ist. Sie selbst soll Ihnen das in Kurzem



schreiben. Er machte dem Major begreiflich, daß Emilie in Sollingen nicht sicher gewesen wäre, und äußerte den stärksten Abscheu vor dem elenden Selenberg.

Daß der Major nunmehr sehr ruhig war, bestrafte Karl für seine Niederträchtigkeit. Er konnte das nimmermehr seyn, ohne Emilien's Aufenthalt zu wissen; und, wenn er wußte, daß der Fürst sie entführt hatte, so war seine Ruhe unbegreiflich. Sollte es dennoch sich anders verhalten? dachte Karl mit großer Angst und bei den quälendsten Zweifeln. Selenberg allein blieb thätig. Er ließ sich auf allen Lust- und Jagdschlössern im Lande erkundigen; doch nirgends wußte man etwas von Emilien. Sobald der Fürst zu Pferde stieg, erfuhr Selenberg durch die bestochenen Reitknechte, wohin es ging; aber er hatte sein Geld vergebens angewendet. Der Fürst merkte, daß man ihm nachspürte. Wenn er also auch die Absicht gehabt hätte, Emilien zu sehen, (und das war noch nicht der Fall, weil er sich vor dem alten Ahrens scheuete): so konnte er doch für jetzt Emilien nicht besuchen, und mußte sich ruhig verhalten.

Der

Der Major ritt wieder nach Sollingen, sobald Emilie ihm geschrieben hatte, daß sie ruhig und glücklich wäre. Auch die Eltern wollten zurückreisen, und empfahlen sich bei Hofe. Die Fürstin fand in der Ruhe, welche sie an der Frau von Halden bemerkte, einen Beweis, daß sie in die Schande der Tochter gewilliget hätte, und behandelte sie daher mit auffallender Verachtung. Desto freundlicher war der Fürst gegen sie, wodurch er sie aber nicht beruhigte.

Selenberg hörte nicht auf zu forschen. Nach einigen Tagen sagte er mit großer Freude zu Karl: endlich bin ich auf der Spur! — Karl erschrak, war dann kalt, und suchte Selenberg abzulenken. Nun kam es zu einem Wortwechsel zwischen Beiden, und am Ende verließen sie einander kalt, doch höflich.

Karl war wie berauscht von dem Gedanken, daß seine Schwester die Geliebte des Fürsten sey, und nahm einen sehr schneidenden Ton an. Der Hof, der dasselbe glaubte, drängte sich jetzt an ihn: ein neuer Beweis für die Fürstin, daß es so war, wie sie dachte. Natürlich Weise behandelte sie Karl, besonders da sie seine Anmaßungen sah, nun mit augens-

scheinlicher Kälte, und war in ihrem Betragen gegen ihn bisweilen hart, bisweilen spöttisch. Das verdroß Karl; und in dem Gefühle seiner jetzigen Wichtigkeit ließ er sich einige Nachlässigkeiten zu Schulden kommen. Die Fürstin behandelte ihn nun einmal öffentlich mit Härte. Darüber fand er sich sehr beleidigt, und ging zu dem Fürsten, um Genugthuung zu verlangen. Er brachte seine Klage vor, und setzte dann mit einer Verbeugung hinzu: es ist nichts als Haß gegen meine Schwester, der mich trifft! — Der Fürst sah ihn kalt, mit Verachtung, an, und sagte: ich befehle Ihnen, meine Gemahlin um Verzeihung zu bitten, daß Sie Sich über sie beklagt haben; und dann erlaube ich Ihnen, um Ihren Abschied anzuhalten.

Das war ein Donnerschlag für den Kammerjunker. Sobald er sich von seinem Schrecken wieder erholt hatte, wendete er sich schriftlich in den demüthigsten Ausdrücken an den Fürsten. Dieser schrieb mit eigener Hand unter den Brief: „es bleibt durchaus bei meinem Befehle.“ Er sah ein, daß es für ihn so gut wie unmöglich war, Emilien heimlich

zu besuchen; daher entschloß er sich, den Verdacht, worin er etwa stehen könnte, durch Karls sehr ungnädige Entlassung auf einmal zu endigen.

Karl forderte nun seinen Abschied, und bekam ihn. Er hielt sich noch einige Monate in der Residenz auf, weil er hoffte, irgendwo angestellt zu werden; er war aber vergessen, und wer ihm begegnete, mußte sich auf seinen Mahnen besinnen. Endlich ging er, tief gedemüthigt, doch mit Gift und Galle im Herzen, nach Moorberg.

Man kann sich die Empfindungen der Mutter denken, als sie die Ungnade ihres Lieblings erfuhr, und als er nun selbst zurückkam. Sie und ihr Karl quälten sich mit einer Menge von Zweifeln, Vermuthungen und neuen Plänen. Ist Emilie die Geliebte des Fürsten, oder nicht? Wahrscheinlich das Letztere! Aber wo mag sie seyn? Warum wurde der Major, als sie verschwunden war, so bald wieder ruhig? Weiß er ihren Aufenthalt? Welchen Plan kann er wohl haben? Ist er Schuld daran, daß Karl in Ungnade gefallen ist? Und wie läßt sich das nun wieder gut machen? — Die

Ehrsucht ist ein Orkan, der in jedem Augenblicke umspringt, und das Herz von allen Seiten erschüttert. Hoffnung und Furcht, Nachbegierde und Gefühl von Demüthigung, Stolz und Scham trafen wechselseitig die Seelen der Frau von Halden und ihres Sohnes.

Karl hatte indeß durch seine Entlassung aus den Diensten des Hofes doch etwas gewonnen; der Graf von Espenbruch begegnete ihm jetzt, wegen des ähnlichen Schicksales, das sie Beide betroffen hatte, mit ausgezeichnetem Wohlwollen. Die Freundschaft zwischen Hansleben und Moorberg wurde mit jedem Tage genauer. Hier hoffte man stärker als jemals auf eine künftige Verbindung beider Familien, und machte schon Anspielungen darauf, bei denen der Graf sehr angenehm zu lächeln pflegte.

Von dem Major war alles Unglück, das Frau von Halden erlitten hatte, entweder geradezu, oder doch mittelbar, entstanden; daher befürchtete sie, daß er auch diesen Plan verderben könnte. Um das zu verhüten, erzählte sie geistlich von ihm und von ihrem Sohne Hennig alles Böse, das sich nur irgend wahr:

scheinlich machen ließ. Auch Emilens Flucht wurde ganz auf die Rechnung des Majors geschrieben. Bald sollte er selbst das Mädchen irgendwo versteckt haben, um sie seinem Gehold zu geben; bald hatte er sie, mit Hennigs Hülfe, an den Fürsten verkuppelt. Um recht sicher zu gehen, trieb Frau von Halden ihren Tadel und ihre Verläumdung so weit, daß selbst dem Grafen ihre Erbitterung am Ende auffallen mußte.

In der That schienen der Major und seine Familie dazu bestimmt, die Strafe der Moorberger zu seyn; und daran war wieder Hennig Schuld. Die Reviere von Kamsleben und Sollingen stießen zusammen. Hennig liebte die Jagd, und traf daher öfters auf den Förster und die Jäger des Grafen. Er konnte nun einmal keinen Menschen bei sich vorüber gehen lassen, ohne ihm ein freundliches Wort zu sagen; und so lebten die Leute in Kamsleben schon längst den jungen, freundlichen und munteren Edelmann von Sollingen, der immer seine Liqueur-Flasche und seinen kalten Braten mit ihnen theilte. Jeder Freund der Jagd mußte auch Hennigs Freund seyn; denn er hatte die

besten Hunde, wußte, wo jeder Hirsch stand, that nie einen Fehlschuß, hatte immer ein Jagdgeschichtchen auf der Zunge, und für die Jäger bei jeder Gefälligkeit, die sie ihm erwiesen, einen Gulden in der Tasche. War in dem Mansleber Revier Treibjagen, so wurde der junge Hennig von Halden gewiß dazu gebeten; und der Graf wußte es nicht, weil er nie auf die Jagd kam, so sehr er sie auch in seiner Jugend geliebt hatte. „Ein Mitglied des corps diplomatique!“ sagte er; „und eine Jagdtasche auf dem Rücken! Behüte Gott! das wäre wie ein Geistlicher mit Würfeln und Karten in der Tasche.“

Der junge Hennig, den die Leute in Moorberg, wie in Sollingen, aus Einem Munde lobten, stand in Mansleben bei dem Gesinde in dem besten Rufe. Der Graf erfuhr davon nichts, weil er mit seinen Leuten nie etwas mehr sprach, als die höchstnützlichen Worte; auch dem alten Fräulein wurde nichts gesagt, weil man sie allgemein als Hennigs Feindin kannte. Aber die junge Gräfin Lulse hörte desto öfter von Hennig erzählen. Wenn ihr Vater und die Cousine ausfuhren, und sie zu Hause ließen,

so ging sie in den Garten, oder auf einen Augenblick in die Gesindestube, um den Leuten etwas zu schenken, oder, wenn sie nichts hatte, ein Paar freundliche Worte mit ihnen zu sprechen: ein Fehler, den sie sich, trotz allen Vorstellungen ihres Vaters, und trotz allem Stacheln ihrer Cousine, nicht abgewöhnen konnte. Er rührte von der Erziehung ihrer Mutter her, die eine sehr gute, verständige Frau gewesen war, und ihre Tochter, besonders auf dem Lande, wo sie mehrere Jahre mit ihr zugebracht, die Menschen lieben gelehrt hatte.

Lulise! sagte der alte Graf, wenn er einmal wieder die Folgen dieser Erziehung bemerkte; lieben! ja, das mußt du. Die Leute sind Menschen wie wir, und vor Gott uns gleich. Nur sprechen sollst du nicht mit ihnen, dich nicht mit ihnen abgeben. Es geht mir wirklich nahe; aber es schickt sich doch nicht anders.

Lulise begriff nicht, wie man Menschen lieben könne, ohne es ihnen zu sagen, und sie folgte dem Triebe ihres Herzens, obgleich so heimlich als möglich, um ihrem Vater keinen Verdruß zu machen. Ihre Jungfer, ein junges, freundliches Mädchen, ging, wenn die Herr:



schaft nicht zu Hause war, hinunter zu dem Jäger. Luise folgte ihr nach, und blieb zwar in der Thür stehen, kam aber doch in's Plaudern. „Was hat Er heute geschossen, Jäger? Ich möchte auch wohl ein Jäger seyn! Die können recht herumlaufen! Aber ein Thier todtschießen: nein, das könnt' ich nicht.“ Nun erzählte der Jäger fürchterliche Geschichten von wilden Schweinen, von Bären, dem wüthenden Heere, Irrwischen, und mehr dergleichen. Dann kam er auf Hennigen, hielt ihm eine Lobrede, verglich ihn mit der Gräfin Luise, und schloß zuletzt: ja, gnädige Gräfin Luise, ein besserer Mensch, als der Herr von Halden, ist hier nicht im ganzen Revier auf funfzig Meilen in die Runde. Er sollte sein Leben mit unser einem theilen, wenn man's verlangte! Das Herz aus der Brust gäb' er hin! Das ist ein Engel von einem Menschen! Ich habe schon tausendmal gesagt: unsre Gräfin Luise und der Herr von Halden! Ja, wenn alle Herrschaften so wären, man ließe sich für sie todtschlagen.

„Mit Selnem Herrn von Halden! O, ich weiß wohl, warum der bei Ihm so in Gunst steht! Weil er mit Ihm Tabak raucht, und Ihm Braten und Liqueur giebt!“

Darum nicht, wahrhaftig nicht, sondern, weil er so gut, so freundlich ist, mit jedermann spricht, und allenthalben hilft, wo er nur kann. Sehen Sie, neulich — wir gehen wohl zuweilen in das Sollinger Revier — da begegnete ich ihm. Er hat eine Last Holz auf dem Rücken, die er einem alten Manne aus Saarßen bis vor den Wald trägt; und so im Tragen — es war ordentlich rührend anzusehen; ich ging neben her hinter den Büschen — da las er dem alten Manne recht derb den Text über das Stehlen. Der Alte hatte heimlich das Holz gestohlen, und die Last nicht fortzuschleppen können; und nun war der junge Herr dazu gekommen. So wie er mich nur bemerkte, hörte er gleich auf zu schelten, und sprach so, als wenn er dem Alten das Holz geschenkt hätte. Ich mochte reden, was ich wollte, er trug es bis an die rothe Brelte, und nun sagte er zu dem Alten: Vater, Ihr könnt Euch alle Woche eine Tracht Holz holen. Als er fort war — denn sehen Sie nur, gnädige Gräfin, bei so etwas macht er sich immer geschwind davon, als ob er sich schämte, daß er so gut ist — da setzte der alte Mann sich auf

sein Bündel Holz, und erzählte mir Alles, und sagte: lieber Gott, warum ist der nicht unser Herr! (Saarßen gehört, wie Sie wohl wissen werden, nach Moorberg.) Und der alte Mann weinte wie ein Kind. Nun nahm ich das Holz auf, und trug es ihm bis nach seinem Dorfe. Man wird ja gleich selbst mit gut, wenn man so etwas sieht. Das ist nur Eins, gnädige Gräfin; ich könnte Ihnen aber wohl tausend solcher Stückchen erzählen. — Indes der Jäger so sprach, kamen der Koch, der Gärtner, und die übrigen Bedienten dazu, und nun wußte der Eine von dem jungen Herrn von Halden immer noch mehr Gutes, als der Andre, weil Alle ihn kannten und liebten.

Die Gräfin sagte wohl dazwischen: „ja, aber seine Mutter haßt ihn doch so!“ Dann aber nahm der Koch, ein halber Gelehrter, das Wort, und erklärte ihr, wie das zuginge. Das ist ein Instinkt, gnädige Gräfin, oder eine Sympathie, oder eine natürliche Abneigung. Sehen Sie, das gnädige Fräulein können den Geruch der Rosen nicht leiden; das ist auch so ein Instinkt. — Alle Andern bestätigten, daß es so wäre. Der Koch sagte zu:

leht: ja, ja! ich habe einen Wunsch. Sagen will ich ihn nicht; aber er betrifft unsre schöne Gräfin Lulse und den Herrn von Halden. — Förster, Jäger, Gärtner und Kutscher schüttelten ihm die Hand. Da hast du Recht, Koch! Das gebe Gott einmal! Hier im Hause sollte es gute Zeit werden! — Die Gräfin Lulse lachte recht herzlich über die Leute mit ihren wunderlichen Einfällen, und hüpfte fröhlich in den Garten.

Solche Unterredungen führte sie oft; und die Folge davon war, daß sie immer besser von Hennigen dachte, besonders seitdem der Jäger ihr gesagt hatte, daß er dem jungen Herrn von Halden oft stundenlang erzählte. „Nun, was erzählt Er ihm denn?“ — „Von Allem, was hier vorgeht, und was ich nur weiß; manch ltebes Mal auch von Ihnen. — „Ja, da mag er schöne Dinge erzählen! und da wird der Herr von Halden wohl recht zuhören!“

So? sagte der Jäger; zuhören? Er hat mir ja schon von Ihnen erzählt, wie Sie da — ich weiß es nicht mehr recht — als das Fräulein Halden in's Wasser gefallen ist. Da hät.

ten Sie, sagte er, so treulich geholfen, und wären so naß geworden. Und Sie wären so gut, wie ein Engel; und wenn er und der alte Herr Major bei Elſche so manchmal die besten Menschen zusammen zählten, so ständen Sie immer mit oben an. Und das sagt er mit solcher Liebe und solchem Respekt, daß ich ihm schon darum gut seyn würde, wenn er auch nicht so ein Engel wäre, wie er ist."

Lulſe lachte; aber in Kurzem konnte sie ein solches Gespräch gar einleiten, und den Koch auf seinen Instinkt bringen, von dem er dann sehr bald auf die Frau von Halden und den jungen Herrn in Sollingen überging. Sie hatte Hennigen seit der Begebenheit in Moorberg nicht wieder gesehen; aber ihr Wohlwollen für ihn wurde mit jedem Tage deutlicher.

Karl, der jetzt sehr oft in Kantsleben war, zitterte bei dem Gedanken, daß der Graf wieder mit dem Major in Bekanntschaft gerathen möchte. Er wollte die beiden Häuser auf ewig entzweien, und dazu fand er bald ein Mittel. Seit langer Zeit gehörte zu dem Gebiete von Sollingen eine schöne Wiese, die mitten in dem Umfange der Kantslebischen Gränze lag. Dies

ses Grundstück hatte schon öfters Streit zwischen den Herren der beiden Güter veranlaßt. Der von Sollingen war im Besitz; allein die darüber geführten Prozesse machten es immer zweifelhafter, ob auch mit Recht. Schon verschiedene Male hatte der Tod des einen oder des andern Gutsbesizers den Streit in Vergessenheit gebracht, ohne daß er jemals wirklich geendigt worden wäre.

Der Major haßte nichts in der Welt stärker, als einen Prozeß, weil ihm die Langsamkeit der Justiz im höchsten Grade zuwider war. „Nein,“ sagte er, „ich könnte das sonnenklarste Recht aufopfern, um nur nichts mit Akten und solchem Kram zu schaffen zu haben. Ja, wenn es bei uns auch so wäre, wie in dem Lande des großen Königs! Da ist die Justiz doch nicht so gar schneckenartig; aber hier geht sie ja immer ihren Weg wieder zurück, um nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Behüte mich Gott davor! Wenn ich nur einen halbwege ehrlichen Mann zum Gegner hätte, so ritte ich zu ihm, sagte ihm meine Gründe, und hörte seine dagegen. Es wäre doch natürlich, wenn vier gesunde Menschenaugen nicht

so gut sehen sollten, was Recht und Unrecht ist, als die Herren, die Alles so verklauseln, bestempeln, unterschreiben und beschwören lassen, als ob die Menschen lauter Spitzbuben wären."

Dem Grafen lag die Wiese gar nicht am Herzen; auch hatte er sie noch niemals gesehen. Aber — er war in Regensburg gewesen. Dort hatte er für seinen Hof einmal mit einem andern ein Arrondissements-Geschäft gehabt, und es mit großem Beifall beendet. Er bildete sich nicht wenig auf diese Unterhandlung ein, und hielt sich ihretwegen für einen großen Staatsmann. Es war ihm sehr ärgerlich, daß die Geschichte von ihrem glücklichen Erfolge so gänzlich schwieg; aber desto öfter sprach er davon, und wie von einer Sache, aus der für ganz Europa Glück und ewiger Friede entspringen müsse. „Arrondiren, Arrondissement:" in diesen beiden Wörtern lag bei ihm die ganze Staatskunst. Karl sprach sehr oft mit ihm über diesen Gegenstand; und das besonders erwarb ihm die Gunst des alten Mannes.

Bis jetzt hatte der Graf noch nie daran  
gedacht,

gedacht, daß in seinem kleinen Bezirke eine Wiese lag, die dem Major gehörte, und daß folglich er selbst nicht arrondirt war. Karl erinnerte ihn an diesen vergessenen Punkt, und der Graf fiel nun mit großer Begierde auf eine Idee, die ihn mit einem Male wieder nach Regensburg versetzte. Er betrieb das Geschäft mit seiner gewöhnlichen Formalität. Als er seine wichtige Unterhandlung anfangen sollte, hatte er bei dem fremden Hofe erst hinzuhören lassen, ob man zu einem Vergleich Lust habe, und eben so wollte er jetzt bei der Sache mit der Wiese zu Werke gehen. Er gab Karl den Auftrag, bei seinem Onkel diese Idee ganz leise zu berühren.

Karl versprach das, war aber gar nicht Willens Wort zu halten. Um den Anschein zu haben, als hätte er des Grafen Verlangen erfüllt, suchte er seinem Oheim einmal zu begegnen. Nun brachte er das Gespräch auf die Wiese, und fragte nach einiger Vorbereitung: Herr Onkel, hätten Sie nicht Lust, das Grundstück abzutreten? Der Major antwortete bestimmt: Nein. Karl hatte nehmlich die Frage in einer solchen Verbindung gethan, daß der



Major glauben mußte, seine Schwägerin wolle die Wiese zu Moorberg ziehen.

An diesem Mehn hatte Karl genug, und er sagte kein Wort mehr von der Sache. Er brachte dem Grafen die Antwort des Majors, natürlicher Weise entstellt, und setzte noch hinzu: mein Onkel ist nicht der Mann, der sich etwas göttlich nehmen läßt! — Durch die dritte und vierte Hand wußte er nun auch mancherlei an den Grafen zu bringen, was der Major gesagt haben sollte, und worin gewissermaßen eine trotzi-ge Aufforderung lag, den Prozeß nur immerhin wieder anzufangen. Der Graf war nichts weniger als streitsüchtig; aber so oft er von jetzt an das Wort Arrondissement wieder aussprach, fielen ihm die Wiese und des Majors höhnische Aeußerungen ein. Zuletzt entschloß er sich, den Prozeß aufs neue vornehmen zu lassen.

Karl triumphirte, als er es so weit gebracht hatte; denn nun war der völlige Bruch zwischen beiden Familien unvermeidlich, und noch obendrein genoß er des Vergnügens, sich an dem Major gerächt zu sehen. Der Onkel, dachte er, ist zu hitzig, als daß jetzt noch ein Vergleich zu Stande kommen könnte.

Der Major gerieth, als er die Klage des Grafen von der Regierung bekam, wirklich in Erstaunen, und dann in heftigen Zorn. „Der alte Narr!“ rief er; „ich würde ihm die Wiese abgetreten haben, wenn er den Handel freundschaftlich angefangen hätte. Aber Drohungen, Klagen? Er mag sehen, wie weit er kommt! Ich will nun nichts davon wissen. Tragt das da zum Amtmann! Abtreten! Nun und nimmermehr! Den letzten Ziegel vom Dache setz' ich daran; er soll die Wiese nicht bekommen!“

Auch dann nicht, wenn Sie Unrecht hätten, lieber Onkel? auch dann nicht? fragte Hennig.

„Nimmermehr, so lange mir die Augen offen stehen. Der alte Narr will mir nun noch den Teufel auf den Hals bannen, dem ich so lange ausgewichen bin.“

Aber, lieber Onkel, wenn der Graf nun Recht hätte?

„So mußte er kommen, und sagen: Herr, so ist es! Ich würde Niemanden mein ganzes Vermögen streitig machen, wenn er Recht dazu hätte. Ja, das würde ich, so sehr ich auch an Bequemlichkeit und Wohlhaben gewöhnt bin. Aber die Wiese? Nein, die nun nicht!“

Noch einmal, lieber Onkel: wenn der Graf nun Recht hätte!

„Ei, so höre endlich einmal auf mit deinen dummen Fragen! Was geht es mich an? Er hat prozessiren wollen, und soll es nun auch. Ja, müßte ich das Hemde vom Felbe hergeben, um Papier zu Akten daraus machen zu lassen: kurz, er soll die Wiese nicht haben!“

Hennig faßte das kleine Hännchen, das im Zimmer war, bei der Hand, und sagte freundlich: geh ein wenig zu Selbolden; du bist hier nichts nütze.

„Was soll das?“ fragte der Major mit einem halb verlegnen Gesichte; „warum soll das Kind nicht hier bleiben?“

Hennig drückte dem Major die Hand, und sagte zärtlich: es soll nicht hören, daß mein Onkel das Hemde hingeben will, um Unrecht zu thun.

Der Major rief sich vor Zorn und Verlegenheit die Stirn. „Unrecht? Nein, nicht Unrecht! Gewinnt er die Wiese, so mag er sie hinnehmen, der alte Aktenarr; ich werde sie ihm nicht vorenthalten. Aber schade will ich sie ihm machen!“

Schwerer wollen Sie ihm das Recht machen, lieber Onkel? Sie wollen sagen: lei ch t.

„Et, so bleib zu Hause mit deinem dummen Zeuge! Weißt du denn, ob er Recht hat, oder ich?“

Nein; aber so wollen wir uns danach erkundigen, und dann thun, was recht ist, nicht was der Zorn einglebt.

Der Major runzelte die Stirn, und sagte etwas ruhiger: „Hennig, darf ich denn nicht einmal über einen Narren böse werden? Der Mensch, der Graf . . .“

Ist ein Narr, lieber Onkel, daß er nicht kommt und zu Ihnen sagt: das verlange ich. Aber gehört die Wiese ihm wirklich, so hat er doch nun schon ein Jahr gewartet, daß Sie hätten sollen zu ihm gehen und sagen: die Wiese ist dein; nimm sie! — Ich frage, lieber Onkel: wissen Sie, wer Recht hat?

„Aber, Hennig, was hast du mich denn zu examiniren? Es ist ja, als ob du der Onkel wärst, und ich der Nefte!“

Hennig drückte seinem Ohelm die Hand, und wollte nun gehen. „Junge, so bleib!“ rief der Major. „Komm her! Da hast du einen

Kuß. Es ist alles vergeben und vergessen. Ob ich Recht habe? Ja, beinahe glaube ich, nein. Aber sieh, es ärgert mich, daß er mir einen Prozeß an den Hals wirft. Schikaniren will ich ihn nicht. Doch mag es nun fortgehen."

"Wenn Sie glauben Unrecht zu haben, lieber Onkel?

"Aber, Hennig, was soll ich denn machen? — Ich will nichts mit dem dummen Handel zu schaffen haben. Die Wiese gehört dir; und nun thu, was du willst. Unrecht soll mir keiner vorwerfen können, ob ich mich gleich schwer geärgert habe."

Hennig ging zu dem Justizamtmanne, und sprach mit ihm über die Sache. Gewiß ist es nicht, sagte dieser, ob der Graf Recht hat, aber doch höchst wahrscheinlich; und wenn er eine Schrift kenne, die hier im Familien-Archive liegt, so würde der Prozeß bald für ihn entschieden seyn. — Warum aber giebt man ihm die Schrift nicht, Herr Amtmann? fragte Hennig. — Wir sind nicht verbunden, unserm Feinde Waffen gegen uns selbst in die Hände zu geben. — Gott behüte! man wäre nicht verbunden, gerecht zu seyn? Wo ist die Schrift? —

Der Amtmann suchte sie hervor. Hennig ging mit ihr zu seinem Oheim, und gab sie ihm, ohne ein Wort zu sagen. Der Major las aufmerksam. „Lag das bei den Akten, die der Graf geschickt hat? Da ist ja sein Recht klar und deutlich!“

Nein, es lag in dem Archive.

„Das habe ich nicht gewußt. Nun, so reite hinüber, Hennig, und sage dem Grafen, daß mir die Schrift nicht bekannt gewesen ist. Aber, Hennig, das Archiv müssen wir einmal durchsehen. Wir können noch manches mit Unrecht besitzen, wonach weder Hund, noch Hahn, noch Gewissen krähet. Reite hinüber, und mach deine Sachen hübsch. Vergiß ja nicht, daß ich es nicht gewußt habe!“

Hennig ließ satteln, und eilte nach Ransleben. Lulise war allein zu Hause, und stand, als er auf den Hof kam, am Fenster. Alle Bedienten umringten ihn sogleich mit Blicken voll Ehrfurcht und Liebe, und jeder schien ihm gern einen Dienst leisten zu wollen; auch die Hunde sprangen herzu, und empfingen ihn schmeichelnd als ihren guten Bekannten. Lulise freute sich über diesen Auftritt, und sagte zu

ihrer Jungfer: „sieh einmal, wie freundlich alles da unten den Herrn von Halden empfängt!“ — Ja wohl! erwiderte die Jungfer; und hier oben empfängt ihn Haß und Feindschaft.

Lulise hatte nicht Zeit, zu antworten; denn schon brachten alle männlichen Domestiken Hennigen im Jubel die Treppe herauf zu dem Zimmer der Gräfin. Sie glaubte, noch die Worte: „Haß, Feindschaft,“ zu hören, und trat ihm nun so freundlich, mit einem so holden Gesichte entgegen, als wollte sie das Unrecht ihres Vaters und ihrer Cousine wieder gut machen.

Man hoffte mit jeder Stunde, daß der Graf zurückkommen würde; und Hennig blieb dabei bei Lulisen. Da saß er nun neben ihr, der Jüngling, von dem sie fast alle Tage so viel Gutes hörte, und der immer mit Liebe und Hochachtung von ihr erzählte. Bei diesem Gedanken kam ihr Herz in eine sanfte Bewegung. Sie betrachtete ihn; und sein holdes, frohes Gesicht voll Milde und Güte, aber auch voll Muth und Feuer, lächelte sie an. Zu allererst fragte sie nach Emilien. Hennig erwiderte: von der kann ich Ihnen nichts sagen, so gern ich auch wollte; aber ich glaube, sie ist glücklich. Es gab da am Hofe

allerlei wunderliche Dinge. Die Fürstin wollte sie an einen elenden Menschen verheirathen, und — Sie wissen ja den Austritt in Moorberg.

Nun war er bei dem Punkte, von dem Luise immer mit so vielem Vergnügen sprach. Sie wiederholte die Geschichte, und erinnerte sich ihrer Gevatterschaft. Ehe sie es sich versah, hatte Hennig ihre Hand genommen, und drückte sie zärtlich. Luise erröthete; denn die Cousine hatte ihr oft gesagt: ein Mädchen dürfe das von einem Manne nicht leiden; es sey unanständig. Sobald ihr das einfiel, zog sie ihre Hand zurück, um einen Kanarienvogel, den sie in Moorberg geschenkt bekommen hatte, und der jetzt auf ihrer Schulter saß, den Finger hinzuhalten, damit sie ihn Hennigen zeigen könnte.

Hennig nahm ein Stückchen Zucker zwischen die Lippen, und hielt es dem Thierchen vor den Schnabel. Das Thierchen hüpfte zurück von dem Finger auf Lulsens Hand; und auf einmal lagen die rothen, frischen Lippen des Jünglings an ihren Fingern. Sie wußte nicht, ob sie die Hand zurückziehen sollte, oder nicht. Der Vogel hüpfte, je näher ihm Hennig mit dem Zucker kam, auf Lulsens schönem Arme



immer weiter zurück, und Hennig verfolgte ihn mit seinen Lippen. Lulse dachte mit Aengstlichkeit an das alte Fräulein. Sie fürchtete, es möchte sich nun vollends gar nicht schicken, daß seine Lippen ihren Arm hinauf küßten. Endlich fiel ihr ein Mittel ein, das Ding zu endigen. Sie faßte mit ihren zarten Fingern nach dem Stückchen Zucker zwischen Hennigs Lippen, und sagte: von mir nimmt er es gewiß. Schon hatte sie es an ihrem Munde, als ihr plötzlich einfiel, daß es noch ärger wäre, wenn sie den Zucker, den die Lippen des Jünglings gehalten hätten, zwischen die ihrigen nähme. Aber sie hatte es doch nun einmal gesagt! Und wenn sie es nicht that, so konnte er das als Verachtung ansehen.

Sie nahm hocherröthend das Stückchen Zucker in die Lippen. Sogleich hüpfte der Vogel auf ihre Schulter, und dann auf den Rand ihrer Schnürbrust. Nun hielt Hennig seinen Finger an die Beine des Vogels, und das Thierchen sprang hinauf. Hennig näherte seine Hand mit dem Vogel ihrem Munde. Das war noch ärger! Sie wurde einmal über das andere roth, und wollte etwas sagen. In dem Au-

genblicke fiel das Stückchen Zucker auf Hennigs Hand, und er nahm es nun wieder in seine Lippen. Der Vogel pickte dreist hinein, und flog, als er genug hatte, wieder auf Luifens Schulter. Hennig sagte: wenn ich nur vier und zwanzig Stunden hier wäre; das artige Thierchen sollte meine Lippen eben so gern küssen, als die Ihrigen. — Nun brauchte er gar das Wort Kuß! Darüber wurde sie in der That ein wenig böse.

Hennig fing wieder an zu sprechen; und nach einigen Augenblicken hatte er auch wieder Luifens Hand, ohne daß sie es wußte. Das ist ein böser Mensch! dachte sie; wo soll ich denn meine Hände lassen? — Sie meinte, an dem allen wäre das Sükken Schuld, und sagte ihm: wollen wir nicht ein wenig in den Garten gehen? In ihrer Zerstreung merkte sie nicht, daß der Kanarienvogel auf ihrer Schulter saß. Als sie schon im Garten war, sagte Hennig: „das treue Thierchen!“ und hielt dem Vogel einen Finger hin; aber auf einmal flog er auf einen Baum. Nun lockte Lulise ihn ängstlich; und als er nicht kam, rief sie einige Bedienten, daß sie ihn wieder fangen sollten. Hennig sah,



daß der Vogel nur durch ein Versehen mit in den Garten gekommen war. Er ließ sich ein Stückchen Zucker bringen, und stieg damit den schlanken Baum hinauf; doch der Vogel flatterte immer höher. Luise und alle Leute aus dem Hause riefen Hennigen zu: er sollte wieder herunterkommen; aber er stieg sehr leicht und vorsichtig in die schlanksten Zweige. Endlich haschte er den Vogel, verbarg ihn in seinem Busen, und war bald wieder auf der Erde. Luise stand vor ihm, und fragte: ist er nicht todt? — „O nein! Ich fürchte nur, er fliegt mir wieder davon!“ — Er machte zwei Knöpfe an seiner Weste auf, und fragte: „wollen Sie ihn nun haschen? Ich will hier unten zuhalten.“ Luise steckte die kleine Hand in die Oeffnung der Weste; und als sie es gethan hatte, fiel ihr ein, daß sich das wieder nicht schickte. Sie nahm den Vogel von Hennigs hochschlagendem Herzen, und freuete sich, als sie ihn und ihre Hand zurückgezogen hatte. Nun eilte sie auf ihr Zimmer, und dachte im Gehen: das ist ein ordentlicher Unglücksmensch! Man mag auch thun, was man will, so kommt man mit ihm doch in Lagen, die sich nicht schicken! Und

dabei steht er immer aus, als ob ihm das ganz einerlei wäre!

Es war ein Glück, daß der Wagen ihres Vaters auf den Hof rollte; denn sie fing in Kurzem schon wieder an zu vergessen, mit welcher einem gefährlichen Menschen sie zu thun hatte. Nun wünschte sie, noch in der Geschwindigkeit zu erfahren, weshalb Hennig nach Ransleben gekommen wäre, was sie wohl hundertmal hatte fragen wollen; aber ihr Vater kam schon die Treppe herauf.

Lulise und Hennig gingen ihm entgegen, und die alte Cousine machte ihnen ein sehr finsternes Gesicht. Man trat in das Zimmer des Grafen. „Herr Graf,“ sagte Hennig: „mein Onkel hat heute von der Regierung eine Abschrift Ihrer Klage wegen der großen Wiese zugesandt bekommen. Ihre Forderung ist gerecht, wie Sie aus dieser Urkunde sehen werden, die ich Ihnen zustellen soll. Aber mein Onkel, Herr Graf, findet es ein wenig hart, daß Sie Ihre Forderung auf diesem Wege geltend gemacht haben; und ich bin auf seinen Befehl hier, um zu versuchen, ob nicht ein gütlicher Vergleich zu treffen wäre.“ Dies

Wort erinnerte den alten Grafen augenblick-  
 lich sehr lebhaft an Regensburg, und setzte ihn  
 in die beste Laune. Mit Freuden, antwortete  
 er lächelnd: Lassen Sie hören, welche Vor-  
 schläge der Herr Onkel mir zu thun geneigt  
 ist. Zuörderst aber müssen wir uns über die  
 allgemeinen Grundsätze des Guten verständigen,  
 das aus jedem Arrondissement entspringt. Wohl  
 schwerlich kann jemand reiflicher über diese Ma-  
 terie gedacht haben, und von dem großen Nutzen  
 des Arrondirens stärker überzeugt seyn, als ich.  
 Sehen Sie, Herr von Halden — Aber wollen  
 Sie Sich nicht setzen? Lulise gieb doch Stühle  
 — . . . Sehen Sie, das Glück von Europa  
 beruhet auf dem politischen Gleichgewichte; es  
 ist aber unmöglich, das Gewicht jedes Staates  
 zu bestimmen, so lange die einzelnen Provinzen  
 nicht beisammen liegen. Man berechnet Größe,  
 Menschenzahl, Revenüen, und bedenkt nicht,  
 daß, wenn man sich nicht arrondirt, kein Staat  
 seiner Freunde und Feinde gewiß ist, und also  
 in einem solchen Lande die ganze Staatskunst  
 der feinsten Köpfe immer schwankend bleibt.  
 Zerstreuet liegende Länder verursachen Kriege,  
 und machen alle Bündnisse ungewiß, alle Spe-

Kulationen zweifelhaft. Sie sollen sehen, daß noch die Zeiten kommen, wo jeder Fürst sich arrondirt; und dann wird der ewige Friede kein Unding mehr seyn. — Hier machte er eine Pause.

Hennig sah ihn mit großen Augen an; denn er begriff nicht, was der Streit über eine Wiese mit Europa zu thun haben könnte. Er sagte endlich trocken: „Herr Graf, mein Onkel weiß jetzt, da die Urkunde aufgefunden ist, daß die Wiese zu Mansleben gehört, und er bedauert nur, daß Sie sich nicht zuerst an ihn gewendet haben. Indeß er tritt Ihnen das Grundstück ab, weil es Ihnen zukommt, und wünscht nur zu erfahren, unter welcher gerichtlichen Form das geschehen soll. So wäre denn der Prozeß zwischen Ihnen und ihm zu Ende.“

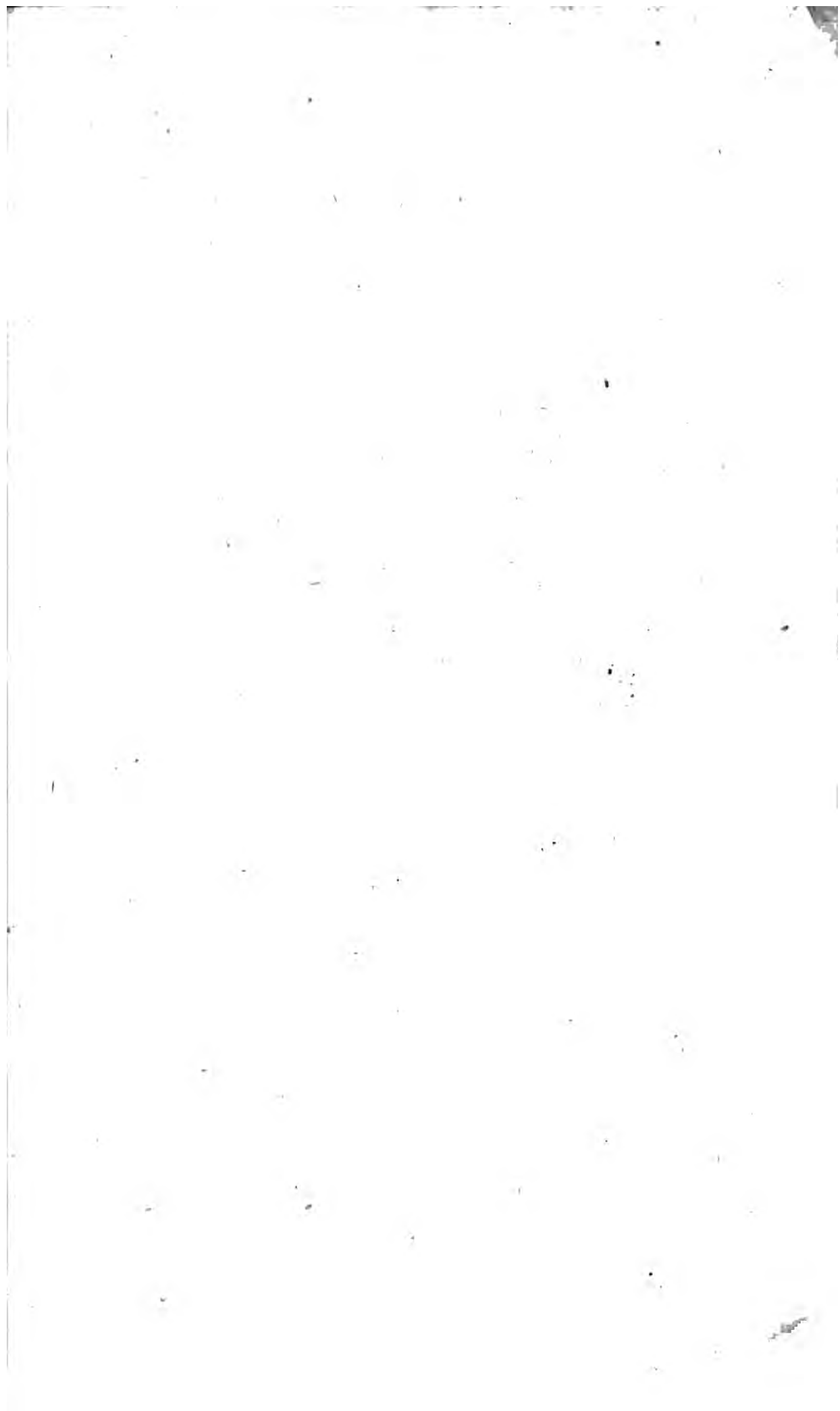
Der Graf war ein viel zu guter Politiker, um sich merken zu lassen, daß er Karl schon den Auftrag gegeben hatte, den Major auszu-  
hören, und viel zu höflich, um wieder zu sagen, was dieser alles von ihm sollte gesprochen haben. Er fragte nach einigem Besinnen nur: wie? Ihr Oheim tritt mir die Wiese ab? . . . Und welches Äquivalent fordert er dagegen?“

„Gar feins, Herr Graf, Lesen Sie nur die Urkunde, die Sie in Händen haben, und die mein Onkel erst heute aufgefunden hat; dann werden Sie sehen, daß die Wiese höchst wahrscheinlich Ihnen gehört. Also, wie gesagt, tritt der Onkel sie Ihnen ab.“

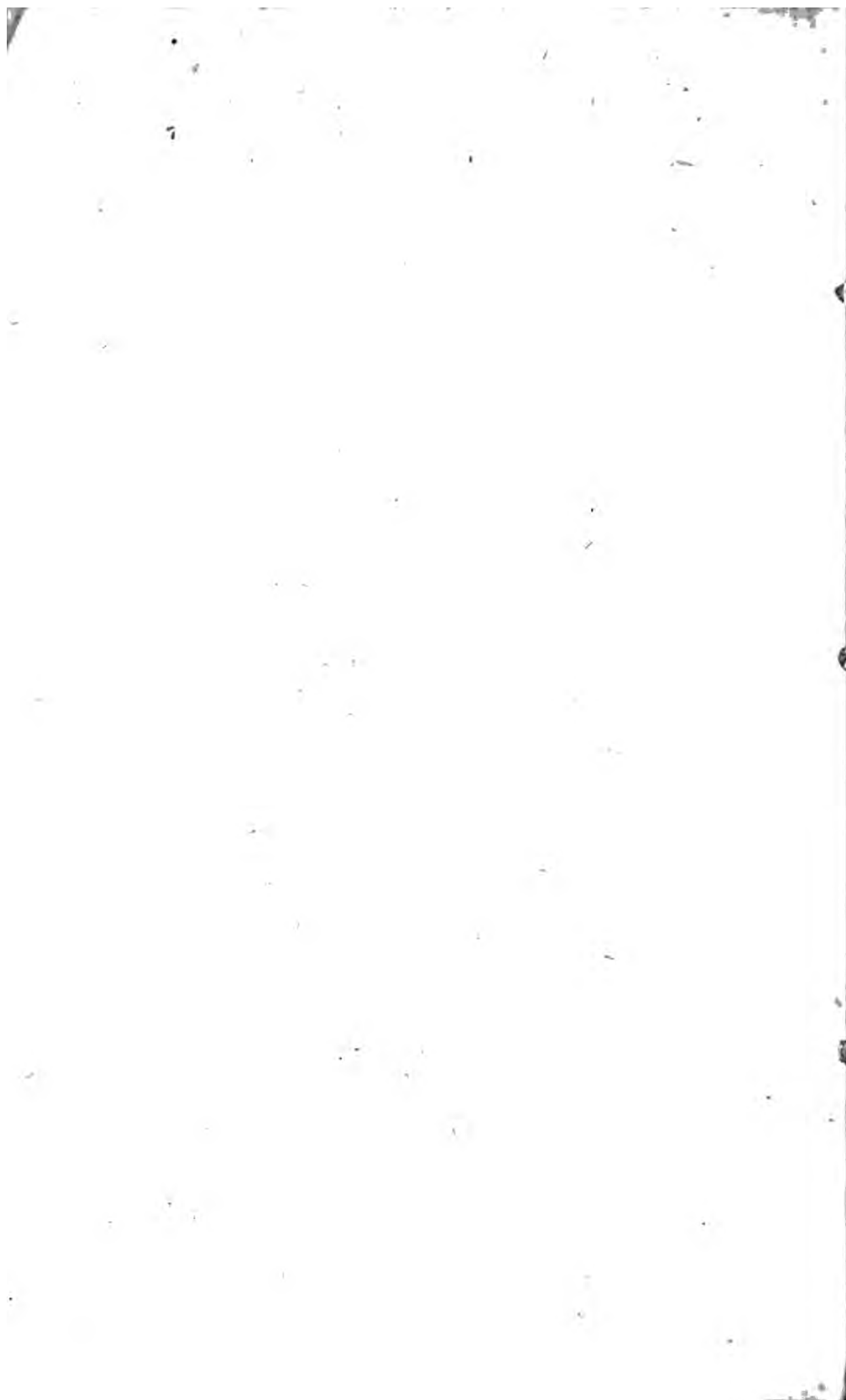
Der Graf las, und dachte für jetzt nicht mehr an sein Arrondissement. Er äußerte seine Rührung über die Redlichkeit des Majors, an welcher Hennig gar nichts Außerordentliches zu finden wußte.

„Mir die Wiese abzutreten! sagte der Graf; die Urkunde auszuliefern! In der That, das ist sehr edel!

Hennig nahm nun Abschied, setzte sich wieder auf sein Pferd, und sprengte vom Hofe hinunter. Lulise, die sich sehr freuete, daß Alles so gut ging, trat an ein Fenster, sah ihm nach, und sagte zu ihrer Jungfer: ach, wenn er doch bald wieder käme!







10: AC



